Daheimbibliothek

3. Band

Der Geiger von Thun

von A. v. Freydorf

Nr. 60-85

Daheimbibliothek III. Band:

Der Geiger von Thun.

In memoriam.

Auf Erden, ach, allein zurückgelassen
Hast grausam du dein glückverwöhntes Kind,
Das nie gelernt hat, Leid und Schmerzen fassen,
Nun mußten alle Freuden jäh erblassen,
Die doch des Lebens Pulsschlag sind.

Ich aber muß vom tiefen Weh gesunden,
Das, weiß ich, willst du! — Aber sage, wie? —
Das ich in Liebe einst zu dir gefunden, —
Ja, flüchten will ich mich aus dunklen Stunden
Ins Sonnenland der Poesie!

Der Geiger von Thun.

Roman

von

A. v. Freydorf.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1888.

1. In der Küche.

Zwischen gründurchleuchteten Rebenranken und durch runde bleigefaßte Butzenscheiben schien die Morgensonne; ihre Strahlen fielen, bunt gefärbt vom gemalten Glas, auf die vielfarbigen Mettlacher Platten, die den freundlichen Estrich einer geräumigen Küche bildeten, und huschten in neckendem Spiele hin und her, wenn der Frühlingswind draußen durch das Weinlaub fuhr. Ab und zu auch schmückten sie mit den leuchtenden Farben den braunen Rock und die weiße Schürze einer alten Magd, die geschäftig in der Küche umherging, bald auf einem dreibeinigen Holzklotz ein Stück rohes Fleisch mit wuchtig geschwungenem Holzhammer mürbe schlug, bald nach dem Feuer des großen Herdes schaute, der dem Fenster gegenüber in der einen Ecke stand, bald aus dem Salzfaß eine Handvoll Salz holte für die dampfende Fleischbrühe oder in einem eisernen Mörser Zucker zerstieß zu feinem Staub.

Es war eine gar schöne Küche, mit allen Mitteln neuzeitlicher Kunst in mittelalterlichem Geschmacke eingerichtet und ausgestattet. Rings an den dunkelgetäfelten Holzwänden liefen Börte herum, auf denen wohlgeordnet

Teller und Platten des blauen meißener Porzellans und alte Fayencen standen. Darüber und darunter, hell geputzt und glänzend wie Gold, hingen blinkende Kupferkasserolen, der Stolz jeder Köchin, wenn sie auch heutzutage durch die Bunzlauer Kochtöpfe stark verdrängt werden.

Nur der große Herd war modern, doch paßte er gut mit seinen gelben Messingbeschlägen und kupfernem Wasserschiff unter den breiten, schräg überhängenden Kamin, auf dessen braunem Holzgesimse allerhand alte Zinngeräte herumstanden.

So rührig die Alte war, oft hielt sie plötzlich mitten in ihrer Beschäftigung inne, sah zerstreut vor sich hin, um dann nach einer kleinen Weile des Besinnens eine andere Arbeit zu beginnen.

Jetzt stand sie vor der Anrichte und schälte Kartoffeln. Das ging aber heute nicht so rasch wie gewöhnlich; langsam nur drehte sie den braunen Knollen in der linken Hand, daß die schmalen Streifen erdiger Schale, die sonst wie rasch abgewickeltes Band über das Messer glitten, zögernd abfielen, und hatte sie ein Keimauge ausgestochen, so schaute sie sinnend darauf hin, als müsse sie ein Geheimnis ergründen; es währte einige Sekunden, bis sie sich entschloß, auch die andere zu entfernen, die geschälte Kartoffel in den wassergefüllten Topf fallen zu lassen und eine neue aus dem neben ihr stehenden Körbchen zu ergreifen.

Sie war so sehr in ihre Gedanken vertieft, daß sie das Öffnen der schweren Holzthür gar nicht gewahr

wurde und nicht den herannahenden Tritt; erst als sie die Worte hörte: „Nun, Frau Bächi, wie ist's, soll ich heut kein Frühschöppli haben?" drehte sie sich hastig um.

„Ist's schon an der Zeit?" fragte sie erschrocken und schaute nach der alten Wanduhr neben dem Küchenschrank. „Wahrhaftig, elf Uhr — Ach! ich bin ganz hinterfür heut."

Es war ein alter, hagerer Herr in bequemer Schützenjoppe, das Hauskäpplein über dem spärlich weißen Haar, der vor ihr stand. Jetzt nahm er bedächtig seine Pfeife aus dem Mund; die grauen Brauen über seinen freundlich blauen Augen zogen sich etwas in die Höhe, als müßten sie den Augenlidern helfen, sich weiter zu öffnen, weil Ungewöhnliches zu erschauen war, und er sagte:

„Na, was ist Euch denn passiert, Frau Bächi, Ihr seht ja ganz verdattert aus? Ist die Milch versauert oder das Schlüsselbund verlegt oder —"

Er hielt inne, als er den ernsten Ausdruck der Magd gewahrte und ihre Augen sich feuchten sah.

Sie holte einen Brief hinter dem Schurzlatz hervor, öffnete ihn, durchflog ihn nochmals mit den Augen und sagte dann:

„Mein Bruder ist so schlecht; das alte Leiden hat ihn wieder gepackt und ist schlimmer als sonst."

„Hm, hm," murmelte der alte Herr vor sich hin und ging kopfschüttelnd auf die Ecke zu neben dem Fenster, wo einige Stufen zu einem erhöhten traulichen Plätzlein hinaufführten, welches durch schön geschnitzte

Eichenrampe von der Küche abgegrenzt war und einen Erker bildete. An der Wandvertäfelung, deren oberer Vorsprung der Schaft für Bierkrüge, Weingläser und Römerkelche war, lief unten eine breite, bequeme Sitzbank herum. Ein Tisch stand davor, mit weißem, rot und blau durchwirktem Tuche bedeckt.

Schweigend war der alte Herr die Stufen hinaufgestiegen und hatte sich niedergesetzt, jetzt nahm er sein Pfeiflein wieder in den Mund, blies dicke Rauchwolken auf und schaute zu, wie die Magd am Herde ihm ein Beefsteak bereitete.

Es war bald fertig, die Frau brachte Teller und Besteck, deckte den Tisch und stellte das dampfende Fleisch auf. Dann nahm sie einen blauen Tonkrug vom Gesims, zündete ein Licht an, stieß die Thür unmittelbar neben der Estrade auf und stieg in den Keller hinunter, Bier zu holen.

Als nun alles bereit und das braune Frühschöppli weißschäumend vor dem alten Herrn stand, sagte er:

„Nun, Frau Bächi, setz Sie sich einmal ruhig da zu mir her und sag Sie mir, was mit dem Holzschnitzer ist.“

Die Magd that, wie ihr geheißen.

„Ach!“ seufzte sie, „der Herr weiß ja, der Simon war immer schwach auf der Brust, und ich mein' halt, das viele Herumziehn im Ausland hat's auch nit grad besser g'macht. Zuerst die langen Jahre in dem warmen Florenz, da ist er so verwöhnt worden, daß er kein rauhes Lüftli mehr vertragen mocht, und wär' er nur

immer dort geblieben; Arbeit und Verdienst hätt' er ja genug gehabt, aber dann hat ihn die Sehnsucht nach unsern Bergen gepackt, und man sagt ja, da könnt' kei' Schweizer anders, als daß er zurück müßt, sonst stürb' er am Heimweh."

Der alte Herr nickte: „Hab's nie versucht, kann mir's aber schon denken," sagte er. „Weiß Sie was, Frau Bächi, er hätt' damals nur gleich ganz hier bleiben sollen; kein Nordwind kann über den Grüsisberg, und nirgend ist man geschützter als bei uns in Thun."

„Jawohl," bestätigte sie, „aber dann ist halt das Unglück gekommen mit der fremden Frau. War er in der Heimat, war sie in der Fremde, und für so eine südliche ist's halt doch zu rauh hier. Wär' sie am Leben geblieben, hätt' er den Anfall wohl auch nimmer bekommen, denn er kam ja geheilt aus Italien zurück."

„Doch das ist nun auch schon lange Jahre her, und er ist nicht daran gestorben," tröstete der Herr. „Im Gegenteil — als er vor zwei Jahren aus München zurückkam und hier mitarbeitete, wie wir das Häusli neu hergerichtet haben — da hat er sogar sehr gut ausgesehen. Sei Sie nur getrost, Frau Bächi, das wird nur wieder so ein Anfall sein, der auch bald vorüber ist. Aber geh Sie doch einmal hinüber nach Hilterfingen und schau Sie nach ihm."

„Hab' Euch grad drum bitten wollen," antwortete dankbar die Magd, „der arme Kerl, er hat nirgends kein Glück gehabt!"

„Ich muß schon sagen," meinte der Alte, „bei seinem

Geschick hätt' er's weiter bringen können in der Welt, wenn er sich ein bißchen mehr nach den Bestellungen eingerichtet hätt'; aber er ist halt ein Künstler im Handwerksrock und macht, was ihm selber gefällt, einerlei, ob's Absatz findet oder nicht."

„'s wär' schon recht," gab die Magd zur Antwort, „wenn er nur die zwei armen Würmli nicht hätt'!"

„Nun," tröstete der Alte wieder, „die Würmli sind jetzt auch nimmer so klein — und Arbeit bekommt er vollauf in nächster Zeit!"

„Ihr seid so gut, Herr, und gebt ihm immer etwas zu verdienen, und er arbeitet so gern für Euch."

„Ja, ich schätz' ihn gerade darum so hoch, weil es ihm weniger um den Verdienst als um die Sache zu thun ist, weil er nur wirklich gute Muster wählt, selbst so gediegenen Geschmack hat und gut zeichnet. Wir haben keinen Holzschnitzer im ganzen Oberland, ich sage getrost in der ganzen Schweiz, der ihm gleichkommt. Er soll mir nächstens einen Rahmen machen um das Wappenbild, das ich für das Eßzimmer bestellt habe."

„Darf ich ihm das sagen, Herr? Es wird ihn freuen."

„Ja, und sag Sie ihm nur auch, ich hätt' ihn an verschiedene Fremde empfohlen. Er soll sich nur erst wieder gesund pflegen; und hör Sie, Frau Bächi, wenn Sie's für nötig hält, so schick' ich ihm den Doktor einmal hinaus nach Hilterfingen."

Der alte Herr hatte sein Beefsteak gegessen und das Krüglein allgemach leer getrunken. Er stand auf, — da wurden Tritte auf dem Kiesweg des Gartens hörbar.

Frau Bächi drehte sich um und sah durch die bunten Scheiben. „Der Herr Pfarrer Klein," rief sie, indem sie die Stufen hinuntereilte und das Fenster öffnete. Dann machte sie ihrem Herrn Platz, der auch herzugetreten war.

„Ei, grüß Euch Gott, Herr Pfarrer, sieht man Sie auch einmal hier in Thun?" rief er dem Nahenden entgegen. „Nun, verziehet einen Augenblick, ich komme sogleich heraus, hab' mich lang darauf gefreut, Ihnen mein neu eingerichtetes Häusli zu zeigen."

Er eilte zur Küche hinaus, während Frau Bächi die Frühstücksreste abtrug und den Tisch auf der Estrade frisch herrichtete, Butter, Käse und Brot aufstellte und den Bierkrug wieder füllte. Denn sie wußte aus Erfahrung, die Besichtigung des Hauses endete immer mit dem Besuch der Küche. Mit Vorliebe brüstete sich der alte Herr seines originellen Einfalls, ein Frühstück- und „Vespererkerli" in der „Kuchi" selbst zu haben, wo man durch einen Wink die Vorräte des Speiseschrankes auf den Tisch versetzen könne, „und," pflegte er pfiffig schmunzelnd hinzuzufügen, indem er auf die eisenbeschlagene Thür neben den Stufen zeigte, „just neben dem Keller!"

So rasch aber hatte Frau Bächi die beiden Herren nicht erwartet. Sie konnten unmöglich schon in den Zimmern gewesen sein und sahen ernst und schweigsam aus.

Der Pfarrer ging auf die alte Magd zu, welche ihm die Hand zum Gruße bot, und sagte leise:

„Liebe Frau Bächi, ich bringe Euch eine traurige Nachricht: Euer Bruder ist gestern abend gestorben.

„Gestorben? Ach Gott," jammerte sie, „wie ist denn das möglich, so schlimm war es doch nicht!" Sie setzte sich auf einen Stuhl nieder und rang die Hände.

„Es ist eben ein Lungenschlag dazu gekommen," erklärte der Pfarrer und trat tröstend zu ihr hin. „Gott hat ihm das Ende leicht gemacht, es hätt' noch lang' dauern können. Und nun bin ich selbst herübergefahren, um Herrn Kermatten zu bitten, daß Ihr kommt, um alles anzuordnen. Morgen soll das Begräbnis sein, und man muß auch bedenken, was mit dem Mädli und dem Buben anfangen."

„Herr Gott, die armen Würmli, was soll denn aus denen werden?" schluchzte die Alte.

Herr Kermatten legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ich hab' dem Herrn Pfarrer schon gesagt, daß ich lang' gewollt habe, Sie soll sich noch eine Hilfe nehmen. Aber es hat nun nie gut gethan, weil die jungen Mägde nie nach Ihrem Sinn waren, die eine naschig, die andre zu faul, da gab's allemal Gezank und Spektakel nach kurzen Wochen. Jetzt nehm Sie das Mädel hieher — wie alt ist es denn, Herr Pfarrer?" wandte er sich fragend an diesen.

„Es wird wohl dreizehn alt sein," war die Antwort.

„Na, da kann Sie es schon heranziehen, ganz nach Ihrem Gusto — und den Buben — wie alt ist der?"

„Ach!" rief die Magd aufspringend, „der Herr sind ein Engel, aber," sie schüttelte bedenklich den Kopf, „wenn ich auch das Mädli hernehmen darf, das Hänsli, das ist noch ein ganz kleiner Bub — kaum sechs Jahre alt."

„Nun, bring Sie ihn nur einmal mit, wird sich auch für den etwas finden. Drüben im Gärtnerhaus ist ja ein ganzer Rudel Kinder, da schlupft er auch noch mit unter."

Gerührt drückte der Pfarrer dem alten Herrn die Hand.

„Mach Sie sich nur gleich fertig," fuhr Herr Kermatten fort, „dann nimmt Sie wohl der Herr Pfarrer in seinem Wägelchen mit nach Hilterfingen, wenn er zurückfährt."

„Natürlich," erwiderte dieser.

Trotz dem Ernst, mit dem der alte Herr eben gesprochen, wandte er sich nun lächelnd zu seinem Gast und sagte:

„Nun aber, Herr Pfarrer, bewundern Sie meine Kuchi, und" — er führte ihn zur Estrade — „sehen Sie, darauf bilde ich mir etwas ganz besonderes ein!"

„Ich habe schon davon gehört," lachte Pfarrer Klein, indem er die Stufen hinaufschritt, „aber es ist auch wirklich ein herziges Plätzli."

„Ja — und da müssen Sie jetzt ein Frühschöppli trinken, Herr Pfarrer, sehen Sie, das ist der Vorteil von meiner Einrichtung, nun ist es mir ein leichtes, Ihnen das Frühstück selbst zusammen zu holen."

„Ist schon alles gerichtet!" rief die alte Magd, die eben hinausgehen wollte. Unter der Thür aber wandte sie sich noch einmal um und sagte: „Ich hole die Gärtnersfrau, daß sie herüben bleibt, bis ich wieder da bin."

„Ja," nickte Herr Kermatten, „es ist recht, und noch eins, Frau Bächi," rief er mit lauter Stimme ihr nach, da die Magd schon im Gange verschwunden war, „wenn Sie doch zu Gärtners hinüber geht, der Joseph soll einen Kranz machen, kann auch einen Lorbeerzweig hineinwinden, den nimm Sie mit von mir, der Simon von Allmen war ein Künstler, es ist mir leid um ihn, sehr leid."

Die Alte kam nochmals zurück, sie trocknete mit der Schürze ihre nassen Wangen und reichte über die Brüstung dem alten Herrn, der nun am Tischchen saß, ihre schwielige Hand in stummem Dank.

Als sie fort war, schenkte Herr Kermatten seinem Gast Bier ein, legte ihm Käse vor und Brot und zündete sich selbst sein Pfeifchen wieder an.

„'s ist jammerschad um den von Allmen," hub er an, „ich hatte noch so allerlei Arbeit für ihn."

„Manches Fertige ist in der Werkstatt," erzählte der Pfarrer, „das wird wohl versteigert werden müssen, um Begräbnis und Mietzins zu bezahlen. Auch sagte der Schreiner Hübner, der nebenan wohnt, er habe noch eine Forderung für Eichenholz."

„Sie thäten mir einen Gefallen, Herr Pfarrer, zu sorgen, daß alles gut in Ordnung kommt. Die alte Bächi war mir durch dreißig Jahre eine treue Magd, ich kann's ihr mit Geld nicht lohnen."

„Nun, sie hat auch einen guten Herrn an Euch," versetzte der Pfarrer, „und daß Sie für die Kinder sorgen wollen, damit verdienen Sie sich Gottes Lohn.

Das Rösli nähm' ich schon selber gern, wenn es ging', das ist ein herzliebes Geschöpf, wenn man ihr in die dunkeln, sinnigen Augen schaut. Aber die Kinder im Dorf mögen sie nicht leiden, weil sie so ganz andrer Art ist als sie, lieber allein in den Wäldern herumläuft und ihre Ziegen abseits auf die Matten treibt, ohne sich in lärmende Spiele der andern zu gesellen. Auch daß sie schwarzhaarig ist, mit blassem Gesicht und nicht so braunhäutig und rotbackig wie die andern, macht sie diesen fremd. Ich habe oft schon zanken müssen, weil sie ihr: ‚schwarze Hex!' nachrufen. Deswegen ist es gut, sie kommt fort aus dem Dorf, es könnt' sie doch am Ende störrisch machen und bitter."

„Sie machen mir ja da eine liebliche Beschreibung von dem Mädli, das ich ins Haus nehmen will — am End' gar eine Hexe," lachte Herr Kermatten. „Aber so schlimm ist's wohl nicht. Sie wird ihrer Mutter gleich sehen, die aus der Lombardei stammte."

„So, so, die Mutter war eine Italienerin," sagte der Pfarrer erstaunt, „ja, dann begreife ich schon. Dem Hänsli sieht man das nicht an, der schaut aus nach dem Vater. Aber wie ist denn der Herr von Allmen dazu gekommen, eine Fremde zu nehmen, das thut doch sonst ein Schweizer nicht leicht?"

Pfarrer Klein war noch nicht so lange in Hilterfingen, daß er alles von Land und Leuten gehört hätte; nun erzählte ihm Herr Kermatten, was er von Frau Bächis Bruder wußte. Den Vater, den alten Peter von Allmen, habe er selbst noch gut gekannt, es sei ein

tüchtiger Bauschreiner gewesen, und auch der Sohn habe das Handwerk betrieben, doch schon als Kind viel Vorliebe und Geschick gezeigt, mit dem Schnitzmesser zu hantieren. Wo er ein Stücklein hartes Holz gefunden, habe er eine Ziege oder einen Stier daraus gemacht; und habe er eine Kuh geschnitzt, so wußte er es mit Astflecken und Adern so geschickt einzurichten, daß man die Simmenthäler Rasse deutlich erkennen konnte.

„Da hat er wohl als Kind schon manchen Rappen verdient von den Fremden?" schaltete der Pfarrer ein.

„Jawohl," versetzte Kermatten, „und sein Vater spekulierte auch darauf, aber der Simon konnte nie zweimal dasselbe machen, und immer nur das, wozu er gerade Lust hatte. Bestellte man einen Bären, wie sie in Bern zu Dutzenden zu haben sind, so lieferte er wohl ein Gemsböcklein, oder auch umgekehrt. Und dann kam der Husten — so ging er auf die Wanderschaft, hinüber über die Schneewand ins Italienische. Dort ist er lange Jahre gewesen, hauptsächlich in Florenz, wo er in einem großen Rahmen- und Spiegelgeschäft die Kunstschnitzerei vollständig erlernt hat."

„Und wahrscheinlich des Meisters Töchterlein geheiratet?" ergänzte Pfarrer Klein.

„Glaube nicht. Die Heirat war immer eine dunkle Geschichte. Er wird die Jungfer wohl gefreit haben gegen den Willen der Eltern. Ich habe die Sache nie recht erfahren können und Frau Bächi auch nicht. Ganz in der Ordnung war es nicht, aber ehrlich getraut sind sie gewesen, er konnte dem Schultheißen die Papiere

vorlegen. Die Frau muß nach allem aus vornehmem Hause und bildschön gewesen sein; sie war an keine Arbeit und Entbehrung gewöhnt, und er soll sie behandelt haben wie eine Prinzessin, da er mit ihr hierher zurückkam. Sie starb aber schon im zweiten Winter, und ein Glück war's, daß dem Simon gerade damals ein großer Arbeitsauftrag wurde, der ihn nach München rief und alle seine Gedanken in Anspruch nahm."

Während des Gesprächs hatten die beiden Herren die Kanne Bier leer getrunken, nun trat auch Frau Bächi wieder ein, in Trauer gekleidet und fertig zur Abfahrt.

---

2. Am Sarg.

Pfarrer Klein hatte sein Gefährt draußen auf der Landstraße halten lassen, und Herr Kermatten begleitete ihn noch die schattige Kastanienallee hinunter, welche zum Gartenthor führte. Eben brachte auch der Gärtner den fertigen Kranz, und Frau Bächi reichte ihrem Herrn nochmals die Hand zum Dank. „B'hüet Euch Gott," sagte sie und stieg ein, während auch der Pfarrer sich verabschiedete. Gleich nachher rollte das Wägelein die Landstraße entlang, bog dann ein nach rechts und fuhr bald über die Brücke, unter welcher die schäumende Aare rauschend zwischen den alten hochgetürmten Häusern des Städtleins herunterschießt. Es war Markttag. Langsam und vorsichtig mußte das Pferd zwischen den langen Reihen leicht aufgestellter Buden hindurchgelenkt werden, an den Tischen mit hochaufgeschichteten Käsen und gefüllten Buttereimern vorbei, bis es aus der Peliz (dem ältesten Teile von Thun, wo wahrscheinlich die Römer ein Palatium hatten) heraus war und nun auf der schönen breiten Chaussee, am Thunerhofe vorüber, wieder tüchtig ausgreifen konnte.

Frau Bächi saß schweigend und hing trauernd ihren trüben Gedanken nach, während Pfarrer Klein, dessen

Pferd nicht viel der Führung bedurfte, seine Augen über die prachtvolle Landschaft schweifen ließ.

„Schaut nur einmal auf, Frau Bächi, und seht, wie großartig und schön das alles ist.“

„Ja, ja,“ antwortete sie, „kann's nicht begreifen, daß mein Bruder seine längsten Jahre so zubringen mochte draußen in der Fremde, und kaum ist er zurück, so muß er sterben.“

„Gottes Wege sind unerforschlich, und fügen müssen wir uns in Demut und Geduld. Aber auch seine Gnade hat der Himmel Euch gezeigt, liebe Frau, indem er das Herz Eures Herrn so gut und weich stimmt für die armen Waisen. Was aus ihnen werden sollte, das war mir eine schwere Sorge, als ich heute morgen nach Thun fuhr. Nun thut mir der Blick auf das schöne Land da vor meinen Augen doppelt wohl, da ich auch die Menschen darin immer besser kennen und schätzen lerne.“

Der Pfarrer hatte sich so in Begeisterung geredet, daß er des Fahrens fast ganz vergaß, und erst als das Pferd beinahe still stand, merkte er darauf und trieb es mit leichten Peitschenhieben zu rascherem Schritt.

Durch die Bachimatt mit ihren hundertjährigen Linden und an den Gartenanlagen der altertümlichen Chartreuse vorbei fuhren sie jetzt entlang dem See, auf dessen glatter Fläche sich am jenseitigen Ufer das kleine Kirchlein von Einigen spiegelte und weiterhin die Schloßtürme von Spieß auftauchten.

„Das ist die Hünegg,“ hub Pfarrer Klein wieder an, als sie dicht unter den Gartenmauern eines ausge-

dehnten Parkes vorbeikamen. „Für den Prachtbau des neuen Schlosses hat Ihr Bruder wohl auch manches Kunstwerk liefern müssen. Nicht wahr?“

„Ich weiß es wirklich nicht!“ gab Frau Bächi zur Antwort. „Ich hab' ihn nur gesehen, wenn er für meinen Herrn etwas zu thun hatte.“ Da öffnete sich eben, als sie vorbeifuhren, das Gartenthor, und ein Junge trat heraus; er hatte einen großen grünen Totenkranz in der Hand und blieb einen Augenblick stehen, den Pfarrer zu grüßen und das Wägelein vorbei zu lassen. Frau Bächi hielt den Kranz, den ihr Herr ihr mitgegeben, vor sich auf den Knien. Da der Knabe den erblickte, machte er ein Zeichen, als wollte er etwas sagen, aber als Pfarrer Klein nun das Pferd anhielt, blieb er doch stumm, bis dieser fragte:

„Was wolltest du? Für wen ist der Kranz?“

„Für den Holzschnitzer in Hilterfingen,“ war die Antwort, „ich dachte —“

„Ganz recht, wir können ihn mitnehmen,“ antwortete der Pfarrer und nickte zufrieden, als er die wehmütig stolze Freude der alten Magd sah, die jetzt den Kranz neben den ihren legte.

Bald fuhr das Wägelchen in das kleine Dorf ein und hielt vor einem der dunkelbraunen Holzhäuser mit weit vorstehendem, moosüberwachsenem Strohdach, das auf der Seeseite stand. „Das sieht nicht aus wie ein Trauerhaus,“ sagte Frau Bächi halb trüb, halb bewundernd, als sie die Fülle von bunten Blumen gewahrte, die an allen Fenstern standen und von der mit Schnitz-

werk reich gezierten breiten Laube wie ein üppiges Blütengewinde herunterhingen. Nelken-, Levkoien-, Geranientöpfe waren angebracht, wo nur ein klein Plätzlein sich gefunden, und standen auch noch einzeln auf den aus den Wänden hervorspringenden Querbalken.

„Und dort der Kleine versteht auch noch kaum, was ihm geschehen ist," antwortete seufzend der Pfarrer und zeigte dabei auf einen Knaben, der hoch oben auf dem Holzvorrat saß, welcher wie eine wärmende Verkleidung rings herum um den unteren Stock des Hauses aufgebaut war. Der Knabe hatte eine Katze im Schoß, streichelte sie und baumelte vergnügt mit den Füßen.

„Komm, Hänsli!" rief ihm der Pfarrer zu, der eben abgestiegen war und der alten Magd vom Wagen herunterhalf. „Komm und gib deiner Tante ein Patschhändli." Der Bub ließ die Katze springen, aber er selbst rührte und regte sich nicht, bis der Pfarrer herzutrat und ihn von seinem hohen Sitz herunterhob. Noch war er scheu und wollte sich verkriechen, als Frau Bächi aus ihrer Tasche ein Stück Kuchen hervorholte, welches sie vorsorglich mitgenommen, denn so nahe Thun und Hilterfingen bei einander liegen, Frau Bächi hatte die Kinder ihres Bruders nur wenig gesehen. Der Kuchen erleichterte die Bekanntschaft wesentlich.

„Wo ist denn deine Schwester?" fragte der Pfarrer, als der Kleine zutraulicher geworden war.

„Dort oben," gab das Kind zur Antwort und wies hinauf, wo an der linken Seite des Hauses das Dach weit hinunter hing über eine breite offene Laube, die

den zweiten Stock bildete, eine ebenso nach dem See hin offene Werkstatt. Schön zeichneten sich die dunkelbraunen Balken und Wände ab gegen die fernblauen Berge und das leuchtende Wasser.

„Dort oben liegt der Vater und schläft, und Rösli wehrt ihm die Fliegen mit einem Maien ab," erklärte der Knabe.

Frau Bächi nahm ihn an der Hand: „Führe mich zu ihr," sagte sie und wollte der Hausthür zueilen.

„Nein, hier durch," antwortetete er, indem er sie nach der Werkstatt zog.

In dem großen Raum, den sie nun durchschritten, standen überall die angefangenen Arbeiten in Masse herum. Holzrahmen, fast fertig geschnitten, hingen an den Wänden, auf der Drehbank lagen künstlich gewundene Füße für einen Tisch, und längs der Galerie standen in langen Reihen braune Holztafeln mit Hautreliefs von Blumen und Früchten, Geflügel und Wildbret, wohl Teile zu einem Speiseschrank.

„Gott, was muß mein Bruder geschafft haben in der letzten Zeit!" rief Frau Bächi in staunender Bewunderung, indem sie sich in der Werkstatt umsah, „welch ein ungeheurer Fleiß!"

Hänsli deutete auf eine noch leere Holzplatte: „Und dort drauf kommt meine Mieze, sowie Vater ausgeschlafen hat; er hat's mir versprochen, ich hab' ihn schon wecken wollen, aber Rösli leidt's nicht."

Pfarrer Klein war hinter Frau Bächi hergeschritten; als sie eben die kleine steile Treppe ersteigen wollte, zu

welcher der Knabe sie führte, hielt er sie ein wenig zurück und sagte: „Es wird besser sein, Ihr überlaßt mir das Hänsli für heute und morgen, ich will es mit in die Pfarre nehmen, da kann es bleiben, bis Ihr es abholt ins Inselhaus.“

Kaum hatte der Knabe das gehört, so riß er sich los, sprang die Stiege hinauf und schrie ganz außer sich: „Väterli, wach auf! Sie wollen mich fortnehmen! Gelt, du leid'ts nicht — nein, nein — gelt, Rösli, ich darf bleiben!“

Frau Bächi war ihm nachgeeilt, jetzt kam sie oben an, aber ruhig blieb sie stehen und faltete die Hände in stummem Weh. Vor ihr mitten in der Laube stand der offene Sarg, sie sah auf das bleiche Antlitz ihres Bruders, das darin lag, friedlich und schön, als habe er kein Erdenleid getragen.

Aber neben dem blassen Gesicht war noch ein anderer Kopf, man sah nur das schwarze Haar, das wirr herunterhing über die zarte Gestalt, die bei dem Sarge am Boden lag, die Arme um den Toten geschlungen.

Hänsli stand an der oberen Ecke des Sarges, er hatte sein eines Ärmchen um der Schwester Hals gelegt, das andere um des Vaters Kopf und schrie und schluchzte: „Ich will nicht fort! Väterli, so wach doch auf!“ Er fuhr mit seinem Händchen über das bleiche Gesicht: „Hu, wie kalt! Rösli, der Vater friert — so hör doch, Rösli!“

Da hub das Mädchen langsam den Kopf und sagte: „Sei ruhig, Hänsli, Vater wird schon wieder warm und

wach, wenn er beim Mütterli droben im Himmel ist." Bei diesen Worten fing sie nun aber selbst wieder laut an zu weinen, warf sich über den Toten und schluchzte: „Mein Väterli, laß mich nicht allein, mich und das Hänsli — ach! sag dem lieben Gott, daß wir nicht allein sein können."

Frau Bächi trat herzu, beugte sich über sie, und indem sie versuchte, sie aufzurichten, sagte sie beruhigend: „Nein, Rösli, ihr seid nicht allein, der liebe Gott hat schon gesorgt, du kommst jetzt zu mir." Das Mädchen schüttelte den Kopf und weinte noch mehr.

„Rösli, ich bin die Frau Bächi, weißt denn das nit, deine Tante, deines Vaters Schwester? Herr Kermatten, bei dem ich in Dienst bin, hat erlaubt, daß ich dich zu mir nehmen darf in die Küche."

Rose hob den Kopf. „Und das Hänsli?" fragte sie angstvoll.

„Der soll auch gut untergebracht werden," antwortete Pfarrer Klein, welcher herzugetreten war, um den Knaben zu bewegen, ihm für heute zu folgen.

Rose glaubte, sie sollten getrennt werden, da sprang sie auf, riß das Brüderlein an sich, hielt ihn fest gegen sich gedrückt und rief:

„Lieber gehen wir betteln zusammen durch die weite Welt — gelt, mein Hänsli — ich kann Lieder singen, die schönen von der Mutter und die, die mich der Vater gelehrt, aber ich laß dich nicht von der Hand, nein, nie, niemals — wir zwei gehören zusammen, wir sind ja ganz allein auf der Welt!"

Und wieder warf sie sich auf die Kniee neben den Sarg, schlug die Hände vors Gesicht und weinte, daß die heißen Thränen zwischen den Fingern hervorquollen.

Die alte Magd blickte unzufrieden auf sie nieder; sie hatte es so gut gemeint und gedacht, anders empfangen zu werden, auch überlegte sie, ob das leidenschaftliche Mädchen wohl bei ihr gut thun würde und ob sie sich nicht eine schwere Sorge auflaste. Der Pfarrer schien ihre Gedanken zu erraten und machte ein Zeichen mit der Hand, als wollte er sagen: „Laßt sie jetzt in Ruhe," und in gedämpftem Tone fügte er hinzu, daß nur die Alte ihn hören konnte: „Es wird sich schon machen, seid unbesorgt; ich kenne Rösli, sie ist gefühlvoller als sonst Kinder sind und hat ihren Vater absonderlich verehrt. Aber sie ist auch gereifter und sinniger als andere ihres Alters, vielleicht weil sie schon so viel in der Welt herum gewesen ist. In kurzer Zeit wird sie ruhiger und kommt zur Vernunft, verlaßt Euch darauf!"

Frau Bächi nickte zustimmend, doch ihr Ausdruck blieb unzufrieden, sie machte keine weiteren Versuche mehr, das Mädchen zu trösten oder den Knaben durch ein zweites Stück Kuchen an sich zu ziehen. Still setzte sie sich auf einen Stuhl, faltete die Hände und schaute auf das blasse Gesicht.

„Morgen früh um acht Uhr ist das Begräbnis," flüsterte ihr Pfarrer Klein noch zu, ehe er die Treppe hinunterstieg. Kurz nachher hörte sie ihn von unten nochmals nach ihr rufen; sie ging vor an die Brüstung der Laube und schaute hinab, wo der Pfarrer eben die

Kränze aus dem Wagen hob. Rasch eilte sie hinunter in die Werkstatt, nahm sie in Empfang und dankte dem Pfarrer wieder, daß sie in seinem Wägelchen hatte mitfahren können.

Langsam und leise ging sie dann zurück nach der oberen Laube, trat an den Sarg und legte die Kränze nieder auf den Toten. Häusli, der ruhig am Boden gesessen hatte, sprang in die Höhe: „O schau nur, Rösli, die prächtigen Blumen,“ rief er und klatschte in die Händchen.

Das Rascheln des Laubes erweckte auch Rösli aus ihrer Erstarrung, sie hob den Kopf und sah bewundernd den schönen Schmuck. Mit feuchtem Lächeln blickte sie auf zur alten Frau und sagte weich: „O, ich dank' Euch recht schön!“ Als sie aber gewahrte, daß dieser eine Thräne im Auge glänzte, sprang sie auf, schlang die Arme um ihren Hals, streichelte ihr die Wangen und rief: „Gelt, das Hänsli darf ich bei mir behalten, und ich will auch so gut sein — so gut, wie du gar nicht glauben kannst!“

Jetzt war das Eis gebrochen. Frau Bächi strich über des Mädchens schwarzes Haar, sie nahm sie bei der Hand und führte sie zur Bank, welche rings um die Laube herumlief. „Komm,“ sprach sie, „setze dich zu mir, dann will ich dir sagen, wie alles wird.“

Und sie erzählte dem Mädchen, daß Herr Kermatten auch in einem alten Bauernhause wohne, das sei aber ganz neu hergerichtet zu einem schönen Chalet, ihr Vater habe dabei auch mitgeholfen; und ringsum sei ein großer

Park mit prächtigen alten Bäumen; im Garten seien die schönsten Blumen und oft so fein zusammengepflanzt, daß man fast meinen könne, es wären bunte Teppiche auf dem grünen Rasen ausgebreitet. Und an drei Seiten, fast um den ganzen Park, um Garten und Haus herum fließe die Aare, darum heiße das Besitztum auch das Inseli. Und auf derselben Insel, keine fünf Minuten entfernt, wohne in einem kleinen Häuschen, das vollständig von Epheu übersponnen sei, Herrn Kermattens Gärtner, der Joseph mit seiner Frau und sechs Kindern, dort solle das Hänsli hinkommen.

Rösli hatte aufmerksam zugehört, ihre Augen leuchteten, da sie von Blumen und alten Bäumen hörte, aber bei den sechs Gärtnerkindern schlug sie die Hände zusammen. „Ach, du armes Hänsli, da wirst du einmal was geplagt werden!"

Der Knabe war auch herangekommen und hatte aufgepaßt. „O nein," rief er, „die plag' ich selber, da hab' ich nicht Angst!" Rösli zog ihn zu sich auf den Schoß. „Du mußt brav sein und gut! Laß mich nur machen, wenn sie's zu arg mit dir treiben, sing' ich ihnen kein einziges von meinen schönen Verslein."

So vermochten die Bilder einer freundlichen Zukunft auch dieses junge Herz von der harten Gegenwart abzuziehen und die trostlosen Gedanken in neue Bahnen zu lenken.

Sie setzte sich wieder still an den Sarg und wehrte den Fliegen, während Frau Bächi mit dem Knaben im Hause herumging, ordnete und schaltete, und als es

Abend wurde, die Nachbarsleute, die herzukamen, um Trostesworte zu sagen, in die Werkstatt führte, wo sie in halblautem Ton über den raschen Tod des Holzschnitzers sprachen und ihre Meinung sagten.

Als sie noch so standen und plauderten, ertönten in das Gemurmel auf einmal von oben herab leise Saitenklänge und von zarter Stimme eine fremdländische Weise. Die Bauernfrauen horchten auf und sahen sich fragend einander an; die eine verzog spöttisch den Mund und flüsterte deutlich genug, daß Frau Bächi es hören konnte: „I hab's ja immer gesagt, so ne schwarze welsche Hex hat koi Herz, jetzt singt's gar schon wieder, wenn der Vater noch nit einmal unter der Erden ist!"

Frau Bächi ging rasch die Treppe hinauf, um Rösli den Gesang zu verwehren, aber betroffen blieb sie stehen, als sie das Mädchen auf dem Fußende des Sarges sitzen sah, die Laute auf den Knien, mit seligem Lächeln nach dem Antlitz des toten Mannes blickend. „Du mußt nit singen, Rösli, das paßt sich nicht!" rief sie ihr zu in verweisendem Ton.

Die Kleine schrak zusammen und verstummte. „'s ist meiner Mutter Lied," sagte sie dann, er hat's so gern gehabt der Vater, und hat mir selber die Griffe gezeigt auf der Laute. Gelt, Väterli, du willst, daß ich dir singen soll noch einmal vor Schlafengehen?" Frau Bächi trat zu ihr und nahm ihr die Laute aus der Hand: „Er hört es ja doch nicht mehr!"

„O schau," rief das Mädchen, und in atemloser Spannung beugte sie sich nieder über den Toten, „schau

nur, sein Gesicht ist nicht mehr so bleich, er wird wieder rot, gewiß, er lebt wieder auf!“

„Die Sonne geht unter — sieh, wie die Berge und der Himmel glühn; es ist nur der Wiederschein, der hereinfällt!“

Da sprang Rösli vor an die Brüstung und schaute hinaus über den See. „Ach, Väterli, das hast du immer so gern gehabt, wenn die Sonne versinkt und die Berge verglühn, o könntest du's nur noch einmal sehen, wie der Mönch und die Jungfrau dastehn in ihrer Pracht, nur ein einziges Mal noch,“ schluchzte sie; dann legte sie ihren Kopf auf die Brüstung und weinte von neuem, doch als sie die Nachbarsleute heraufkommen hörte, schlich sie sich fort ins anstoßende Zimmer.

Der Abend verging; Frau Bächi hatte den Buben zu Bett gelegt und Rose endlich dazu gebracht, ihr Lager zu suchen. Sie selbst wollte wachen, lag aber auch bald ruhig schlafend auf dem alten Sofa des Wohnzimmers. Die Thür zur Laube war nur angelehnt, und draußen brannte in geschlossener Laterne ein mattes Licht. Es war tief in der Nacht, kein Laut drang von der Dorfstraße herauf, und auch im Hause was alles still; da stand Rose leise auf von ihrem Bett, warf ihre Kleider um und ging auf den Zehen vorsichtig hinaus.

Fahl fiel der Mondenschein herein, und unheimlich sah die Laube aus mit ihrem düsteren Schmuck. Aber das Kind merkte es nicht, es trat ohne Scheu heran und sagte leise: „Jetzt sing' ich dir doch noch dein Lied, Väterli, ich weiß, daß dich's freut!“

Und leise fing sie an, die fremden Worte zu summen. Auf einmal aber blieb sie stecken, sie wußte den Fortgang nicht mehr — das Ende, und wie sie auch suchte, es wollte nicht gehen, vielleicht auch, weil sie die italienischen Worte nie recht verstanden hatte.

„Sei nur ruhig, Väterli," flüsterte sie, „ich find' es schon — draußen auf der Mutter Grab — da, wo du's immer gesungen, dort fallt mir's ein, ganz gewiß."

Ohne sich lange zu besinnen, ging sie die Treppe hinab durch die Werkstatt auf die Gasse, zwischen den dunkeln Häusern fort, die Halde hinauf über Wiesen und Äcker, bis sie zum Kirchhof gelangte. Der aber war geschlossen — enttäuscht stand sie da — doch so leicht ließ sie sich nicht abbringen von ihrem Vorhaben. Sie suchte rings an der Hecke und fand auch bald eine Stelle, wo sie sich hindurchdrängen konnte. Dann mit raschem Schritt sprang sie zwischen den wohlbekannten Kreuzlein hindurch nach dem Stein, der den Namen ihrer Mutter trug. Neben dem Stein war eine tiefe Grube gegraben, sie erschrak, als sie es sah. Eben kam der Mond hinter einer Wolke hervor, beleuchtete all die Grabdenkmäler, und mit breitem Goldstreif spiegelte er sich weit unten im See, der tief zu des Mädchens Füßen lag. Jetzt fing sie doch an sich zu grauen, als sie so vor dem offenen Grabe stand, sie wagte nicht die Lippen zum Gesang zu öffnen, nur in Gedanken suchte sie nach der verlorenen Melodie und pflückte dabei von den Rosen, die, feucht vom Nachttau, bleich aussahen im fahlen Dämmerschein. Sie warf Zweige und Blüten hinein

in die Grube. „Muetterli, jetzt kommt der Vater bald zu dir," sagte sie, „dann sing du ihm selber dein Lied, er hört es so gern." Sie unterbrach sich, es war ihr, als höre sie tief unten vom See her das Lied, nach dem sie suchte; jawohl, es war so — leise und verschwommen klang es herauf, aber nicht von Menschenstimme — es war ein klagender Geigenstrich. Doch wie sie auch ausschauen mochte, sie konnte nichts entdecken; nur einmal meinte sie im goldenen Wiederstrahl des Mondes die schwarzen Umrisse eines Kahnes zu gewahren. Die Melodie aber erkannte sie deutlich und klar — horchend stand sie da mit pochendem Herzen, halblaut sang sie die Weise mit, doch leiser und leiser verklang der Geigenton, und ehe Rose den Schluß erfassen konnte, war alles wieder still.

Erst wollte sie hinunterspringen an den See, dem Kahn nach und sehen, wer es gewesen. Plötzlich aber kniete sie nieder und umschlang den Grabstein ihrer Mutter; gläubig und fromm blickten ihre großen dunklen Augen nach oben, und sie sagte: „Jetzt weiß ich auch, daß du mir deinen Engel schickst vom Himmel herunter, und ich und das Hänsli werden nicht allein sein auf dieser Erde."

Sie löste einige lange Epheuranken vom Grabstein, verschlang sie zum Kranz, den sie mit sich nahm, als sie nun zurückging, Mut und Trost im Herzen, denn noch immer tönten ihr die Klänge im Ohr, und es war, als seien ihr mit diesen Geigenstrichen vom See Zuversicht und Lebenshoffnung in die Seele gedrungen.

---

3. Neues Heim.

Als früh am andern Morgen Frau Bächi auf die Laube heraustrat, fand sie den Sarg umstellt von grünen Pflanzen und geschmückt mit den bunten Blumentöpfen, die sonst an den Fenstern und auf den langen Galerierampen standen. Rose weinte nicht mehr, und auch als der Herr Pfarrer kam und all die Nachbarn und Leidtragenden, stand sie ruhig da mit gefalteten Händen — ja, sie sah fast heiter aus, so daß die Frauen sich entsetzten über das herzlose Geschöpf. Auch Hänsli stand still neben ihr, doch als nun der Sarg geschlossen wurde und die Frauen ihre Schnupftücher herauszogen und schluchzten, wurde auch dem Kleinen bang, und er begann laut zu weinen.

„Du mußt nit mehr weinen, Hänsli," sagte ihm Rose, wir sind nicht allein auf der Welt, ich weiß gewiß, ein Engel ist für uns aufgestellt, der wird's recht mit uns machen!"

Sie nahm ihn an der Hand und schritt still hinter dem Sarge her, der mit schwarzem Tuch behangen und von einem großen Trauergeleite gefolgt durchs Dorf den Bergweg über die Felder hinauf zum Friedhof getragen wurde.

Pfarrer Klein sprach in feierlich ernstem Ton die Worte der Einsegnung, und der Sarg wurde versenkt; die Freunde und Nachbarn warfen jeder einen Schollen Erde darauf, daß es laut und dumpf herauftönte, die Frauen weinten, und auch Hänsli fing mit den Umstehenden wieder laut an zu schluchzen. Und abermals beugte sich Rose zu ihm nieder und sagte fast laut, indem ihre träumenden Augen weit über das Grab hinweg auf den See blickten:

„Es thut's nimmer, Hänsli, das Weinen — sei jetzt still. Sieh, es ist ein Engel vorübergezogen auf dem Wasser, der hat selber dem Vater das Schlaflied gesungen, mußt's ihm nit verderben mit deinem Geschrei."

„Da hört nur das verworfene Geschöpf," sagte die Sonnenwirtin, indem sie die Schaufel ihrer Nachbarin reichte, und zu Rösli gewandt, fuhr sie fort: „Laß dei Brüderli nur heute — er weiß besser, was recht ist bei einem Begräbnis als du!"

Frau Bächi wollte eben das Mädchen in Schutz nehmen, gegen das auch die anderen Frauen ihren Unwillen nicht verbargen, da trat Pfarrer Klein herzu und legte den beiden Kindern die Hände auf den Kopf. „Der liebe Gott im Himmel droben ist ein Vater der Waisen, er wird euch schützen, so ihr brav seid und gut und zu ihm allezeit betet."

Dann nahm er die beiden an der Hand und trat mit Frau Bächi, den anderen vorauf, den Heimweg an. Er half der alten Magd alles ordnen und stellte in der Werkstatt zusammen, was versteigert werden sollte,

während sie der Kinder Sachen in einen Holzkoffer packte. Als sie noch damit beschäftigt war, kam Rose heran und brachte allerhand Handwerkszeug.

„Thu das hinunter zum Verkauf," sagte die Tante.

„Es sind Vaters Schnitzmesser, die will ich dem Hänsli aufbewahren — ich weiß schon, wie sie gebraucht werden, und kann's ihm zeigen."

Und als später Frau Bächi auch die Guitarre von der Wand nahm und sie dem Pfarrer, der eben einen fragenden Blick auf Rose warf, mit den Worten reichte: „Doch, die kann auch versteigert werden!" da sprang sie herzu, riß sie ihm heftig aus der Hand und rief:

„Nein, nein, die kann ich nicht fortgeben, die mueß i behalten, sind ja Mutters Lieder alle darin!"

So verging der Nachmittag, und gegen Abend nahm das Dampfschiff, welches von Spieß und Oberhofen kommend den See hinabfuhr, Frau Bächi und die beiden Kinder mit. Pfarrer Klein hatte ihnen noch manches gute Wort gesagt und versprochen, sie bald einmal im Inselhäusli zu besuchen; jetzt winkte er ihnen vom Landungsplatz einen letzten Gruß.

Rose hatte die Laute umgehängt und trug in der einen Hand ein Bündel aus rotem Tuch, darein sie all die kleinen Kostbarkeiten verwahrt hatte, die sie keinem anderen anvertrauen wollte: vor allem ihr größtes Heiligtum, das von ihrem Vater in hellem Olivenholz geschnitzte Reliefbild ihrer schönen Mutter. Sie stand hinten am Schiff, auf die Brüstung gelehnt, und schaute gedankenvoll hinaus auf das Wasser, doch als das Boot

sich nun in Bewegung setzte, da blickte sie rasch empor, sie suchte das alte Haus, darin ihr Vater noch gestern gelegen, und wie festgebannt hingen ihre Blicke an der blumenumrankten Laube, deren bunte Farben sich freundlich im Wasser wiederspiegelten.

Der Abendwind strich kühl über den See, er peitschte ihr Kleid, daß der schwarze Rock wie eine Fahne hin und her flatterte, und löste unter den schwarzen Zöpfen, die ihr Frau Bächi noch im letzten Augenblick mit größter Sorgfalt wie einen Kranz fest um den Kopf gewunden hatte, das kleine Gelock ihres krausen Haares. Aber sie ließ sich durch den Wind von ihrem Ausschauplatz nicht vertreiben, und nur als Hänsli an ihre Seite trat, schien sie aus ihren Träumereien zu erwachen und wies mit der ausgestreckten Hand hinüber nach dem alten Heim.

Es war in der hohen Saison, das schönste Wetter, und das Dampfschiff gefüllt mit Touristen aller Länder.

Da kam Hänsli zu Frau Bächi gesprungen, die auf einer der Bänke saß, zupfte sie am Rock und sagte, indem er auf zwei junge Damen deutete, die auf der anderen Seite standen: „Sieh einmal die dort, die langen, mit den roten Hüten, warum schauen sie denn immer nach Rösli hin, und was machen sie denn da?“

Frau Bächi blickte um. „Ach! das sind Engländerinnen, die malen alles ab, was ihnen paßt; wahrscheinlich dort neben Rösli die Schweizer Fahnen. Die setzen sich manchmal auch so geradezu in unsern Garten

und malen's Häusli ab. Der Herr lacht nur immer, wenn er es sieht, und erlaubt nie, sie fortzuschicken!"

Häuslis Neugier war wach geworden; die gemalte Fahne hätte er gar gern gesehen, und immer näher rückte er den fremden Damen, bis er zuletzt neben ihnen stand und sich auf die Zehen stellend in das Buch hineinzuschauen versuchte. Die Künstlerin bemerkte ihn, und indem sie ausrief: „O, das is ja das klein Bub, uas vorhin mit ihr spreck!" hielt sie ihm das Bildchen vor die Augen und fragte: „Nun, little man, thun Sie wiß, uer das is?"

Darauf war Häusli nicht vorbereitet, er starrte die Sprecherin mit offenem Mund und großen Augen an, dann verzog er das Gesicht zum Weinen und war wie der Wind wieder drüben bei seiner Tante, hinter deren Rock er sich scheu versteckte. Gleich darauf schlossen die jungen Damen ihre Skizzenbücher, und eine kam wie zufällig an Frau Bächi heran, nickte dem Kleinen freundlich zu und fragte:

„Uissen Sie, uer das blasse Mädchen sein, dort drüben?" — „Ja," antwortete diese kurz, „'s ist mein Bruderskind." — „Aber doch keine Schweizerin?" fragte die andere. — „Warum denn nit? Jo frili," beteuerte die alte Magd, „frili ist's eine Schweizerin un e guete Schweizerin!" Ihr ganzer eigener Nationalstolz lag in der Antwort. „Sieht merkwürdig aus wie ein spanisch Girl!" versetzte die junge Dame. Das war der alten Bächi doch zu viel. „Was," rief sie in hellem Zorn, „ein spanisch Kerl — warum nicht gar ein Amerikaner!"

Damit erhob sie sich von ihrem Sitz und ließ die verblüfften Damen stehen.

Sie eilte zum Kapitän, den sie kannte, weil er hin und wieder ihren Herrn besuchte.

„Das ist nun doch ein gar zu arger Unfug," klagte sie, „warum dürfen denn die Fremden überall herumgehen auf dem Schiff und müssen nicht auch in ihrer ersten Klasse bleiben, wie wir in der zweiten, die doch für uns Schweizer ganz allein sein sollte? — so ist man nie sicher vor dem unverschämten Engländervolk!"

„Was ist Ihr denn passiert? liebe Frau Bächi, Ihr seid ja ganz aus dem Hüsli," fragte der Kapitän. — Eben aber ertönte das Zeichen der Landung, er mußte fort, und Frau Bächi hatte genug zu thun, ihre Koffer und Kinder zusammen zu suchen, um die Unbill zu vergessen. Sie hielt Häusli fest an der Hand, schaute sich immer wieder um, ob Rose auch dicht hinter ihr sei, und ließ sich dann über das Landungsbrett von den Hinterherkommenden hinüber drücken. Das Gepäck wurde von der Haltestelle aufbewahrt, von wo es der Gärtner Joseph nachher holen konnte.

Nun schlugen sie den Weg ein zum Inseli, längs dem Wasser hin, durch eine lange, baumbeschattete Allee. Rose schritt voran, ihr rotes Bündel in der Hand, ihre Laute auf dem Rücken. Nun der Abschied vom Hilterfinger Haus vollzogen war, dachte sie wieder an die Gärten und Blumen, von denen die Tante so schön erzählt hatte, und in gespannter Erwartung eilte sie vorwärts.

Eben wollte sie an einer weit geöffneten Gartenthür

vorübereilen, als ihr die alte Magd aus der Entfernung zurief, stehen zu bleiben. Ganz in demselben Augenblick kam aus einer schräg aus dem Garten führenden Allee, so daß Rose es vorher nicht wahrnehmen konnte, in vollem Trab ein leichtes Reisewägelchen auf die Landstraße heraus, und Rose stand ohne auszuweichen ratlos und wie gelähmt fast schon unter den Hufen der feurigen Rappen, sie wußte in ihrer Angst nicht, ob rechts, ob links entfliehen. Der Herr auf dem Wagen riß mit einem Ausruf des Bangens die Zügel in die Höhe, senkrecht bäumten sich die Pferde empor über der schreckensbleichen Gestalt — da kam Frau Bächi atemlos herangestürzt, riß das Mädchen, das wie festgebannt stand und nur entsetzt und hilfesuchend zu dem Fremden aufsah, an sich heran, und der Weg war frei.

Aber der Fremde fuhr nicht weiter, er schaute auf Rose mit starrem Blick hernieder, ebenso erregt und angstvoll wie sie.

„Um Gott, wer bist du?" rief er aus.

Frau Bächi hatte ihn nun auch näher angesehen. „Ach! du lieber Himmel — der Eberhard — der Herr Eberhard! Seid Ihr's denn wirklich, und hier wieder in Thun?"

„Wer ist das Mädchen, Bächi?" fragte er dagegen statt aller Antwort, und seine Blicke hingen unverwandt an Rosens Gesicht.

„Mein Bruderskind, Herr Kermatten, das arme Ding — Sie haben sie schier überfahren."

„O nein, niemals!“ rief er mit einem Schauder aus. „Aber ihre dunklen Augen hatten meine Rosse scheu gemacht — und mich fast auch,“ fügte er mit leisem unheimlichem Lachen hinzu. Noch einmal mit langem traurigem Blick sah er in die bleichen Züge, die atemlos zu ihm aufschauten. Dann schlug er sich vor die Stirn: „Es ist doch alles nur Einbildung,“ rief er, zog die Zügel an und fuhr im Trabe davon.

Frau Bächi sah ihm kopfschüttelnd nach. „Was nur mit ihm ist, ich glaub', er hat den Verstand verloren — armer Herr Eberhard!“ murmelte sie vor sich hin und wartete noch, bis das Gefährt um die Ecke bog. Dann rief sie Hänsli herbei, der in der Entfernung stehen geblieben war, und sagte zu Rose, sie bei der Hand fassend und in den Garten führend: „So, mein Kind, das ist nun das Inseli, das ist deine neue Heimat — nicht wahr, es ist schön hier, na, ich glaube, es wird dir schon gefallen!“

Das Mädchen war noch ganz verstört von dem eben erlebten Schrecken, und der unheimlich rätselhafte Blick lag schwer auf ihr, sie erwiderte nichts und folgte stillschweigend ins Haus. Sie kehrten zuerst in der Küche ein, wo Rose ihr Bündel und die Laute niederlegen mußte und ihr die Alte noch glättend mit der Hand über die krausen Haare strich; sie zupfte und ordnete auch Hänslis Anzug etwas zurecht und führte dann die beiden über den mit allerlei Schnitzwerk gezierten Flur, die breite eichene Treppe hinauf. Sie klopfte an einer der Thüren des oberen Stockwerkes, zugleich aber,

ohne das „Herein“ nur abzuwarten, öffnete sie und rief, die Kinder vor sich herschiebend:

„Da bin ich wieder und habe die beiden armen Waisen mitgebracht, wie der liebe Herr gütig erlaubt hat.“

Herr Kermatten saß, sein Pfeifchen gemächlich rauchend und die Zeitung lesend, in einem bequemen Lehnstuhl mit hoher geschnitzter Rückwand. Neben ihm auf dem Schreibtisch lagen Bücher und Mappen hoch aufgetürmt. Er schaute auf, legte bedächtig die Zeitung weg und streckte die Hand aus, und, die Pfeife aus dem Munde nehmend, sagte er: „So grüeß euch Gott, ihr Kinderli; hab' euren Vater recht gern gehabt und recht gut gekannt. Gott hab ihn selig! Kommt her und gebt mir die Hand.“

Der Bube verkroch sich hinter Frau Bächis Rock, wie sehr sie ihn auch vorziehen mochte. Rose aber trat mit leuchtenden Augen vor:

„Komm doch, Hänsli,“ rief sie zurück, „schau, der Stuhl, auf dem der Herr da sitzt, den hat unser Vater ja gemacht, o, ich hab' ihn gleich erkannt, hab' ja selber die Rose hier schnitzen dürfen.“

Sie hatte ihre Hand vertraulich in die des alten Herrn gelegt, mit der anderen zeigte sie auf das Wappenbild, welches oben an der Rücklehne des Armstuhls angebracht war. Herr Kermatten wandte sich halb um und betrachtete erstaunt die ihm wohlbekannte Schnitzerei. „Ei, Jungferli, das hast du gemacht — ja, kannst du denn schnitzen?“

„Nicht viel — aber Blumen, ja, das kann ich und das thu' ich gern.“

„So, so," antwortete er und nickte etwas schelmisch gegen die alte Magd, „da wird's mit dem Kochenhelfen wohl nicht viel werden!"

„Laßt mich nur machen, braucht keine Sorg' zu haben, Herr," eiferte diese, „sie soll schon was lernen bei der alten Tante, und wenn ich dann sterb', ist doch jemand da, der für den Herrn sorgen kann."

„Nun, wir wollen sehen. Dafür just braucht sie's nicht, glaub' nicht, daß, wenn Sie einmal geht, liebe Frau Bächi, überhaupt noch für mich gekocht zu werden braucht."

Rose hatte indessen mit träumendem Blick im Zimmer herumgeschaut. „Das schöne Edelweiß," sagte sie plötzlich leise und ging zögernd auf den großen grünen Ofen zu, wo auf dem mittleren Absatz zwischen Vasen und Porzellanfiguren ein Körbchen aus weißem Marmor mit einem äußerst künstlichen Strauß aus Alabaster stand.

Kermatten sah ihr wohlgefällig nach, während Frau Bächi, ungehalten über den Mangel an Scheu, sie wieder herbeiholte und mit dem Bruder etwas unsanft zur Thür hinausschob: „So, jetzt geht nur hinunter in die Küche, ich komme gleich nach!"

„Laß Sie dem Jüngferli nur seine Freud, es scheint einen feinen Sinn zu haben und gefällt mir recht wohl," meinte der alte Herr, als die Kinder draußen waren.

Die Magd schüttelte bedenklich den Kopf. „Sie hat eine gar sonderlich verträumte Art — und ist schon so groß und erwachsen — leicht wird's grad nit mit ihr werden."

Sie war mit den Kindern so beschäftigt gewesen, daß sie der Begegnung am Gartenthor gar nicht mehr gedacht hatte, plötzlich fiel sie ihr wieder ein, und sie unterbrach sich mit dem Ausruf: „Und der Eberhard ist ja hier, der Herr Eberhard — aber du mein Gott, was ich erschrocken bin, wie ich ihn gesehen hab', wie sieht der aus!"

Seufzend erwiderte der alte Herr: „Ich hab' ihn auch kaum erkannt, als er gestern abend im Halbdunkel da bei mir eintrat."

„Glaub's wohl, ist auch gar nicht möglich. Ohne die Photographie, die ich jeden Morgen beim Abstäuben in die Hand nehmen muß, wär mir's nicht im Traum eingefallen, daß der blasse Mann mit den traurigen Augen und dem langen schwarzen Bart unser junger, frischer, übermütiger Herr Eberhard sein könnte! Und daß er gerade kommen muß, wenn ich fort bin! Und — ach! du lieb's Herrgöttli, im Fremdenzimmer sind ja keine Vorhänge — gleich will ich alles in Ordnung bringen."

„Ist nicht nötig, er hat keine Ruh gehabt und ist schon wieder fort — er ist auf dem Weg nach Florenz und hat nur die eine Nacht hier zugebracht."

„Hier war er über Nacht, hier — nicht im Thuner Hof? — Das Bett ist ja nicht einmal überzogen!"

„Beruhig' Sie sich nur; die Gärtnerin hat alles gut besorgt, sie behauptete zwar heute morgen, es sei ganz unnötig gewesen, denn —"

Er unterbrach sich und stand rasch auf, um ans Fenster

zu gehen. „Was sind denn das für Klänge! — wäre er zurückgekommen?"

Frau Bächi hatte nur einen Blick durch die Scheiben geworfen, jetzt war sie wie der Sturmwind zur Thür hinaus, und es dauerte nicht lange, so sah man sie trotz ihrer behäbigen Gestalt eilig den Gartenweg hinuntereilen.

Dort auf dem großen Rasenplatz saß Rösli auf einer Bank, die rund um den Stamm eines alten Ahornbaumes gefügt war. Sie hatte die Laute auf den Knieen liegen und ließ ihre Finger über die Saiten gleiten.

Lächelnd beugte sich der alte Herr zum Fenster hinaus. „Bächi, Frau Bächi," hielt er mit halblautem Ruf die Eilende zurück, „komm Sie einmal hieher. Jetzt weiß Sie was, laß Sie mir das Mädli nur machen, daß sie nicht gleich ganz scheusam wird; ich hör' das Gesing gar nit ungern und komm schon selbst ein bissel herunter."

„Na, wenn's den Herrn nicht stört, mir kann's ja recht sein," erwiderte sie, obgleich der Ton ihrer Stimme zeigte, daß es ihr nicht so ganz recht war. „So will ich den Buben einstweilen zu den Gärtnersleuten bringen," setzte sie hinzu, in einem Seitenweg verschwindend, wo sie den Kleinen vorhin gesehen hatte.

Wohl lag die Laute noch auf des Mädchens Schoß, aber als vorhin das Fenster geklungen und sie den Herrn erblickt, hatte Rose mit Gesang und Spiel zögernd innegehalten; nun hielt sie die Hände gefaltet und schaute

sinnend in den blühenden Garten, als der alte Herr, durch eine Seitenallee kommend, näher an sie herantrat. Sie bemerkte ihn erst, da sie die Worte hörte: „Also auch singen kannst und die Laute schlagen — das ist ja schön, das hör' ich gern. Nun fang einmal —" Er unterbrach sich, da er nun vor ihr stand und sie ansah: Thränen hingen in ihren langen schwarzen Wimpern, und wie sie die Augen zu ihm aufschlug, rollten sie langsam die Wangen herab.

Er setzte sich neben sie auf die Bank, that einige Züge aus seiner Pfeife und sprach: „Gefällt's dir hier nicht? Warum weinst du, mein Kind?"

„O," rief sie, „es ist so schön und so friedsam hier; es gemahnt an den großen Garten im fernen Südenland, wo Mutter mich einmal heimlich hinführte; es waren Blumenbeete darin wie hier, und weiße Bilder standen zwischen dem grünen Gesträuch. Ich wäre so gerne geblieben — aber wir waren nur im Verborgenen da, die Mutter war in Angst, und weil sie glaubte, Tritte zu hören, mußten wir uns verstecken hinter die Bäume, und dann eilten wir fort, als wenn wir verfolgt würden. Und als wir heimkamen, weinte meine Mutter so sehr, doch der Vater nahm die Laute und griff in die Saiten, daß sie bald wieder froh wurde und das Lied dazu sang, was er liebte. Und jetzt meine ich immer, ich sei wieder in dem fremden Garten, aber Vater und Mutter sind fort und ich bin so allein, so sehr allein."

„Sollst bald heimisch hier werden," tröstete der gute

alte Herr, „jetzt mach's wie deine Mutter und sing, das thut dir auch gut." Leise fing sie an, doch immer voller und wärmer klang der Ton. Er verstand die Worte nicht — auch Rose selbst wußte kaum mehr, was sie bedeuteten — sie sang, wie man die Melodie singt, weil man sie im Gehör hat, das Verständnis der Sprache selbst hatte sie längst vergessen. Es lag ein Schmelz in ihrer Stimme, eine Weichheit — fast wie eine Trauerklage tönte das Lied unter den Bäumen dahin, und doch: es war noch gesungen, wie der Vogel singt, weil er den Klang hören will — nicht weil er ihn braucht, um eine Empfindung hineinzulegen, um einem Gefühle Ausdruck zu geben.

Das Lied war verklungen, und beide blieben stumm, in ihre eigenen Gedanken versunken. Ihm war das Mädchen da neben ihm, in der kurzen Zeit, daß er sie gesehen, wie ein Rätsel, äußerlich und dem Alter nach ein Kind, eigentlich doch ein Bauernkind, aber der Seelenhauch ihrer Stimme gab ihr auch im Sprechen ein Etwas, das sie weit über ihr Alter und ihren Stand erhob. Er dachte darüber nach, wieviel sie wohl von der Natur ihrer Mutter in sich tragen müsse und daß er einmal gehört habe, die Südländerinnen seien so sehr viel früher erwachsen. Ein prüfender Blick flog über sie hin. „Nein, sie ist wirklich noch ein Kind," gab er seinen Schlußgedanken fast laut Ausdruck und erhob sich. „Komm, ich will dir den Garten zeigen." Willig folgte sie ihm. Da war sie denn nun wirklich auch wieder ganz Kind, die trübe Stimmung war vor-

über, verscheucht durch die Freude an all den wunderbar schön hergerichteten Blumenbeeten.

Das Inseli war schon lange die Bewunderung von ganz Thun, es galt als ein Mustergarten, und Herrn Kermattens Joseph als ein ausgelernter, sehr geschickter Gärtner. In Wahrheit waren des alten reichen Herrn größter Stolz seine Teppichgärtnerei, seine Treibhäuser und seine Orchideenzucht, und Rose gewann sogleich sein ganzes Herz, als er diese Blumenliebe auch in ihr erkannte. Sie wußte den Namen fast jeder Blüte, und entdeckte sie eine neue, noch nie gesehene, so fragte sie wißbegierig danach, daß er sich baß ergötzte an ihrem Eifer. Und dann, um den Duft einzuatmen, um sie näher zu betrachten, konnte sie wohl niederknieen und sich kaum von ihrer Bewunderung losreißen. Sie kamen an einem Rondell mit weißen Lilien vorüber, sie bog sanft einen Stengel zu sich herüber, zeigte hinein in den zarten Kelch und sagte: „Ich versuchte einmal eine nachzuschnitzen in weißem Holz, als der Vater den Madonnenaltar machte in München — doch es ist nicht gut geworden. Die Klosterfrauen aber, zu denen ich in die Schule ging, die machen solche Lilien aus weichem Wachs, so schön, daß sich die Engel im Himmel damit schmücken könnten. Wär' ich dort geblieben, das hätt' ich lernen müssen."

Als sie aber in die Treibhäuser kamen, in das große Palmenhaus, durchduftet von blühenden Orangen und Myrtenbäumen, da sagte sie gar nichts mehr; stumm stand sie da mit gefalteten Händen, und wie sich ihre

Lippen endlich langsam öffneten, kamen nur die leisen Worte hervor: „O, meine alte Heimat im schönen Süd!“ Ihre großen Augen waren glanzvoll geöffnet, ihre blassen Wangen leicht gerötet; bittend trat sie vor Herrn Kermatten hin:

„Ich möcht' das Hänsli herholen, er war noch nie dort, er weiß es nicht, wie es schön ist in der Mutter Land, hier muß er's fühlen, hier atmet sich's gerade so — hier mein' ich, ich sei dort.“

„Ja, ja, unsere Treibhäuser sind nicht übel — aber morgen ist auch noch ein Tag, da kannst du dein Brüderli herführen,“ entgegnete er und klopfte ihr gutmütig die Wangen, „jetzt wollen wir einmal sehen, ob er schon eingewöhnt ist in seinem neuen Heim.“

Er führte den Weg zu dem in längliche Felder eingeteilten Gemüsegarten hinüber, in dessen Mitte das kleine epheuumsponnene Gärtnerhaus lag. Als sie näher kamen, hörten sie Lachen und lustiges Kindergeschrei. Herr Kermatten blieb vor einem der niederen Fenster stehen und bedeutete Rösli hineinzuschauen.

Es war ein trauliches Stübchen, hell durchleuchtet von der Abendsonne; am saubergedeckten langen Tisch saß eine Schar rotwangiger Kinder, Hänsli, etwas scheu, mitten darunter; jedes hatte einen Napf gestandener Milch und ein großes Stück Brot vor sich, und eine schlanke, freundliche Frau ging ab und zu und füllte nach, wo ein Schüsselein allzuschnell leer geworden. Es war eine Freude zuzusehen, wie die Zinnlöffel sich auf

und ab bewegten und wie hungrig in das schwarze Brot eingebissen wurde.

„Na, denen scheint's ja zu schmecken," meinte der alte Herr, indem er vergnüglich einige Wolken Tabak gegen die Scheiben blies. Da fühlte er plötzlich die Hand, welche er auf den Stock gestützt hielt, sanft umspannt von zwei warmen Händen und hörte die Worte: „O, wenn der Vater nur wüßt', wie gut wir's haben."

Er wandte sich um und wollte eben zur Thür schreiten, um mit Rosen einzutreten, als ihnen Frau Armgard, die sie am Fenster gesehen hatte, entgegenkam. „Geh heut nimmer 'nein zum Bübli," redete sie Rose an, „sonst fängt's wieder an zu heule — und jetzt ist's ganz froh."

„Aber gute Nacht möcht' ich ihm doch noch sagen, sonst schläft er ja nicht," bat diese.

„Komm nur, komm," entgegnete der Herr in strengem, befehlendem Ton, wie ihn Rose von ihm noch nicht gehört hatte, und sie mußte folgen. Die leichte Erregbarkeit des Mädchens war ihm jetzt doch auch ängstlich geworden, und er nahm sich vor, diese nicht allzusehr zu befördern.

Er hatte den Rückweg nach dem Hause schon eingeschlagen, da besann er sich aber doch noch eines anderen. „Ach was," dachte er bei sich, „Frau Bächi wird morgen das Gegengewicht schon wieder herstellen — warum soll ich mich heute nicht selber freuen an der Freude des Kindes?" So kehrte er um und führte sie durch einen dichten, schattigen Laubgang, wo man das glitzernde

Wasser zwischen dem Blattwerk schon lange vorher hindurch glänzen sah, hinunter zum Strand. Da lag vor Rosens Augen das ganze, schöne, wohlbekannte Bild: über dem Seespiegel die Blümlisalp, der Mönch, die Jungfrau und all die Gletscher und Firnen, die sie auch von Hilterfingen täglich vor Augen gehabt. „So hab' ich hier ja eine doppelte Heimat: das Land der Mutter und das des Vaters — und das ist das Beste dabei. — Und hier ist ja auch ein Kahn — o kommt, Herr, ich fahr' Euch so recht in den sonnigen Abend hinein."

„Wollen doch lieber am Land bleiben," meinte der alte Herr, „mein Pfeifli droht auszugehen, da möcht' die Fahrt nit gar vergnüglich werden. Und da kommt auch Joseph — nun, was gibt's?

„Herr, Frau Bächi läßt Euch sagen, sie hätt' wegen des schönen Wetters des Herrn Nachtessen draußen gedeckt unter den Kastanien — und 's wär' angerichtet."

Noch spät an demselben Abend, als des Herrn Licht längst gelöscht war, surrte drunten in der Küche Frau Bächis Spinnrädchen noch lustig weiter, während Rösli, auf den Stufen des Erkers sitzend, nicht fertig werden konnte, von ihrem lieben Vater zu erzählen. Da schlug es elf Uhr. „Jetzt aber hinauf in die Kammer!" rief die Magd bestürzt, stellte das Rädchen zur Seite und zündete die Ampel an.

„Laß mich geschwind noch in den Garten gehen," bat Rose aufstehend, „ich habe meine Laute draußen liegen lassen und muß sie holen, sonst verdirbt sie im Nachttau."

Sie eilte hinaus, der Mond war schon untergegangen, aber desto heller flimmerte und funkelte der sternenbesäte Himmel über der dunklen Nacht. Ihr Herz, noch voll von dem eben Erzählten, richtete sich nach oben mit ihren Blicken. „O Väterli, dort bist nun auch du, hoch droben über den Sternen, wohin du so viel nach der Mutter geschaut. Jetzt blick eben so oft herunter wie früher hinauf, denn schau, ob sie alle so gut sind für uns; ohne dich bin ich halt doch allein auf der Welt. Und der Engel gestern abend, der wird auch nur vorübergeflogen sein, wer weiß, ob er uns bleibt!"

Sie ging über den Rasenplatz hin und nahm die Laute, aber nicht nach dem Hause schlug sie den Rückweg ein, es zog sie hinüber zur Gärtnerswohnung. „Nur durchs Fenster noch will ich dem Hänsli gute Nacht sagen, er träumt sonst nichts Gutes ohne mein Lied!"

Da sie aber die Wege nicht kannte und sich in der Dunkelheit auch nicht zurechtfand, kam sie statt am Häuschen an der Ausgangspforte an — da fühlte sie auf einmal wieder den fragenden Blick auf sich ruhen — vor ihren Augen tauchte die Gestalt des fremden Mannes auf und das blasse Gesicht mit den großen blauen Augen, die sie so unendlich traurig angeschaut hatten. Sie hielt sich am Gitter und lehnte den Kopf daran — sie sann und sann; ihr war, als sähe sie noch immer in das fremde Gesicht und sähe ihr eigen Leid darin, nur viel größer noch und viel, viel trauriger.

Da tönte eine Stimme durch die Nacht: „Rösli, Rösli, wo bist?"

Frau Bächi kam eben den großen Fahrweg herunter. „Hab' mir gedacht, daß du dich verlaufen wirst, aber," schalt sie in verweisendem Ton, „willst denn fort, gefällt's dir denn so gar nit hier, daß du dastehst am Thor?"

„O doch, 's ist schön," antwortete sie wie abwesend.

„Was schaust denn dann durchs Gitter wie ein gefangenes Vögeli?"

„Tante, sag, warum hat mich der fremde Herr heute so angesehen — so — so —?"

„Der, der dich schier umgefahren hat? Nun, du bist ihm auch ungeschickt genug in den Weg gekommen. Doch ein böser Blick hat's gewiß nicht sein sollen, er ist so gut, der junge Herr!"

„O nein, bös war's ja nicht," erwiderte das Kind, „aber so traurig, ach! so todestraurig!"

Frau Bächi hatte das Mädchen am Arm genommen, sie zog sie fort, dem Hause zu. „Jetzt laß das gehen und denk an Freundliches," sprach sie in ermahnendem Ton. „Du weißt, was man in erster Nacht träumt an fremdem Ort, das hat Bedeutung."

„Wohl, ich weiß," erwiderte Rösli, aber sie konnte es nicht verhindern, daß von all den Eindrücken des Tages, und noch lange nachdem sie die Augen geschlossen, ihre Gedanken nur haften blieben am fremden Leid; daß auch im Traume noch die großen blauen Augen sie fragend ansahen.

4. Wachsblumen.

Die zwei Waisen waren bald heimisch auf dem Inseli. Hänsli spielte und tollte mit den Gärtnerskindern, und kam es auch manchmal zu Prügel und Thränen, Rose stiftete bald wieder Frieden, denn wenn sie im Garten erschien, gleich umringte sie die ganze kleine Schar und hatte keine Ruhe, bis sie mit ihr spielte, Geschichten erzählte oder Lieder sang. Mit den Größeren lernte sie und überwachte die Schulaufgaben, so daß Frau Armgard sich ganz auf sie verlassen konnte und bald nur noch gute Zeugnisse mit nach Hause gebracht wurden. Allabendlich half sie dann mit ihnen allen die Blumen begießen, und Herr Kermatten meinte oft, so frisch habe sein Garten früher doch nie ausgesehen, als seit Joseph sich so prächtige Hilfe eingestellt.

In der Küche bei Frau Bächi war sie freilich nicht allzuviel. „Hab' mir's gleich gedacht," antwortete Kermatten, wenn die Alte sich beklagte. „Für Feuerherd und Küch' und Keller wird's wohl nichts sein — da ist noch zu viel Künstlerblut darin!"

„Ach was," murrte etwas unwillig die Magd, „Künstlerblut — mein Bruder war trotz alledem ein guter Bauernsohn. Aber das laß ich mir doch nicht

nehmen, die Mutter muß eine gar Vornehme gewesen sein — und das ist's, was dem Mädli nicht abzuwischen ist; es ist halt immer ein Unglück, so etwas Halbes, und nichts Rechts wird nie nich draus."

„Nun, nun, beruhig' Sie sich nur, Frau Bächi, mir selber ist's größere Freud', als ich je gedacht hätt', das Rösli hier zu haben. Meine fast, 's wär' mir ein Töchterli vom Himmel heruntergefallen, und eine Lust ist's, den regen Geist und das Wissen zu pflegen. Das Mädel ist gar selten veranlagt, ihr Vater hat soviel Sorgfalt auf sie verwandt, als er nur immer konnte, das merkt man an allem."

So waren einige Jahre dahingegangen, und der alte Herr hatte seine Vorliebe für Rösli nie verleugnet und nie bereut, und seitdem seine Augen auch mit Hilfe einer Brille die Dienste nicht mehr recht thun mochten, war sie ihm als Vorleserin unentbehrlich geworden.

Wenn Frau Bächi auch vorher manchen harten Strauß mit dem Herrn ausgefochten hatte, der, wie sie meinte, das Mädchen viel zu sehr wie ein „Jungferli" hielt, in das Vorlesen hatte sie sich doch ohne Widerrede gefunden, weil sie einsah, welche Wohlthat es ihrem Herrn war. Aber trotzdem kam es noch oft genug zu Schelten und Klagen bei der guten Alten, die kein stolzeres Ziel für Rösli kannte, als eine ordentliche brauchbare Magd aus ihr zu machen.

Eines Tages, als Herr Kermatten zwischen seinen Blumenbeeten auf und nieder ging, sich der seltenen Farben freuend, die sein Gärtner bei der Penseezucht

hervorgebracht, und manchmal stehen blieb, um genauer eine oder die andere Blüte zu betrachten, hörte er immer, wenn er in die Nähe des Küchenfensters kam, heftiges Schelten und Räsonnieren. Das Fenster war nur angelehnt, er stieß es vollkommen auf und schaute hinein in die Küche. Rösli saß auf den Stufen zum Erker, sie hatte ihr kleines weißes Frühstücksbrot auseinandergebrochen auf dem Schoß liegen, und sinnend und träumend, wie gewöhnlich, ließ sie den zornigen Redeschwall der Alten über sich ergehen.

„Nun, was ist denn wieder los?“ fragte Kermatten in besänftigendem Ton.

„Ach, Herr,“ klagte die Alte, „es ist nichts mit dem Mädli, ich kann's wirklich vor meinem Gewissen nicht mehr verantworten, daß sie da in dem Haus ist um Gottes Lohn und schafft doch nichts den ganzen Tag als Blumengießen und Lautespielen und unserm lieben Herrgott die Zeit stehlen. Und was fällt ihr jetzt noch gar ein? — das liebe Brot, um das wir täglich fromm bitten sollen, das verdirbt sie absichtlich und knetet und knotet es zusammen, daß es für keinen Christenmenschen mehr zu brauchen ist.“

Herr Kermatten sah fragend zu Rose hinüber. „Wenn's dir nicht schmeckt, laß dir ein Stück Schwarzbrot geben!“

Das Mädchen war aufgesprungen, sie schüttelte heftig den Kopf und faltete die Hände. „Nein, verderben will ich's gewiß nicht, laßt mich nur einmal etwas probieren, es muß gehen, denn seht, es ist schon so weich wie Wachs.“

„Nun, was soll's denn geben?" fragte lächelnd der alte Herr und schaute ungläubig auf die weiße Masse, die sie in der Hand hielt.

Sie sah ihn bittend an. „Ich möchte lieber erst selbst sehen, ob es etwas wird — o, wollt mich versuchen lassen."

„Da bin ich doch sehr begierig," nickte er und nahm seinen Gartenspaziergang wieder auf.

Als er einige Tage darauf zum Frühstück in die Küche kam und nach dem Zeitungsblatte suchte, das stets auf dem Tische für ihn bereit lag, war dieses festgehalten durch einen Briefbeschwerer, den er mit dem erstaunten Ausruf: „Was ist denn das?" sogleich in die Hand nahm und näher betrachtete.

Es war einer jener großen, flachen, dunkelgrauen Wackensteine, geschliffen durch Jahrhunderte von den Wellen des Sees, mit einem zierlichen Strauß Edelweiß darauf. Aber es waren keine wirklichen Blumen: Blatt, Stiel und Blüte alles von gleicher gelblicher Farbe, als seien sie aus Elfenbein geschnitten.

Rose kam eben den Gang entlang nach der Küche und blieb erwartungsvoll stehen, als sie Herrn Kermatten fragen hörte: „Bächi, sag Sie doch, ist das aus der Majolikafabrik hergeschickt, oder hat Sie's gekauft?"

Die Magd stand am Herd und rührte Suppe ein. Ohne sich umzudrehen, deutete sie mit dem Daumen der rechten Hand nach der Thür, wo Rose eben eintrat. „Fragt lieber dort an, Herr, die weiß wohl Auskunft darüber."

„Ei, Rose, das hast du doch wohl nicht gemacht — oder hast du es gar aus Weichholz geschnitzt?“

„Gefällt's Euch, Herr?“ antwortete sie dagegen und trat freudig näher.

„Es ist allerliebst, das Edelweißsternlein ist wirklich ausgezeichnet und die Blätter auch — aber Holz kann es doch nicht sein. Was ist's?“

„Brot ist's, Herr!“

Frau Bächi war nun doch auch herzugetreten. „Ich weiß recht wohl, der Herr finden das nun wieder ganz nett, ich aber bleib' dabei, eine sündhafte Spielerei ist's doch und nicht brav, so etwas gut zu heißen!“

„Da hat Sie nun einmal ganz recht,“ erwiderte Herr Kermatten in ernstem Ton, „ich bin vollkommen Ihrer Meinung, dazu ist das liebe Brot nicht da — aber —“ er hielt inne und sah Rose fragend an, „gegen Wachs wird Sie doch wohl nichts einzuwenden haben?“

„Ach!“ rief das Mädchen, und ihre Augen glänzten hell auf, „ja, wenn ich solches Wachs hätte, wie die Klosterfrauen in München, aber das gibt es hier ja nicht,“ fügte sie betrübt hinzu, „deswegen nahm ich Brot.“

„Ich meine,“ fuhr Herr Kermatten fort, immer gegen die alte Magd gewendet, als habe er Rosens Einwurf gar nicht gehört, „ich meine, wenn ich mich recht erinnere, dort oben auf der hohen Treppe zur Kirche wohnt noch immer die alte Französin, Sie weiß doch, Bächi, der wir schon manchen Wachsblumenstrauch abgekauft haben,

weil sie's eben notwendig hatte. Der wird's gewiß nicht ungelegen sein, wenn sie eine Schülerin bekäme."

„Aber, Herr, Ihr wollt doch das Mädli nicht noch so unnötiges Zeug lernen lassen?"

„Es ist nichts unnötig in der Welt, und ein jedes Talent soll man auszubilden suchen — man weiß nicht, wie Zeiten kommen, in denen man es wohl brauchen kann."

Rose strahlte vor Freude.

„Wollen nachher gleich einmal hingehen," entschied Herr Kermatten; und eine Stunde später war er mit dem Mädchen unterwegs nach der Stadt. Sie hatte ihren kleinen Strohhut auf und eine breite schwarze Schürze vorgebunden — und wenn auch ihr Anzug sehr einfach und weder mit Silberketten noch Gehänge verziert war, Frau Bächi hatte seit der ersten Zeit, da Rose bei ihr war, gleich Sorge getragen, daß man am Schnitt und an dem weißen Hemd, das zwischen Mieder und Sammetkoller hervorkam und die faltenreichen Puffärmel bildete, die Schweizerin erkennen konnte, denn der Vorfall damals auf dem Schiff war ihr in unangenehmer Erinnerung geblieben, und sie wollte dem armen Mädchen eine ähnliche Demütigung ersparen. Wie aber würde sie sich geärgert haben, wenn sie das Gespräch zweier Herren hätte belauschen können, die plaudernd und die Vorübergehenden musternd auf einer der an beiden Seiten hinlaufenden Terrassen standen, welche der Hauptstraße in Thun ein so eigentümliches Gepräge und so selten malerischen Reiz gewähren! Die Decke eines dunklen

Arkadenganges mit Läden und Werkstätten aller Art bildet in der Höhe des zweiten Stockwerkes vor jedem Haus eine breite Veranda, die mit Bäumen und Pflanzen, Tischen und Bänken zu reizenden Sitzplätzen für die Bewohner des Hauses eingerichtet sind. Alle diese Terrassen, mit einander verbunden, bilden längs der Häuser wieder eine sehr belebte Verkehrsstraße für sich, denn hier sind die schönsten Goldschmiedläden und Verkaufsstellen. Von Zeit zu Zeit führen Treppen hinunter auf die breitere Fahrstraße.

An das Geländer einer dieser Terrassen lehnte der blonde junge Mann in leichtem eleganten Touristenanzug. Eben beugte er sich weit über die Brüstung vor und zeigte seinem Begleiter ein junges Mädchen in der Tracht der Berner Oberländerinnen, welche an der Seite eines alten Herrn unten vorbeiging. „Ei, sieh doch," sagte er, „das ist sicher keine Schweizerin, sondern irgend eine Fremde, die das Berner Kostüm angezogen hat, weil es ihr so ausgezeichnet steht."

Der andere schaute in der angegebenen Richtung und meinte: „Wäre doch gar zu einfach für eine, die es als Kostüm anzieht — ich glaub' es kaum — nein, das ist wirkliche Landestracht. Aber wirklich, die sieht eher aus wie eine Südländerin mit den großen, dunklen Augen; auch der stolze und doch so leichte Gang gemahnt fast an eine Trasteverin, und sieh nur das rabenschwarze Haar — ein bildschönes Geschöpf — komm, laß uns ihr folgen und das Geheimnis ergründen!"

Doch bis die Herren sich noch eine geraume Strecke

durch das Menschengedränge der oberen Terrassen hindurchgearbeitet hatten und die Treppen hinunterstiegen, welche zur unteren Straße führten, war Herr Kermatten mit Rose schon längst in eine Seitengasse eingebogen und für die neugierigen Verfolger verschwunden.

Schwindelhoch, wenn man von unten hinaufschaut, steigt die wie eine alte Brücke mit dunklem Holzwerk überdeckte Treppenstraße zwischen den seitwärts angebauten Häusern empor. Hier und dort führen Seitenstufen zu den Hausthüren, welche auf die Treppe münden, und oft kann man durch kleine Fenster in das Innere der Zimmer sehen. Herr Kermatten und Rose stiegen langsam empor, sie wollte ihm den Arm zur Hilfe reichen, doch sein Stock war ihm Stütze genug, nur mußte er verschiedene Male anhalten, um zu ruhen und Atem zu schöpfen.

Angelangt auf halber Höhe, da wo über einer kleinen Rotunde eine Laterne hängt, deren Schein nachts in langen Strahlen die ganze Treppe nach oben und unten hin matt beleuchtet, bogen sie rechts ein zu einem kleinen Häuschen. Hier ließ Herr Kermatten den Klopfer auf die mit verschnörkeltem Eisenwerk verzierte Thür niederfallen; nach einiger Zeit wurde sie geöffnet, und eine Magd erschien auf der Schwelle.

„Wohnt Madame Fabulle noch immer hier, und ist sie zu Haus?“

„Jo, frili, stolziere Sie nunme 'nein,“ antwortete die Magd höflich und hielt die Thür weit auf.

Sie kamen zuerst durch eine nicht allzusaubere düstere

Küche, die nur hoch oben ein Fensterlein hatte, von wo gar wenig Licht einfallen konnte, weil hier der Berg sehr steil anstieg. Desto freundlicher aber war das sonnendurchglänzte Bild, das sich ihnen zeigte, als die voraneilende Magd die gegenüberliegende Thür weit aufstieß. Von blendendem Sonnenlicht überflutet lag ein Raum, den man eher für ein Treibhaus als ein Wohnzimmer gehalten haben würde: hohe Topfpflanzen und grünes Gesträuchwerk ringsum, blühende Blumen auf Fenstern und Tischen, Sträuße und zierlich gefüllte Blumenkörbe in allen Vasen und auf den Etageren. Am mittleren Fenster hing ein Vogelkäfig herunter; schon in der Küche hatte man das schmetternde Lied des kleinen goldgelben Kanariensängers gehört, der plötzlich verstummte und neugierig zur Seite blickte, als die Thür geöffnet wurde. Auch das rundliche Mütterlein, das im großen Lehnstuhl am Fenster saß und ein eben vollendetes Blatt dicht unter die runden Gläser ihrer Hornbrille hielt, ließ die Arbeit sinken und bog den Kopf weit zurück, um unter der Brille hindurch nach den Eintretenden zu schauen. Ohne von ihrem Sitz aufzustehen, nickte sie freundlich mit dem Kopfe:

„Ah, ah, Monsieur Kermatt — was wünsch Sie?"

Statt aller Antwort zog Herr Kermatten eine Schachtel aus der Tasche und legte auf den Tisch vor die Alte den Briefbeschwerer, den er am Morgen erhalten.

„Edelweiß! Eh bien, was damit," fragte Madame Fabulle wieder, „was wünsch Sie?"

Er antwortete, indem er erwartungsvoll auf sie

niederblickte. „Das hat das Mädli da gemacht aus Brotteig —"

„Pas possible," rief die Französin dazwischen und hob den Beschwerer dicht unter ihre Brille —

„Und da wollt' ich fragen, ob Sie sie nicht als Schülerin annehmen wollen?"

„Wieso? Hier zu mir in mein Haus?"

„Nein, das nicht, nur Stunden soll sie nehmen!"

„Stunden nehmen? leçons? — o ja, das geht schon, nur eins, Monsieur Kermatt, voyez — das Edelweiß ist gar nicht schlecht — nein, gar nicht. Aber ich hab' gehabt schon so manch Schülerin und hab' mir doch immer wieder versproch — will's nimmer thun; sie lernen ja alle, was so der Anfang ist, und das sieht denn auch aus wie eine Blum' für andre Leut, aber pas pour moi — denn wenn sie nicht geben den Hauch der Seele, und wenn der Blum fehlt der Duft, der Poesie — der — der — vous savez ce que je veux dire: ce charme, cette sérénité — ce rayon du ciel — enfin ce je ne sais quoi qui leur donne un frémissement de vie — dann is nich!"

Sie nahm vom Fensterbrett eine halbaufgeblühte Theerose, die sie wohl erst kurz vorher vom Rosenstrauch abgeschnitten hatte, der im Gärtlein dicht vor dem geöffneten Fenster stand und seine Knospen und Blumen bis ins Zimmer hereinduften ließ.

„Voyez," fuhr sie begeistert fort, „um das zu mach, man muß nicht denk an andre Sach, an Tanz und Putz, nicht sprech, nicht bavarder von alles möglich, man

muß fühlen wie ein heilig Thun, wie ein Gebet et admirer le créateur dans son chef-d'œuvre."

Sie hatte die im Windzug leise zitternde Blume dem alten Herrn hingereicht, der sie zerstreut in der Hand hielt und mit gutmütiger Aufmerksamkeit den ihn amüsierenden Reden der Alten lauschte. Nach und nach aber rief ihre steigernde Begeisterung seine volle Anerkennung hervor, und er antwortete in tiefem Ernst:

„Ja, Sie haben recht, jede Kunst muß in ihren Leistungen nach dem Höchsten streben und nur mit ganzer aufopfernder Hingabe wird man sich dem Ideale der Vollkommenheit nähern können, der eines jeden Ziel sein soll. Ganz erreichen wird man es schwerlich, aber je höher man sich das Ziel steckt, desto mehr wird man erreichen, und mit dem ringenden Willen wächst die Kraft."

Er schaute auf die Rose in seiner Hand. „Hier freilich gibt Ihnen die Blumenwelt ein Muster, so fein und zart, daß es doch wohl kaum möglich ist, der Natur nahe zu kommen. Rosen, Theerosen, müssen doch wohl das schwerste sein — haben Sie schon welche gemacht?"

„O, Monsieur," sagte die alte Dame mit feinem Lächeln, „Sie halt eine in die Hand!"

„Das ist eine gemachte? Nicht möglich! Sieh doch, Rösli, das soll eine gemachte Theerose sein; die Blätter sind ja durchsichtig wie das Licht — und der Geruch — sie duftet ja!"

„Das kommt von die offenen Fenster," sagte Madame Fabulle und weidete sich an seinem Erstaunen. Da fiel

ihr Blick auf das Mädchen, das still und scheu bisher an der Thür gestanden, und die nun mit flammenden Blicken vorkam, den Atem anhaltend, als könne das Zauberwerk vor ihren Blicken zerrinnen, den Mund leise geöffnet, als wolle sie den Duft einatmen, die Hände fest gefaltet, wie vor einem heiligen Bilde, da sagte sie plötzlich und ohne eine weitere Frage abzuwarten:

„Eh bien, Monsieur, j'accepte — ik nehm' die Schülerin an!"

5. Rose von Allmen.

Den andern Morgen erstieg Rose schon in aller Frühe die hohe Treppe zu Madame Fabulle. Sie konnte den ersten Unterricht kaum erwarten und wollte eben den Klopfer auf die Thür fallen lassen, als es auf dem Turm sieben Uhr schlug: sie war um eine ganze Stunde zu früh. Vorsichtig, ohne Lärm damit zu machen, legte sie den Eisenring wieder an und stieg langsam die Stufen vollends hinauf, bis sie die Höhe der Treppe erreicht hatte und durch die Kirchenvorhalle auf den engen kleinen Gottesacker trat. Noch lag der Tau auf Gräsern und Halmen, um die Kirche wehte der Morgenwind und bewegte mit leisem Rauschen die lang herabhängenden Zweige der alten Trauerweiden. Über den verwitterten Leichensteinen blühten die Rosen in duftender Schöne, Knospe an Knospe, und brachen auf im Strahle der Morgensonne. Rose schritt andächtig dazwischen hin, sie dachte an die Gräber ihrer Eltern, eine sehnende Wehmut überkam sie, und feuchten Auges trat sie ein in einen der an die Ecken der Rundmauer ausgebauten Erker, welcher über jähem Abgrund den freien Ausblick in die Gegend gewährt. Da aber schwoll ihr Herz in seligem Entzücken bei all der Schönheit rings umher. Wohl

hingen über des Erkers Spitzbogenfenster die grünen Ranken der wilden Rebe herunter, die das alte spitze Dach üppig umsponnen hatte, aber Rose bog sie auseinander, setzte sich auf das Gesims und schaute hinaus. Da ragte dicht neben dem Fenster das stolze alte Schloß mit seinen Türmen in die Höhe, weiter unten vom Städtlein stieg der Rauch auf und bedeckte mit dünnem Nebelschleier die altertümlich enggerippten Ziegel der alten Dächer. Lange blieb ihr Blick nicht daran haften, sondern schweifte weiter nach dem breiten Fluß, der dort unten mit seinen grünen Wassern so gewaltig dahinschoß, daß man glauben mochte, von hier oben sein Rauschen vernehmen zu müssen. Und dahinter die blauen Wände des Niessen; jetzt auch tauchten aus Wolken die glänzenden Schneemassen der Blümlisalp hervor, noch lag eine schmale Reihe weißer Nebel vor den gleich violettem Duft sich hinziehenden Schattenlinien der gewaltigen Felsen, doch auch diese schwanden nach und nach vor der Sonne Strahl, und bald war die Ferne wunderbar klar. Auf dem nahen Grütlisberg heueten sie um die braunen Almhäuser herum; hoch aufgeschichtet in Haufen war das Heu verteilt über die grünen Matten, und sein kräftiger Geruch würzte die Morgenluft.

Lange saß Rose so in stummes Anschauen verloren im Fensterlein, den Rücken an die rebenumsponnene Umrahmung gelehnt, und schaute hinaus; die Vögel flogen zwitschernd an ihr vorüber durch die blaue Luft, und eine Lerche stieg jubelnd zur Höhe. Da öffnete

auch sie die Lippen und sang hinaus in den schönen Morgen. Sie wähnte sich allein und bemerkte nicht, wie schon seit geraumer Zeit zwei fremde Herren sie von dem anderen Erker aus aufmerksam beobachteten und nun erstaunt und bewundernd ihrem Liede lauschten. Eben traten sie hervor und kamen die Mauer entlang, als es auf der Kirchenuhr acht Uhr schlug. Rose brach ihr Lied jäh ab und stand auf. In der schmalen Thür begegnete sie den Fremden, die sie anhielten und auf italienisch um irgend eine Auskunft baten. Zwar sang sie selbst in ihren Liedern die fremde Sprache, jetzt aber verstand sie kein Wort, schüttelte nur sanft den Kopf und eilte auf dem schmalen Pfade zwischen den Gräbern hinweg nach der Treppe. Droben im Erker hatte sie Madame Fabulle und ihre Wachsblumen ganz vergessen gehabt, jetzt eilte sie mit solcher Hast hinunter, daß sie längst ihr Ziel erreicht und verschwunden war, als die ihr nachfolgenden Herren oben erschienen und die Treppe hinabsahen, um den Weg zu erraten, den sie genommen.

Wenige Tage darauf hatte Herr Kermatten gerade seinen Nachmittagskaffee unter den Kastanienbäumen vor dem Hause getrunken, der Tisch stand noch gedeckt da, er selbst aber wollte eben seine Pfeife rauchend ins Zimmer zurückgehen, als zwei fremde Herren am Gartenthor stehen blieben, hereinschauten und dann geradezu auf einen der kleinen Tische unter den Kastanienbäumen losgingen, Plaid, Skizzenbuch und Schirme hinlegten und sich häuslich niederließen. Sie glaubten wohl in einer Wirtschaft zu sein. Richtig, eben klopfte der eine

mit dem Stock auf dem Tisch, während der andere Herrn Kermatten, den er unter der Hausthür sah, zurief: „Heda, guter Freund, bringen Sie uns eine Flasche Bier!“

Der alte Herr hatte seine Pfeife aus dem Munde genommen und der beiden Thun stillschweigend verfolgt, jetzt ging er auf sie zu und sagte in gemütlichem Tone: „Bier, das hab' ich grad nit, aber e recht gueten Win.“

„Nun, so bringen Sie uns Wein und etwas Brot und Butter und Käse.“

„Soll gleich kommen,“ nickte Kermatten und ging ins Haus.

Der eine der Herren war ein stattlicher Mann mit braunem Bart und Haar, der andere, schlank und geschmeidig von Wuchs und freundlich blickenden Augen, schien sehr viel jünger zu sein. Auf seinem blonden üppigen Haar hatte er einen breitkrämpigen Filzhut, der zum Schutz gegen die Sonne mit einem weißen, hinten lang herunter hängenden Tuche bedeckt war. Er saß gegen das Haus gewendet, legte den Hut ab und rieb sich vergnügt die Hände:

„Nun, das Vesperbrot wird munden nach solch tüchtigem Marsch, 's ist eine hübsche Strecke vom Niessen herunter bis —“ er hielt plötzlich inne, als habe sein Blick etwas ganz Unerwartetes erspäht, dann sprang er auf und sah betroffen nach der Hausthür.

Rose war eben herausgetreten, sie hatte eine Flasche und Gläser in der Hand. Der volle Sonnenschein fiel auf sie nieder und legte einen so warmen Goldton auf ihre ganze Gestalt, daß auch das sonst matte Weiß ihres

Gesichts leise davon überhaucht war, und die großen, von langen schwarzen Wimpern überschatteten Augen noch dunkler aussahen als sonst.

Der junge Mann hatte seinen Satz so jäh abgebrochen und stand nun stumm, wie vor einer anmutigen Überraschung, während doch aus seinen Blicken eine Art Enttäuschung nicht zu verkennen war, daß sein Freund, der ihn erstaunt und fragend angesehen, sich umwandte, um die Ursache dieses auffälligen Benehmens zu entdecken.

„Ei sieh," rief er leise, „die schöne Fremde von neulich, oder vielmehr die Schweizerin, die italienisch singt. Das Rätsel löst sich ja einfach genug — ein schönes Wirtstöchterlein — voilà tout."

Das Mädchen hatte, mit leichter Neigung des Kopfes die Fremden begrüßend, Flasche und Gläser aufgestellt, sie kehrte ins Haus zurück, um das andere zu holen. Im Anschauen verloren war der jüngere der beiden Fremden mit begeisterten Blicken jeder ihrer Bewegungen gefolgt.

„Nein," entgegnete er, „ein Wirtstöchterlein, das ist nicht möglich; ja, wenn dies eine Trattoria wäre in der Campagna — und auch dort nicht — ihre Haltung ist so edel und stolz; sie ist nicht, was sie scheint."

„Du schwärmst, mein Freund — allerdings ich selbst hatte hinter der ungewöhnlichen Erscheinung Interessanteres vermutet, doch da kommt sie zurück, frage und verschaffe dir Gewißheit!"

Auf großem Präsentierbrett brachte Rose den ge-

wünschten Imbiß. Während sie schweigend den Tisch deckte und Teller und Bestecke auflegte, schien sich der junge Mann zu besinnen, wie er sie wohl anreden sollte: „Fräulein!“ sagte er endlich — aber ehe er weiter kam mit seiner Frage, hatte sie sich halb lächelnd, halb erstaunt zu ihm gewandt:

„Bhüet Gott — i bin kei Fräulein!“

„Eine neue Variation auf das alte: ‚Bin weder Fräulein weder schön‘,“ murmelte der Ältere lächelnd seinem Freunde zu, während dieser sich verbessernd sprach: „Verzeiht, hier in der Schweiz heißt's ja wohl Jüngferli, aber fast möchte ich Signora sagen.“

Das Mädchen ward einer Antwort überhoben, da Herr Kermatten, der mittlerweile sein Pfeifchen gemütlich rauchend, auch wieder aus dem Hause getreten war, eben herankam.

„Ist das Euer Töchterlein, guter Freund?“ redete ihn der Ältere an.

„Nein,“ lautete die Antwort, „und ja,“ fügte der alte Herr nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, ihr freundlich auf die Schulter klopfend, und blies eine dicke Rauchwolke in die Luft.

„Ich bin die Magd,“ setzte Rose wie erklärend hinzu. Wie oft hatte Frau Bächi das wiederholt, um der großen Verwöhnung durch den allzu gütigen Herrn wirksam entgegenzutreten, und das Mädchen fühlte jetzt, daß dies wohl die beste Gelegenheit sein müsse, den Satz anzubringen.

Ungläubig sah der junge Mann sie an und setzte

sich wieder nieder. Doch schien er seinen Hunger ganz vergessen zu haben, denn während der andere schon lustig aß, nahm er sein Skizzenbuch auf und suchte nach einem leeren Blatt.

„Aber eine Schweizerin seid Ihr nicht," hub er an, „trotzdem Ihr die Tracht tragt?"

„Freili bin ich ne Schweizerin und ne guete, und ne Bernerin noch dazu," rief das Mädchen in einem Eifer, den ihr nicht erst Frau Bächi einzulernen brauchte — wie oft hatte sie geweint, wenn ihr die Kinder in Hilterfingen „welsche Hex" nachgerufen hatten!

„'s gibt Schweizerinnen genug mit schwarzem Haar," sprach sie weiter in hellem Eifer, „ich habe schon viele gesehen!"

Herr Kermatten trat auf sie zu und legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm: „'s ist ja nicht bös gemeint, mein Töchterli, die Herren sind nur schon viel in der Welt herumgekommen."

„Gerade darum sollten sie nicht so unsinnig reden, ich hab' auch schon viele andre Länder gesehen und in München wie viele braunäugige Deutsche mit schwarzem Haar!"

Sie schwieg. Da hob der Ältere sein Glas in die Höhe und seinem Freunde zunickend sagte er: „Nun trinke endlich einmal, solchen Wein hast du noch nicht hier in der Gegend gekostet, der ist schon wert, daß man einen Toast damit ausbringt: komm, laß uns dein Vergehen gut machen: Die schönen Schweizerinnen sollen leben!"

Hell klangen die Gläser, aber Rose schien nicht zu merken, daß der Trinkspruch ihr galt, sie hatte das Skizzenbuch aufgeschlagen, das der junge Mann weggelegt, und blätterte darin. Mit wachsendem Erstaunen beobachtete er sie und merkte, daß es nicht Neugierde allein war, mit der sie hineinschaute, sie hatte hohes Verständnis und Sinn dafür, und immer rätselhafter wurde ihm das fremdartige Mädchen. Auf einmal stieß sie einen leisen Schrei aus und faßte Herrn Kermattens Hand, der hinter ihr stand: „O seht, Herr, unser Haus in Hilterfingen. Hier in der Laube war des Vaters Werkstatt — und das sind meine dunkelroten Nelken, und dort auf dem Holzwerk sieht man den Schützen, den der Vater noch das letzte Jahr ausgesägt. Und dahinter der blaue See und die Berge — ja, das ist das Bild, wie ich's immer im Herzen behalten werde. Wie schade, daß es nicht fertig ist!"

„Es war dunkel geworden, da mußte ich aufhören," sprach der jüngere Fremde, der wohl ein Maler sein mußte.

Ohne weiter umzuwenden, schaute Rose auf das Blatt, als könne sie sich nicht von dem Anblick trennen; sie nahm den Bleistift, mit welchem das Buch geschlossen gewesen, in die Hand: „Hier zur Seite fehlt noch der Brunnen, wo die Kühe abends immer zur Tränke kommen," und mit zarten, kaum bemerkbaren Strichen hatte sie die Umrisse des Gesagten hingeworfen.

Der junge Maler sah sie an, als träume er, und auch dem anderen wurde die Sache doch ein wenig un-

gewöhnlich, während Herr Kermatten wohlgefällig auf das Mädchen sah und bemerkte: „Noch wußt' ich nicht, daß du zeichnen kannst!"

„Nein," antwortete sie einfach, „ich kann's nicht — ich habe nur dem Vater so viele Musterzeichnungen durchpausen müssen, daher weiß ich etwas davon, und ich meine, das Brünneli gehört noch hier aufs Bild."

Indessen hatte der Ältere der beiden Fremden dem Vesperbrot lebhaft zugesprochen. Er schenkte eben den letzten Rest der Flasche in sein Glas. „Das ist ein herrlicher Tropfen, wo wächst er?" fragte er dabei.

Herr Kermatten schmunzelte vergnügt und that einen langen Zug aus seiner Pfeife:

„Mich freut's," antwortete er, „daß mein Wein Ihnen schmeckt, sein Name hat guten Klang unter uns Schweizern, es ist Cordeillod und wächst an den Ufern des Neuenburger Sees. Die Herren können wohl noch eine Flasche brauchen, nicht wahr? Geh, Mädli, und laß sie dir geben."

Rose brachte eben die zweite Flasche, da kam Hänsli mit dem jüngsten Gärtnersprößling in den Armen auf sie zugestolpert. Das Kleine befand sich nicht gerade in der allerbequemsten Lage. Hans hielt es um den Leib gefaßt und fest an sich gedrückt; dabei hatte er das Unterröckchen so in die Höhe gestrippt, daß die dicken, rosigen Beinchen an den seinen herunterhingen, und da er auch noch seine Schiefertafel an dem Bindfaden des Schwammes gefaßt hielt, so bekamen die mit Grübchen gezierten runden Knie bei jedem Schritt einen kalten

Schlag von der Tafel. Da war es wohl natürlich, daß das Kleine etwas maunzte, doch so wie es Rose erblickte, streckte es ihr mit freudigem Lallen die Ärmchen entgegen. Sie stellte die Flasche rasch hin, eilte den Kindern entgegen und nahm ihrem Bruder die unbequeme Last ab. Mit beiden Händen hob sie das jubelnde Kleine hoch vor sich in die Höhe, damit seine Röckchen wieder herunterfielen, und setzte sich dann mit ihm auf die Bank am Eingang einer kleinen Rosenlaube. Das Kind war ihr Liebling, stundenlang konnte sie mit ihm schäkern und kosen; nun brach sie eine Blume und ließ es danach haschen in neckendem Spiel. Doch jetzt kam Hänsli heran mit seinen Schulaufgaben, rasch gab sie dem Kinde den Blumenzweig, damit es ruhig bleiben solle, und legte die große Schiefertafel des Bruders auf ihren Schoß. Hänsli kniete vor ihr nieder und schrieb seinen Aufsatz, während sie mit wachsamem Auge die Bewegung seines Griffels sorgsam verfolgte.

Auch Herr Kermatten, der die Fremden sich selbst überlassend seinen Spaziergang wieder aufgenommen hatte, kam ab und zu vorbei, blieb stehen und lobte Hans über seine guten Fortschritte.

Die Fremden drüben am Tische hatten noch ein weiteres Glas des vorzüglichen Weines getrunken, und der Ältere war gerade bereit, zum Aufbruch zu mahnen, als er sah, wie sein Freund mit flüchtigen Strichen, mit eilender Hast und begeisterten Blickes seinem Skizzenbuch, das er, vom Tische beschattet, auf den Knieen liegen hatte, ein neues Erinnerungsblatt zufügte, so schenkte

er sich nochmals ruhig ein und schlürfte behaglich das letzte Glas.

Dabei wandte er sich, um zu sehen, welches Motiv sich denn gefunden. „Eine heilige Familie!“ rief er leise und bewundernd — nein, wirklich, besser hättest du selbst sie nicht stellen können, und jedenfalls eine höchst originelle, ganz neue Auffassung; die Madonna zwar noch sehr jugendlich, aber das schadet nichts; der heilige Joseph mit der Tabakspfeife und der kleine Johannes als ABC-Schütze — das muß ja Effekt machen. Alle Bezeichnungen für solche Bilder sind auch schon längst vergriffen, aber: ‚Madonna mit der Schiefertafel‘, das ist sicher noch nicht dagewesen, gewiß neu und sensationell; ich gratuliere!“

„Spotte nur,“ entgegnete der andere, eifrig weiterzeichnend, „das Original dort wäre des Pinsels eines Raphaels, eines Murillos schon wert. Wenn das Mädchen mir sitzen wollte, es sollte ein Bild werden —“

„Um Gottes willen, nein — lieber nicht, sonst bleiben auch wir hier festsitzen in Thun — und wollen doch morgen schon weiter. Komm, es ist auch jetzt Zeit aufzubrechen, in Rom findest du Modelle genug!“

„Kein schöneres als dieses. Doch du hast recht — laß uns gehen — ich könnte mich sonst wahrlich verlieben in dies rätselhafte Wirtstöchterlein. Jetzt ist sie auch mein, ich habe ihr wunderbares Haupt festgebannt in meinen Erinnerungsschatz, und die Rückkehr steht mir frei. Er hatte das Buch zugeklappt, stand auf und holte die Plaids, während der andere sich nach Kermatten

umsah, der eben wieder herankam. „Und was sind wir schuldig?“ fragte er, sein Portemonnaie ziehend.

Der alte Herr sah ihn etwas verschmitzt an, blies eine Tabakswolke auf und schüttelte den Kopf.

„Nunt, meine Herren, das koschtet nunt!“

„Sie verstehen nicht recht,“ entgegnete der Maler, der auch hinzugetreten war, „wir meinen nämlich unsere Zeche!“

„Das kostet nunt — Sie denken wohl, ich sei ein Wirt — ich wirtschafte nicht — ich bin der Präsident Kermatten.“

Es war ein Augenblick unendlicher Verlegenheit für die beiden Fremden; der alte Herr weidete sich schmunzelnd daran, wollte ihnen aber gerade durch einen Spaß zu Hilfe kommen, als der Maler ausrief:

„Kermatten, das ist mir ein wohlbekannter und befreundeter Name — ich habe einen entfernten Vetter, der ihn auch führt, er ist Schweizer und aus Thun.“

„Ein Geiger?“ fragte Kermatten.

„Ist er mit Ihnen verwandt?“ entgegnete fragend der Fremde.

„Freili, es ist mein Neffe!“

„Das ist ja ein freundlicher Zufall; lange habe ich nichts von ihm gehört; hoffentlich ist er wieder lebenslustiger und Sie können mir Gutes von ihm berichten. Erlauben Sie mir, mich vorzustellen: Graf Walderfeld aus München und hier mein Freund Professor Haidner.“

Herr Kermatten begrüßte beide auf das liebenswürdigste.

„Sie sind mit meinem Neffen verwandt," fragte er den Grafen, „in wie fern denn, wenn ich fragen darf?"

„Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, Baron Trazbach, hatte eine Schweizerin zur Frau, eine geborene Burger aus Bern. Eberhard Kermatten nannte sie Tante, und so sahen auch wir uns als Vettern an."

Bei Nennung des Namens kam es über den alten Herrn wie ferne Erinnerung und leise Rührung, er sah den jungen Mann wohlwollend an und sagte verbindlich:

„Nun weiß ich Bescheid, auch ich habe Ihre Tante gekannt vor vielen Jahren — sie war sehr schön. Und nun wir solche Anknüpfungspunkte gefunden, dürfen Sie mir so geschwind nicht wieder fort. Jetzt sind Sie erst recht meine Gäste, denn da Ihre Tante meine Base war, bin ich Ihnen auch so etwas wie ein alter Onkel. Geben Sie noch ein paar Tage zu für Thun, dann machen wir einige Ausflüge zusammen — vielleicht morgen, wenn das Wetter schön ist."

Freudig stimmten die beiden Herren ein, sie hatten zwar vorgehabt, gleich weiterzureisen, aber die verlockende Aussicht, unter so trefflicher Führung noch eine Partie in die schöne Umgebung zu machen, durfte nicht unbenutzt bleiben. „Doch leider nur für einen einzigen Tag," fügte Professor Haidner hinzu, „dürfen wir Ihr freundliches Anerbieten annehmen. Wir haben einem Studiengenossen in Florenz Rendezvous gegeben, zu dem wir jetzt schon fast zu spät sind."

„Florenz," der Name traf Rosens Ohr wie ein magischer Schlag, sie blickte auf, ihr Auge hing an den

Lippen der Fremden. Die Gärtnerfrau hatte das Kind schon vorher wiedergeholt, und Hänsli, der seine Tafel vollgeschrieben, war davongelaufen; sie aber blieb sitzen, und kein Wort des Gespräches, das sich entsponnen, ging ihr verloren.

„Ich kann Ihnen wenig von meinem Neffen sagen," beantwortete Kermatten eine Frage des Grafen, „wohl möglich, daß Sie ihn in Florenz treffen. Florenz hat, so scheint es, die größte Anziehungskraft für ihn, dahin eilt er jedesmal, wenn er hier durchkommt; doch seit Jahren war er nur einmal einen Tag hier, auch schreibt er selten oder nie. Wann haben Sie ihn denn zum letztenmal gesehen, Herr von Walderfeld?"

„Das ist nun auch schon lange her," antwortete dieser, „ich hoffte, Sie hätten mir bessere Nachrichten geben können. Damals war er so traurig und niedergestimmt, ja fast menschenscheu geworden, daß ich dachte, er sei entweder krank, oder ein furchtbares Unglück drücke ihn nieder. Doch er vermied jede Erklärung. Er wäre auch in München nicht länger geblieben, wenn es uns nicht gelungen wäre, ihn zu überreden, in einem Wohlthätigkeitskonzerte mitzuwirken. Da riß er das Publikum zu einer Begeisterung hin, wie ich sie noch kaum erlebt, und doch war sein Spiel eine so herzzerreißende Klage, ein so erschütternder Wehlaut gewesen, daß ich verstummte und mich dessen nicht freuen konnte. Andern Tags aber hatte er uns ohne Abschied verlassen, und als einmal ein Brief von ihm aus Amerika einlief, schrieb er, daß er seitdem nie mehr öffentlich gespielt — nur für sich

allein und in der Einsamkeit lasse er den Bogen über die Saiten gleiten!"

„Er ist ein Sonderling geworden," klagte Herr Kermatten, „ein Schwärmer war er von je, doch niemals zur Melancholie geneigt, wie sie ihn so plötzlich erfaßt. Nur höchstens alle zwei Jahre kommt er hierher, und ich gedenke das nächstemal etwas väterliche Gewalt über ihn auszuüben und ihn zur Vernunft zurückzubringen."

Professor Haidner hatte während des länger sich ausdehnenden Gespräches das Haus etwas näher betrachtet und die schönen Sinnsprüche, welche die Balken zierten, in sein Notizbuch niedergeschrieben. Als die Herren sich wieder zu ihm wandten, konnte er nicht umhin, seine Anerkennung darüber auszusprechen, wie der alte Bauernstil beibehalten und doch allen Anforderungen des Lichtes und der Bequemlichkeit Rechnung getragen war. Ein deutscher Baurat, der sein „Häusli" lobte, das war Herrn Kermatten eine stolze Freude, und er bat ihn, doch auch das Innere zu besichtigen, welcher Aufforderung Haidner mit Freuden nachkam und alsogleich den alten Herrn ins Haus begleitete.

Auch Graf Walderfeld war ihnen bis an die Thür nachgefolgt, dann aber hatte er sich eines anderen besonnen und schritt auf Rose zu, die noch immer auf der Bank sitzen geblieben war. Sie war so in ihr Sinnen verloren, daß sie ihn erst gewahrte, als er fast unmittelbar vor ihr stand.

Nachdem er sie einen Augenblick schweigend betrachtet, intonierte er mit leiser Stimme die erste Zeile des Liedes,

das sie oben auf dem Kirchhofe gesungen: „Speranza del mio cor.“

„Ich verstehe die Worte nicht mehr,“ antwortete sie betrübt, „aber ich möchte sie wohl gedeutet haben, damit ich weiß, was ich spreche, wenn ich der Mutter Lieder singe.“

„Der Mutter Lieder?“ unterbrach er sie fragend.

„Ja,“ antwortete sie, „meine Mutter war eine Italienerin, sie war aus Florenz,“ und dann zu einem anderen Gedanken übergehend, dessen Zusammenhang er nicht begriff, fuhr sie fort, und ihre großen Augen schlugen sich langsam zu ihm auf:

„Hat Ihr Freund braunes Haar und einen vollen dunklen Bart?“

„Mein Freund?“ fragte er dagegen in enttäuschtem verwundertem Ton, „Professor Haidner? Ihr saht ihn ja, und gleich wird er wieder da sein.“

„Ich meine nicht den — ich meine den Neffen meines Herrn — und hat er große, blaue, traurige Augen?“

„Kennt Ihr ihn?“

„Nein — aber so sieht er doch aus — nicht wahr?“

„Ja!“

„Ich dachte mir gleich, als Ihr von ihm spracht, daß er es sein müsse.“

„Wer? So habt Ihr ihn also doch schon gesehen!“

„Ich weiß es wirklich nicht, er wird es aber wohl gewesen sein, er sah so unendlich traurig aus.“

„Und wenn ich ihn in Florenz treffe, habt Ihr einen Gruß an ihn?“

„Ich?“ fragte sie so erstaunt, daß er sich vollkommen beruhigte. „Er thut mir nur leid, wenn ich ihn auch nicht kenne, denn er ist unglücklich. Einen Schmerz mit sich tragen, mit sich allein, das ist schwerer als die Glücklichen glauben können. Nur wer selbst leidet, versteht der anderen Gram.“

„Ihr sprecht gar traurige Worte für so junge Lippen.“

„Nein, nein,“ sagte sie, ihn rasch unterbrechend, „das wollte ich nicht, man ist ja hier so gut gegen mich, nur manchmal da kommt es über mich wie ein Heimweh, wie ein Sehnen nach dem Lande meiner Mutter! Grüßt es von mir, wenn Ihr hinkommt.“

„Das will ich gern, doch ich muß ihm wenigstens sagen können, von wem ich den Gruß bringe,“ entgegnete er lächelnd. „Noch weiß ich Euern Namen nicht — wie heißt Ihr?“

„Rose von Allmen.“

„Rose von Allmen?“ wiederholte er langsam.

In diesem Augenblick traten die beiden Herren lebhaft sprechend wieder aus dem Hause, und zu gleicher Zeit erschien an einem der Fenster der Kopf der alten Bächi, der sich suchend überall umsah. „Rösli!“ klang es durch den Garten. Sie stand sogleich auf und ging hinüber, dann deckte sie den Tisch ab und verschwand im Hause.

Graf Walderfeld ging den anderen entgegen, aber er war zerstreut, seine Blicke verfolgten unwillkürlich das

schöne Mädchen, und in seinen Ohren klang noch in melodischem Tonfall der auffallende liebliche Name. Welch ein Geheimnis steckte dahinter — sie war keine Magd — sie konnte keine sein! . . . .

„Herr Kermatten, wollen Sie mir eine Frage erlauben? Das junge Mädchen sagte mir eben, sie heiße Rose von Allmen."

Erstaunt horchte Haidner auf. „Wie? sprach er, von Allmen? Ist das wirklich so?"

„Ja," war die Antwort.

„Doch dann ist sie nicht in Ihren Diensten?"

„Ei, warum denn nicht?"

„Wenn sie aber von Adel ist?"

„Das macht nichts."

„Wir haben gleich bemerkt, daß etwas Besonderes dabei ist," meinte der Professor.

„Nein, dabei ist gar nichts Besonderes," entgegnete Herr Kermatten. Die von Allmen sind freilich ein altes Geschlecht, aber das können Sie hier bei uns viel sehen; da drüben der Gärtner ist zufällig auch ein Adliger. „Joseph," rief er laut, „komm Er mal her!" Der Gerufene war sogleich zur Stelle, ein stämmiger, sonnverbrannter Mann im groben Arbeitsrock: „Sag' Er doch einmal den Herren, wie Er heißt."

„Ich, wie ich heiße? — Joseph."

„Jawohl, aber den ganzen Namen, auch noch den Zunamen."

„Joseph von Ringoldingen."

„So, jetzt kann Er wieder gehen. Und zum Beispiel

der Christen ab Eglen, der wöchentlich zweimal von der Sennhütte dort oben auf der Grüsisalm heruntersteigt und mein Haus mit Butter und Käse versorgt, der gehört einem der ältesten Geschlechter des Berner Oberlandes an."

Ganz betroffen schauten sich die beiden Herren an; sie wußten nicht recht, was sie davon halten sollten.

„Es ist schon so," bestätigte Herr Kermatten, da er ihre ungläubigen Mienen gewahrte. „In alten Zeiten saßen diese Geschlechter auf stolzen Burgen, und unsere Urväter, die Zwald, die Tmober waren ihre Hörigen und fronten ihnen. Dann kam der Bär und schlug mit seiner schweren Tatze Burgen und Schlösser nieder, und da hat sich das Rad etwas gedreht. Michel von Weißenfels muß mir mein Gras mähen, und Mädeli ab Planalp melkt meine Kühe, aber die Stimme des Siebenthälers wiegt gleich schwer wie die des Herrn von Bern, dessen Vater einst zu Wimmis auf dem Schlosse saß. So läuft eben die Weltgeschichte."

Die Fremden hörten mit Interesse diesen Erörterungen zu. „Aber," fragte Graf Walderfeld, „sagt einmal, wie haltet Ihr's denn da z. B. mit dem Heiraten? Diese alten Adligen werden wenigstens doch als ebenbürtig angesehen werden von den Patrizierfamilien."

Kermatten lachte. „Das kommt bei uns gar nicht vor, die einen sind reich, die anderen arm, da ist der Graben schon gezogen."

„Aber wem die Natur solche verschwenderische Reize mitgegeben, der sollte doch auch noch alte Rechte geltend

machen können," meinte Walderfeld in eifriger Beredsamkeit. „Das Mädchen ist wirklich die verkörperte Schönheit und Anmut," setzte er hinzu, ohne zu merken, daß sein Gedankengang ganz auffallend sein mußte. „Ich könnte das holde, unschuldige Antlitz so gut zu einem Bilde verwenden. Wollen Sie mir das einmal gestatten und mich sie malen lassen, wenn ich wieder hierherkomme?"

Kermatten lachte. „Die Rose von Allmen? Da werden wir zuvor einen harten Strauß mit der alten Tante auszufechten haben, doch getraue ich mich, es Ihnen zu versprechen, Rose ist ja selbst ein Künstlerkind und hat beim Vater schon gelernt, der Kunst jedes Opfer zu bringen. Also wenn Sie wieder in Thun sind, so kommen Sie nicht erst zufällig dazu, beim ‚Inseliwirt' Einkehr zu halten."

Er blickte die beiden Herren schelmisch an, indem er ihnen die Hand reichte, und wie sie ihrer ersten Verlegenheit gedachten und des Mißverständnisses, das sich so freundlich gelöst, stimmten sie fröhlich in sein Lachen ein.

„Wir sagen also heute noch nicht Adieu, sondern auf Wiedersehen morgen bei schönem Wetter," sagten sie, die dargebotene Hand herzlich ergreifend, und verabschiedeten sich.

Bis zum Gartenthor gab ihnen Kermatten noch das Geleite. Vergeblich hatte sich der Graf noch nach dem Mädchen, dessen Anblick ihn so sehr begeisterte, umgesehen, sie war nicht wieder aus dem Hause getreten.

Nun blieb er auf der Schwelle des Gartens einen Augenblick stehen, löste aus seinem Skizzenbuch das Blatt aus Hilterfingen, das ihr so wohlgefallen, und übergab es dem alten Herrn mit den Worten:

„Und bitte, geben Sie diesen Gruß an die Rose von Allmen.“

6. Die Partie zum kleinen Beatus.

Den andern Tag bei herrlichem Sonnenschein fuhr einer jener offenen Landpartienwagen, auf deren luftigen Sitzen für eine große Gesellschaft Raum ist, am Portal des Thuner Hofes vor, wo Graf Walderfeld und Professor Haidner bereits wartend standen und nun, indem sie Herrn Kermatten begrüßten, rasch und fröhlich aufstiegen. Auch Rose war da; zu ihren Füßen stand ein Proviantkorb, den Frau Bächi sorglich eingepackt und dem Mädchen dabei sehr ans Herz gelegt hatte, die Herren richtig und aufmerksam zu bedienen, kein Glas zu zerbrechen und Messer und Gabeln wieder vollständig mitzubringen. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß Hänsli; weil der Weg durch Hilterfingen führte und Pfarrer Klein sich ihnen anschließen wollte, war er auch mitgenommen worden, zu seiner und Rosens großer Freude.

Sie waren noch nicht lange gefahren, da kam ihnen der Herr Pfarrer schon entgegen; er hatte einen Bekannten besucht auf dem Grüsisberg, und weil er die Zeit der Abfahrt gewußt, hatte er den Wagen hier abgewartet. Freudig und stürmisch von Hänsli schon aus der Ferne begrüßt, und näher kommend ebenso von Rose und Kermatten, stieg auch er jetzt auf, und nach kurzer

gegenseitiger Vorstellung war in der Bewunderung der schönen Gegend die Bekanntschaft des Pfarrers mit den beiden Fremden bald genug gemacht. Besonders Professor Haidner freute sich des neuen Gefährten, der einen ganzen Schatz von Wissen über die Gegend gesammelt hatte und jeden Bergnamen, jede Felsspitze, jeden Gletscher kannte.

Dort beim Ausfluß des breiten Aarstromes aus den Wassern des Sees tauchten jetzt zwischen den uralten Bäumen des jenseitigen Ufers die Dächer und spitzen Türme der Schadau empor, und vom Strande stießen kleine Boote ab, um Fremde über den Fluß zu setzen. Von der Strömung erfaßt, schaukelten sich die schwanken Fahrzeuge auf den Fluten. Im Hintergrunde und im blauen Duft der Ferne die Felsenpyramide des mehr denn 7000 Fuß erhabenen Niessen und die ganze Kette der himmelanstrebenden Zinken von der Kapf-Fluhe an und dem Gunzenau bis zum stumpfen Kegel des Stockhorn, der wie ein einzelner Zahn aus der ganzen verwitterten Kette seines Namens noch stehen blieb und vereinzelt in die Luft ragte.

„Es ist doch ein schönes Ländli," sagte Herr Kermatten, wie er seine Augen darüber hinschweifen ließ.

„Ja," gab Pfarrer Klein begeistert zur Antwort. „Thun ist das prächtigste Flecklein Erde in unserer ganzen schönen Schweiz, und seit zwei Jahren, daß mich das Glück hier in das Pfarrhaus am See versetzt hat, freue ich mich jeden Morgen des unvergleichlichen Anblicks. Hab' auch neulich etwas gelesen, das meine Ansicht

darüber vollkommen bestätigt. Ihr müßt nämlich wissen, Jungfer Rösli, in alter Zeit sollte einmal ein Held unter drei schönen Göttinnen der schönsten einen Apfel reichen. Er that's. Das gab natürlich nachher Zank und Eifersucht genug. Wären es nun aber statt eines Helden ihrer drei gewesen, was meinen Sie, meine Herren," wandte sich Pfarrer Klein schalkhaft lächelnd an alle seine Zuhörer, „dann hätte wohl jede Göttin einen Apfel bekommen und es wäre keine sitzen geblieben, nicht nur wegen der Höflichkeit, sondern auch weil glücklicherweise auf der schönen Erde für jedweden Geschmack gesorgt ist. Nun soll ein sehr berühmter und weitgereister Mann den Ausspruch gethan haben: in einem solchen Fall wie der obige würden sich in Europa Konstantinopel, Neapel und Thun den Rang streitig machen. Das seien die drei größten landschaftlichen Schönheiten, jede nach ihrer Art. Ich für meinen Teil gäbe Thun den Apfel auf jeden Fall. Wir sind hier nicht eingeengt von den Bergen, frei schweift der Blick über das blaue Wasser und die ebenen grünen Thäler hinüber zu den großartigen Gebirgsketten, die uns in der Ferne umschließen. Wie malerisch liegt das Städtchen am waldigen Höhenzug, gekrönt von der siebenhundertjährigen hochgetürmten Grafenburg, und wie ist alles verbunden zu einem harmonischen Ganzen!"

Alle stimmten ein in die Begeisterung des Pfarrers, die sie selbst zu lauter Bewunderung mit fortriß.

Sie fuhren jetzt an einzelnen blumengeschmückten Bauernhäusern vorüber, die in ihrer dunklen Farbe und

tiefem Schatten den Hintergrund der Berge nur noch blauer und durchsichtiger erscheinen ließen.

„Darüber können Sie uns auch wohl Auskunft geben,“ wendete sich Professor Haidner an den Pfarrer. „Als wir gestern von Riessen herunterkamen, fielen uns dort drüben, überhaupt aber in Wimmis ganz besonders, die Häuser auf; die sind alle so weiß und frisch, als seien sie gestern gebaut. Ist da wohl ein Brand gewesen?“

„Ei,“ rief Herr Kermatten lächelnd, „haben Sie denn nicht einige von den Jahreszahlen gesehen, die gewöhnlich auf den Hauptbalken neben dem Spruch eingeschnitten sind? Die meisten dieser Häuser sind gewiß zwei bis dreihundert Jahre alt.“

„Unmöglich!“ widersprach Haidner. „Überall sonst sind diese alten Bauernhäuser durch die Länge der Zeit ja ganz dunkelbraun, man möchte fast sagen schwarz, wie diese hier. So nehmen sie dort anderes Holz dazu?“

„Auch das nicht, und wenn auch, es würde doch dunkel werden; aber es ist dort Sitte, die Häuser von Zeit zu Zeit ganz abzuwaschen.“

„Was Sie sagen — das ist ja wie in Holland!“

„Ja,“ erklärte Pfarrer Klein, „es ist ein Gewerbe für sich, dieses Häuserwaschen. Die Familien, welche es treiben, ziehen mit ihren Leitern, Bürsten und Kübeln von einem Haus zum anderen. Und je vornehmer und reicher der Bauer ist, desto öfter läßt er es thun. Auch schauen die Simonsthäler unsere Häuser hier für recht ärmlich und schmutzig an.“

„Nun, vom malerischen Standpunkt behagt mir diese

Reinlichkeit weniger," meinte der Professor, „mag ja sonst ganz gut sein, aber die rotbraunen Balkenhäuser mit ihren aus der dunklen Umrahmung hell leuchtenden kleinen Fensterlein machen sich weit besser."

So unterhielten sich die Herren während der langen Fahrt ausgezeichnet, nur der Maler war stiller als sonst, und seine Augen suchten ein näheres Ziel als die landschaftliche Umgebung rings umher. Rose aber gewahrte es nicht, sondern lauschte aufmerksam auf das Gespräch der anderen.

Als sie nun aber durch Hilterfingen kamen und an ihrem alten Haus vorbei, rief sie freudig aus: „Jetzt gehört es doch wieder mein!" und blickte ihn freundlich dankend an.

Am Pfarrhause oben auf der Anhöhe hielt der Wagen auf Bitten des Pfarrers einen Augenblick an; er führte die Gesellschaft auf den ebenen Rasenplatz vor seinem Hause und zeigte mit Stolz die herrliche Aussicht auf den See und auf das reizende am Strande liegende Oberhofen.

Unter heiteren Gesprächen fuhr man weiter. Hänsli, der auf dem Bock saß, wurde es aber doch etwas zu lang. „Bis wohin geht es denn eigentlich?" fragte er und begann vom Kutscherbock herüber in den Wagen zu klettern.

„Nach der Beatushöhle," gab ihm Herr Kermatten zur Antwort, indem er ihm herein half. Entzückt stellte sich der Knabe vor ihn hin:

„Zum heiligen Beatus!" rief er. „O, in der Schule

haben sie davon erzählt! Wenn ich nur auch so einen Mantel hätte. Werden wir ihn sehen?"

„Den Mantel oder den Heiligen?" fragte Pfarrer Klein lachend.

„Nein, ich meine den Drachen," antwortete schaudernd der Knabe.

„Was ist's damit?" rief der Professor und zog sein Taschenbuch. „Erzählen Sie uns vom heiligen Beatus, ich habe eine Sammlung solcher Volkssagen angelegt und freue mich immer, neue zu erfahren."

„Der heilige Beatus ist aber eine historische Persönlichkeit," berichtigte der Pfarrer, „er war einer der ersten Glaubensapostel hier am See, und wenn Sie das, was ich erzählen will, als Sage ansehen, so ist das Ihre Sache. Die Leute hier in der Gegend glauben fest daran."

„Ja," unterbrach ihn Herr Kermatten, „daß in abgelegenen Klüften wüstes Gewürm brüten soll, behaupten einzelne Sennen heute noch steif und fest. Manche wollen den Stollwurm sogar selbst schon gesehen haben: mit dickem langen Schlangenleib, mit rundem Katzenkopf und vorn mit zwei Klumpfüßen. Das Merkwürdigste an der Sache aber ist, daß auch im Jura die Beschreibung dieses fabelhaften Tieres genau mit der unseren stimmt, und daher selbst Naturforscher eine Zeitlang glaubten, es gäbe im Hochgebirge noch eine unbekannte Tierart, eine Art riesenhafter Eidechse, die nur selten ans Tageslicht hervorschleiche. Doch hat die Regierung vergeblich

beträchtliche Preise geboten, wenn ihr einmal ein Stollwurm tot oder lebendig gebracht werden würde."

Von dem kleinen Notizbuch, in das der Professor auch über den Stollwurm einige wissenschaftliche Notizen eingetragen haben mußte, blickte er jetzt auf und sah den Pfarrer auffordernd an:

„Und nun Ihre Geschichte!"

Klein lachte und erwiderte lustig: „Da müssen Sie sich schon ein wenig gedulden, die bekommen Sie erst oben in der Höhle zu hören; an Ort und Stelle läßt sich so etwas viel besser veranschaulichen. Aber behalten Sie Ihr Buch nur offen. Sie sollen gleich einen anderen Eintrag dafür haben." Er deutete hinüber nach den fernen Eisbergen, deren helle Schneemassen, vom Sonnenlicht überflutet, sich im ruhigen Wasser des Sees glanzvoll spiegelten.

„Sehen Sie dort die Blümlisalp, auf einem ihrer Gletscher ist geschehen, was ich Ihnen erzählen will. Beatus war nämlich keineswegs der erste Verkündiger des Christentums hier in der Schweiz. Er hatte tüchtige Vorarbeiter gehabt, und vorab den heiligen Theodul, dessen Namen heißt: Diener Gottes. Der erschien, ein kleines Kruzifix in der Hand, bei den Opferfesten der Heiden und forderte sie mit heiligen Worten auf, sich zu bekehren. Es war keine leichte Sache, sintemalen die alten Bergbewohner ein gar halsstarrig Volk waren und fest an ihren Alpengöttern hingen. Zuerst sahen sie den fremden Mann nur neugierig an und ließen ihn ruhig gewähren, dann wurde ihnen aber doch des Redens

zu viel, und sie schickten ihn fort. Er aber kam mit eiserner Beharrlichkeit zu jedem Feste, so oft sie ihn auch verjagten, und predigte und predigte. Da als er wieder einmal neben ihren Opferaltären stand und der Rauch nicht aufsteigen wollte, weil er immer verdammend die Hand mit dem Kreuz dagegen aufhob, da fielen sie über ihn her und schleppten ihn fort, hinauf in die Berge, in die Gletscherwelt, und versenkten ihn mitsamt seinem Kreuzlein in eine klaffende Eisspalte, aus deren blauer Tiefe ein schwindelnder Abgrund heraufgähnte, auf daß er unschädlich gemacht sei für alle Zeit und ihre Götzendienste nicht mehr störe. Aber der Herr war mit seinem Diener. Theodul kam unversehrt auf dem Boden an, unter dem ungeheuren Eisgewölbe: ein lebendig Begrabener. In der tiefen Finsternis spähte er um sich, und das abfließende Wasser zeigte ihm den Weg, er folgte dem Lauf, wandte sich hindurch in Qual und Not und erblickte endlich mit Entzücken das Tageslicht wieder. Beim nächsten Opferfest erschien der heilige Theodul mit seinem Kreuzlein abermals unter den Heiden, als wenn nichts geschehen sei, und fing an zu predigen — da aber knieten die Heiden nieder und ließen sich taufen."

Man war in Merlingen angekommen, wo der Wagen verlassen und am Seestrand ein Boot zur Weiterfahrt gesucht wurde.

Während Herr Kermatten mit dem Schiffer unterhandelte, hielt die kleine Gesellschaft einen Augenblick Rast im Schatten eines riesenhaften Lorbeerbaumes, der aus freier Erde emporwuchs, und unter dessen weit aus-

gedehntem Gezweig eine Menge kleiner Tische standen, alle besetzt von Sommerfrischlern und Touristen, welche die Neuangekommenen neugierig musterten. Doch hielten diese sich nicht lange auf, und bald stieß das Boot unter den Ruderschlägen des Schiffers und der beiden jüngeren Herren vom Lande ab. Pfarrer Klein hatte neben Herrn Kermatten auf der vorderen Bank Platz genommen, während Rose, zu deren Füßen sich Hänsli lagerte, am hinteren Ende des Kahnes saß und das Steuer führte.

So laut und lustig das Gespräch sich fortgesponnen hatte beim Hufschlag der Pferde, beim Rollen und Rasseln der Wagenräder, auf dem lautlos dahingleitenden Kahn fühlten nun alle doppelt die vollkommene Ruhe und ein Bedürfnis nach Stille; sie saßen stumm und verschwiegen, und keiner mochte das Wort ergreifen, um nicht den Zauber zu bannen, der sie gefangen hielt; nur der Ruder taktgemäßes Einfallen und der Hall der fallenden Tropfen erhöhte mit plätscherndem Ton den Reiz dieses Wasserfriedens. Glänzend fiel das Sonnenlicht auf die nur leicht gekräuselte Flut und flimmerte daraus zurück in tausend und abertausend glitzernden Sternen, und ob, vom ewigen Schnee überdeckt, die Felsenwände, die Gletscher und Eisfelder der Berner Alpenkette im Süd und Osten ernst und streng in den blauen Himmel stiegen, das nördliche Seeufer, an dem das kleine Boot entlang fuhr, es glich einem Garten an Neapels Gestaden. Geschützt gegen den rauhen Nord durch hohe, felsige Abhänge, erwuchs hier in dem milden Klima dieser ganzen Gegend eine üppige südliche Vegetation, und

zwischen dem Lindengesträuch und den hellgrünen Eichen breitete der Kirschlorbeer seine dunkelglänzenden Blätter aus, streckte die Aloe ihre stachlichten Gezweige in die Luft, reiften Feigen und Trauben, und ein reicher Flor von Rosen und wilden Blumen aller Art hatte die Luft gewürzt, die der Zephyr vom Lande her über das Wasser trug.

Lange noch blieb es still auf dem Kahn, selbst die Bewunderung einer solchen unerwarteten Überraschung brach sich nicht Bahn im Ausbruch preisender Worte, wie in Andacht versunken nahmen sie es hin mit stillem Entzücken. Graf Walderfeld hatte schon lange die Ruder sinken lassen, er gab sich willentlich der Täuschung hin, als werde er an südlicheren Gestaden vorübergeführt. Tief atmete er den Blütenduft ein, den jeder neue Windstoß vom Lande brachte, als es ihn jetzt aber umwehte wie süßer Orangenduft, da ließ er die Lippen leicht geöffnet und auffordernd zu Rosen hinüberschauend, die träumend den Kopf auf den Griff des Steuers gelegt hatte, fing er an mit wohltönender Stimme die Kanzonetta zu singen:

O dolce Napoli
O suol beato
Dove sorridere
Vuol il creato.

Sie kannte das Lied auch, und erst leise, dann immer lauter schmiegte sich ihre Stimme der seinen an, und es klang der Gesang in hellen Tönen über das Wasser, und es war, als würde der Kahn von lieblichen Melodien weiter getragen.

Strophe folgte auf Strophe, Lied auf Lied, und wenn auch der Graf eins anstimmte, das Rose nicht kannte, leicht und rasch erfaßte sie jede Melodie und wurde nimmer müde, ihn zu begleiten. Er aber legte eine Wärme in Ausdruck und Ton, als gelte ihr jedes Wort, das er singe, doch sie verstand ihn nicht und freute sich nur harmlos des schönen Klanges.

Wieder war ein Schlußton verklungen, da wie in Erwartung röteten sich leise des Mädchens Wangen, sie begann ein Lied und sah den Grafen fragend an; er kannte es nicht, und wie er es unterließ, einzustimmen, schwieg auch sie betrübt und enttäuscht. „O, daß ich es nicht finden kann!" rief sie aus. „Ich hatte gehofft, Ihr würdet mir helfen!"

Ehe er ihr antworten und sie fragen konnte, was es sei, rief Pfarrer Klein, indem er die Hand nach dem Ufer ausstreckte, wo in prächtigem Sturz ein Wasserfall sich in den See ergoß:

„Wir sind am Ziel, das ist der Battenbach, der aus der Beatushöhle kommt, hier an der Leerau steigen wir aus."

Im wonnigen Waldesschatten führte der Weg bergauf dem Bach entgegen, der über Fels und Geröll in kleinen Kaskaden plätschernd herunterschäumte. Hans hatte der Schwester den Hängekorb abgenommen und eilte den anderen vorauf, während Rose Blumen suchend weit zurückblieb. Bald achtete sie nicht mehr des Weges, sondern suchte zwischen moosigen Steinen hellgrüne Farnen zu ihrem Strauß, und wenn ihr eine Blume, die sie

übersehen, beim Rückblick in die Augen fiel, kehrte sie wohl nochmals bergab, um auch sie zu holen.

Umsonst erwartete sie Graf Walderfeld an einer Lichtung des Weges, sie kam nicht und gab auch keine Antwort auf sein wiederholtes Rufen, so glaubte er zuletzt, sie sei an irgend einer Abkürzung schon an ihm vorübergegangen und schritt eilend den anderen nach. Die aber hatten einen großen Vorsprung, und erst oben an der Höhle selbst erreichte er sie. Rose war nicht da, doch weder Herr Kermatten noch Pfarrer Klein trugen Sorge darum.

„Wird schon kommen," meinte der letztere, „sie ist ein Bergkind und hat manchen Tag ihre Ziegen auf den abschüssigsten Matten gehütet, um sie brauchen Sie sich nicht zu sorgen — und sie kennt den Weg, sie war schon oft hier mit ihrem Vater und mir."

„Wenn sie Blumen sucht," setzte Herr Kermatten hinzu, „dann vergißt sie selbst den heiligen Beatus, nur gut, daß wir das Freßkörbli hier haben, denn mir liegt, seitdem Sie da unten auf dem Wasser gesungen, eine Melodie in den Ohren, die kann ich nicht loswerden, und die surrt und murrt mir immer vor:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so hungrig bin.
Ein Durst wie in alten Zeiten,
der will mir nicht aus dem Sinn."

Alle lachten und wiederholten zustimmend die letzten Zeilen, nur wollte der Professor erst hinein in die Höhle, die am Fuße himmelanstrebender Felsen inmitten des

herrlichsten Tannenwaldes ihr Felsenthor öffnete und aus deren weiter Grotte der wasserreiche Battenbach rauschend hervorbrach, um über abschüssiges Felsgestein in weißaufschäumenden Fällen sich in den See hinunterzustürzen.

Aber Pfarrer Klein hütete den Eingang. „Nein," rief er, „jetzt noch nicht: ein kleiner Drache haust noch heute darin, mit dem mußte sich der heilige Beatus selbst zurechtfinden, sein Atem ist nicht Feuersglut, aber feuchtkalter Zug, und unvorsichtig darf man ihm nicht nahen, daher erst abgekühlt."

Mit Hänslis Hilfe hatte Herr Kermatten einstweilen den Inhalt des Korbes auf einem der großen Steinblöcke ausgepackt, und während Graf Walderfeld an die Felswand gelehnt noch immer Ausschau die Berghalde hinunter hielt, lagerten sich die anderen zum fröhlichen Imbiß.

„Und nun Ihre Geschichte, Herr Pfarrer!" rief Haidner, indem er seine mit Rotwein gefüllte durchsichtige Perlmuttermuschel vorsichtig gegen dessen Becher anstieß: „Der heilige Beatus soll wieder aufleben und der Erzähler — hoch!"

Es bedurfte kaum noch der glänzenden Augen Hänslis, der mit einem Juchzer aufsprang, sich so nahe als möglich zu Füßen des Pfarrers ins Moos warf und sein großes schon angebissenes Butterbrot vergessen in der Hand haltend, erwartungsvoll zu ihm aufsah, um den freundlichen redelustigen Pfarrer der Bitte willfährig zu machen und in die rechte Stimmung zu bringen.

Er räusperte sich, spitzte den Mund, als freue er sich auf ein gutes Gericht und begann: „Die Geschichte

wäre also so. In urgrauer Zeit kam der heilige Beatus nach Helvetien herüber, um das Christentum zu predigen. Nachdem es ihm nun gelungen, viele Heiden zu bekehren, und er alt geworden war, wollte er sein Leben in frommer Beschauung und Einsamkeit schließen, er ging deswegen hinauf in die felsige Einöde und suchte sich eine Höhle. zur Wohnung. Doch diese hier, die ihm gerade am allerbesten paßte, hatte schon einen anderweitigen Mieter; es wohnte darin ein ganz abscheulicher, fürchterlicher Drache mit feuerspeiendem Rachen, mit giftiger Zunge und spitzen Zähnen. Das war nun dem heiligen Beatus sehr ungelegen, aber er fürchtete sich nicht, sondern kündigte dem Drachen einfach an, daß seine Zeit abgelaufen sei und er ihm die Wohnung überlassen müsse; ja, er gönnte dem durch Jahrhunderte in seinem Besitz sich berechtigt glaubenden alten Höhlenbewohner nicht einmal Frist, sich in der Nachbarschaft nach einem anderen Unterkommen umzusehen, sondern gebot einfach: ,'naus — nich als 'naus!' Da fuhr der Lindwurm mit großem Geschrei feuerspeiend durch die Luft und stürzte sich aus Verzweiflung kopfüber hinunter in den See, daß derselbe in lautes Kochen und Wallen geriet, hellauf brauste und zischte: wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt, denn in der That, es war viel Höllenglut in dem alten Satansdrachen, die da unschädlich gemacht werden mußte im Thuner See, aber sie hat ihn auch so erwärmt, daß noch heute die Südpflanzen an diesem Ufer hier wachsen und gedeihen."

Die Art, wie Pfarrer Klein seine Geschichte erzählte,

amüsierte Haidner höchlich; mehr als einmal hatte er herzlich aufgelacht, jetzt sagte er aber doch: „Mir scheint, für einen Geistlichen fassen Sie die Legende ein bißchen zu weltlich auf."

„Ganz im Sinne des heiligen Beatus," entschuldigte sich der Angeredete, „der war kein Kopfhänger und hat selbst weidlich lachen können, hat auch mit seiner Heiterkeit manche Seele von der ewigen Verdammnis gerettet."

„Nehmt Euch in acht, lieber Pfarrer," warnte Herr Kermatten; „Strafe ist ihm doch geworden, und was meint Ihr, wenn wir unser Schifflein unten nicht mehr fänden und den Weg zu Fuß gehen müßten?"

„Ist immerhin nicht so weit, wie um den halben See; es war freilich hart für den armen Heiligen, nachdem er vorher so verwöhnt gewesen. Erinnern Sie sich, Herr Professor, dort drüben am jenseitigen Ufer des kleinen Turmes von Einigen, das soll die älteste Kirche der Schweiz sein. Dort predigte nun alle Sonntage Achatus, ein früherer Jünger des heiligen Beatus, und dieser, der nicht so unthätig in seiner Klausnerhöhle sitzen mochte, fuhr dann über den See hinüber und zeigte durch sein gutes Beispiel, wie man andächtig zuhören müsse. Das mißfiel aber dem Bösen, dem Drachen, der noch auf den Tiefen des Sees hauste, er fing an zu toben und zerschellte mit Sturmesgeheul und Wogengebraus des Heiligen Kahn am Felsenufer. Dagegen aber woben ihm die Engel einen Zaubermantel, auf dem er ohne irgend ein Hindernis ruhig über den See fahren konnte.

„Einst beim heiligen Osterfest war er auch hinübergefahren auf seinem Mantel, doch etwas gar spät gekommen, die Kirche war schon überfüllt, und er bekam kaum noch einen Platz auf der hintersten Bank. Es war sehr heiß; der Achatus hatte gerade seinen langweiligen Tag und seine Stimme einen gar einschläfernden Klang, da nickte denn ein Zuhörer nach dem anderen ein, und immer mehr schlossen in behaglicher Ruhe ihre Augen. Der heilige Beatus konnte das freilich nicht sehen, weil er ganz hinten war, er hörte nur ab und zu solch brummendes Geräusch wie von fernem Donner, und blickte durch die offene Kirchenthür zum Himmel hinauf, ob dieser sich etwa mit Wolken bezöge. Da sah er auf der Schwelle einen stehen mit kleinen Hörnern auf dem Kopf und Bocksfüßen; der hatte eine Bockshaut vor sich und schrieb eifrig darauf und schaute sich immer wieder nach den Zuhörern in der Kirche um und schrieb dann weiter mit grinsendem Vergnügen. Sogleich erkannte der heilige Beatus den Leibhaftigen und wußte auch, daß er die Namen derer zu besserer Kontrolle aufschrieb, die ihm verfallen waren, denn wer bei des Priesters Amen schlief, der gehörte ihm unwiderruflich an. Der heilige Beatus war in einer verzweifelten Lage, er hätte die Schlafenden so gern geweckt, durfte aber doch die Predigt nicht unterbrechen, die eintönig weiter ging; und immer mehr schienen einzunicken, denn der Teufel machte immer gierigere Augen und schrieb immer hastiger. Da endlich war die Bockshaut vollgeschrieben, und es fehlte dem Teufel an weiterem Platz. Er aber wollte sich

nichts entgehen lassen, packte die Haut an einer Seite mit den Zähnen — und sie an der anderen mit den Klauen festhaltend zog er daran mit aller Kraft. Es ging aber schwer, und er mußte furchtbare Anstrengungen machen, er zog immer wütender, da — schwabb — riß die Haut, und gewaltig schnellte des Teufels Kopf gegen den Thürpfosten zurück, dergestalt, daß er mit seinen Hörnern daran festgenagelt wurde. Da brach der heilige Beatus unwillkürlich in ein schallendes Gelächter aus, davon die ganze Kirche wiederhallte und alle Schlafenden jäh erwachten, noch gerade zu rechter Zeit, als eben Achatus das Amen sagte. So waren die armen Seelen gerettet und der Teufel um seine Beute betrogen."

„Das kommt von allzugroßer Habgier," meinte Haidner lachend, „der Teufel betrügt sich doch immer selbst, wäre er bescheidener gewesen, so hätte er sich über die Ernte wohl nicht beklagen dürfen!"

„Und der heilige Beatus hätte seinen Mantel nicht verloren," setzte Hänsli ganz betrübt hinzu, „das finde ich so traurig, denn er hat sie doch alle von der Hölle gerettet."

„Wieso? Was geschah denn noch, kleiner Mann?"

„Ja, wie der heilige Beatus nun zurückwollte über den See, da ging sein Mantel nicht mehr, das war die Strafe, weil er so laut in der Kirche gelacht hatte, das darf man eben doch nicht, und von da an mußte er immer den weiten Weg um den See herum zu Fuß machen."

„Armer Beatus, da wäre schon besser gewesen, es

wäre in Einigen ein Kirchenduhler angestellt gewesen, wie ich solchen einmal im Schwarzwald gesehen habe," lachte Haidner.

„Ein Kirchenduhler? Was ist denn das?" fragten Pfarrer Klein und Herr Kermatten zu gleicher Zeit und sahen den lustigen Professor fragend an.

„Ei, das ist einer, der geht in der Kirche herum und hat ein langes Schilfrohr in der Hand, und so jemand den Kopf nach vorne hängt und sanft einnicken will, fährt er ihm nur so mit sachtem Gekitzel übers Gesicht, daß er erschreckt aus dem Dusel erwacht und den Kopf nach hinten wirft."

Graf Walderfeld hatte kein sonderliches Interesse für des heiligen Beatus Mantelfahrten, er war schon längst zwischen den Bäumen verschwunden und suchte, den Waldpfad verfolgend, den günstigsten Blick zu einer kleinen Skizze. Aber nirgends schien ihm die Aussicht so ganz recht zu sein, und auf schmalem Pfad kletterte er höher und höher am Felsgestein empor, um einen besseren Überblick zu gewinnen. Jetzt bei einem Vorsprung des Berges hatte er, durch tiefe Schlucht von ihm getrennt, den Bach wieder vor Augen, da sah er jenseits durch den aufsteigenden Wasserstaub des herabschäumenden Falles, wie in einen Nebelschleier gehüllt, das Mädchen auf einem der großen Steine sitzen, an deren Fuß das Wasser weißschäumend zurückprallte. Und wie er sie aufmerksamer beobachtete, vernahm er nun auch ab und zu, halb verdeckt durch das Plätschern der tosenden Wasser, ein Singen der ihm wohlbekannten Stimme.

Sie hatte einen Kranz von Alpenrosen um ihr schwarzes Haar geschlungen und flocht einen anderen aus dem Blumenvorrat, der hochaufgeschichtet auf ihrem Schoße lag.

Dort drüben, dachte er, müsse wohl der beste Platz zu seiner Skizze sein, daher wandte er sich zurück, um den Abstich wieder zu gewinnen. Aber das ging nicht so leicht. Im Hinaufklettern hatte er kaum gemerkt, wie jäh das Gestein über einander hing, jetzt sah er erst, daß er sich etwas verstiegen, doch gewandt im Springen nahm er die einzelnen Felsenvorsprünge wahr, um abkürzend zur Tiefe zu kommen. Fast wäre dies rascher geschehen, als ihm lieb gewesen, denn einer der Blöcke gab nach und rollte polternd hinunter, während er sich noch glücklich an einer jungen Tanne halten konnte.

Vom Echo verdoppelt war der Lärm des rollenden Steines laut genug, um das Wasser zu übertönen, und Rose ließ von ihrem Kranzwinden und schaute in die Höhe. Da erblickte sie oben an der Felswand den jungen Mann, und erschrocken sprang sie auf, daß sie nicht achtete, wie ihre Blumen hinunterfielen und vom Wasser fortgetragen wurden. Rasch gewann sie den Weg, von wo sie eilenden Fußes bergan stieg und dann, ohne sich lange zu besinnen, an der abschüssigen Felsenhalde leicht und gewandt emporkletterte.

Walderfeld erblickte sie von oben und rief ihr zu, nicht weiter voran zu gehen, da er den Weg zurück schon allein fände und nur, weil er den Fuß etwas übertreten habe, einen Augenblick noch warten wolle. Sie

aber hörte nicht darauf, sondern kam ruhig und sicher bis unter den kleinen Vorsprung, wo er noch an der Tanne sich festhielt.

„Hab' manch verlaufen Zicklein heimgeholt auf steilerem Weg," sagte sie und reichte ihm die Hand so kräftig entgegen, daß er einen sicheren Halt an ihr hatte und mit dem schmerzenden Fuß vorsichtig auftreten konnte.

„So, Herr, nun stützt Euch nur ordentlich auf meine Schulter."

Vorsichtig schritt sie aus, spähte nach den Stellen, wo hervortretendes Wurzelwerk oder eine Spalte im Gestein genügenden Platz bot, und hielt hemmend an auf steilem, gerölligem Pfad. Ohne den Schmerz im Fuße wäre dem Grafen das Hinabsteigen auch hier am jähen Abhang, wo immerhin Strauchwerk und Moos genug war, ein Leichtes gewesen, so aber war er der Hilfe froh und ließ sich willig führen.

Sie waren schon halbwegs unten angelangt und hatten eben hinter einer dickstämmigen Föhre breiteren Fußstand gefunden, da deutete Rose mit der Hand hinauf an den Felsen nach der entgegengesetzten Richtung als da, woher sie gekommen, und ehe er es hindern konnte, hatte sie ihn verlassen und stieg nochmals empor.

„Geduldet Euch einen Augenblick," rief sie ihm zu, „ich glaube, es ist Edelweiß."

Umsonst bat er sie, zu bleiben, ärgerlich, daß er nicht selbst es pflücken konnte und am Platz festgehalten war: es wäre unsinnig von ihm gewesen, nochmals

aufzusteigen, er konnte es nicht, und mit wachsender Besorgnis und Angst schaute er ihr nach.

Aber sie stieg so sicher, so leicht wie eine flüchtige Gemse und hatte bald die Stelle erreicht, wo der Büschel weißer Blumen hell an der Felswand hervorleuchtete. Er meinte, sie müsse eben die Hand danach ausstrecken, da blieb sie stehen und wandte sich um.

Sie war in Brombeerranken verstrickt, die ihren Rock mehrfach umsponnen hatten, und hielt sich fest am Gezweig einer kleinen Birkenstaude, während sie hellerleuchtet vom Sonnenstrahl stand, der durch die Lücken der Tannenwipfel auf sie niederfiel. Mit ihrem Kranz von Alpenrosen auf dem Haar und den durch die Anstrengung des Steigens hold erglühten Gesicht bot sie ein gar liebliches Bild, daß der Maler sich sagte, so müsse wohl die Alpenfee ausschauen, wenn sie einem glücklichen Sterblichen erscheine.

Sie aber war unzufrieden mit ihrem Umweg und rief enttäuscht hinunter:

„Nein, das ist doch zu arg, es ist kein Edelweiß, nur weiße Sternblumen sind's, die haben mich nun schon so oft angeführt, und diesmal war ich doch so sicher, daß es welches sei!"

„So laßt sie dafür gelten, Jungfer Rose," rief er zurück, „und pflückt sie immerhin. Es wohnt ihnen eine weissagende Kraft inne, die will ich Euch lehren. Da oben am reinen Sonnenstrahl erblüht, müssen sie sicher Gutes verkünden, und dann sind sie mehr wert als alles Edelweiß der Welt."

Sie machte sich frei von den Ranken, um noch einige Schritte bergan zu gehen, dann stellte sie sich auf die Fußspitzen und langte mit ausgestreckter Hand an der Felswand empor, um den ganzen Busch mit einem Griff abzubrechen.

„Das war recht der Mühe wert,“ meinte sie, als sie mit dem Strauß beim Grafen anlangte, „die kann man zu Tausenden auf jeder Wiese haben.“

„Wollt Ihr mir immerhin eine davon geben,“ bat er.

„Gern,“ antwortete sie und suchte die größte heraus, „aber dann müßt Ihr mir auch sagen, was sie weissagen können.“

„Holla ho! da sind sie!“ ertönte in diesem Augenblick Pfarrer Kleins Stimme, und Hänsli, den er an der Hand hatte, ließ einen hellen Bergjuchzer erschallen, machte sich los und kletterte zu ihnen empor.

Herr Kermatten und Professor Haidner bogen eben auch auf dem Wege ein. „Sagt ich's nicht,“ rief der letztere, „die Maid hat sich verstiegen bei ihrem Blumensuchen; und nun muß sie der kühne Ritter vom Felsen erlösen.“

„Diesmal war's just umgekehrt, sie hat mich errettet, ich verstauchte mir den Fuß,“ rief Walderfeld zurück, indem er von Rosens Hand geführt langsam herabstieg.

„Nun,“ meinte der Pfarrer, „da sind Sie noch leidlich durchgekommen, denn nicht weit von hier, hoch droben auf dem vorspringenden Felsgestein, das so mächtig über die See hinausragt, da hat sich die Mär von der grausam hohe Flühe zugetragen. Der aber dort

oben auf der Jungfrau Geheiß das Edelweiß pflücken sollte, der ist nimmer wieder zu Thal gekommen, nimmer gesehen worden unter den Lebendigen."

„Ist auch wohl keine Bergfee erschienen, um ihm zu helfen," flüsterte Haidner dem Pfarrer ins Ohr. „Seht nur hin! Wir erfuhren gestern zufällig, wie sie heißt: Rose von Allmen — traun, den Kranz hat sie wohl ihrem Namen zu Ehren gewunden, denn eine Alpenrose ist sie fürwahr." Und laut rief er dem Freunde zu:

„Ich würde kommen, dir zu helfen, aber du brauchst meine Stütze wohl kaum mehr, so sorgsam und stark scheint dich die Alpensee zu führen."

„Hier geht es auch schon viel leichter; gleich sind wir unten," meinte Rose. Da ihnen Haidner nun aber doch entgegenkam, ergriff sie dessen Hand und sprang mit leichtem Schwung auf den Weg hernieder, ihm die weitere Führung des Freundes überlassend, dem Herr Herr Kermatten überdies noch seinen Stock von unten heraufreichte.

Zurückgekehrt auf den geebneten Weg ging das Auftreten viel besser, als der Graf gedacht hatte; nur mußte er sich vor nochmaligem Übertreten in acht nehmen, und Haidner ließ ihn daher nicht mehr von seinem Arm.

„Das ist des heiligen Beatus Strafe, weil Sie keine Andacht gepflogen haben in seiner Höhle," meinte Pfarrer Klein; „Blumen und Bergfeen sind weniger nach seinem Sinn — und wer weiß, ob uns zum Schluß, bei so vorsichtigem Ausschreiten, der Zauber-

mantel, der uns über den See tragen soll, nicht noch versagt."

Sie kamen gerade an einer Lichtung vorbei, und er deutete hinunter auf den See, wo man das Dampfschiff noch klein und fern, aber rasch sich nähernd, heranschwimmen sah.

Herr Kermatten zog seine Uhr und sagte beruhigend: „Wir haben immer noch dreiviertel Stunden Zeit, da können wir den Landungsplatz ganz gemächlich erreichen! Aber, Herr von Walderfeld, wie wird es mit Ihrer Weiterreise überhaupt? Wollen die beiden Herren nicht einige Tage in meinem Hause weilen, bis Sie wieder ganz gut zu Fuße sind?"

Nicht genug konnten die Freunde für die ihnen so liebenswürdige Gastfreundschaft danken. Graf Walderfeld sah nach Rose hin, die eben neben Pfarrer Klein, an einer Ecke des Zickzackweges einbiegend, ihm wieder entgegenging; sein Auge flammte auf, er war bereit, zuzustimmen, aber sein Freund hatte den Blick wohl bemerkt und fügte hinzu: „So verlockend die Aussicht, noch länger in Ihrer Gesellschaft weilen zu dürfen, und so undankbar ich Ihnen erscheinen muß — mir ist es leider kaum möglich, die Abreise weiter zu verschieben, es wird also nichts übrig bleiben, als Verzicht zu leisten. Aber du, Konrad?" wandte er sich fragend an den Grafen. „Wie ist's mit deinem Fuß?"

„So schlimm ist es überhaupt nicht," war die Antwort; „und die Ruhe bei einem ganzen Tag Eisenbahnfahrt bringt ihn an und für sich schon wieder in Ord-

nung. Ich möchte dich nicht allein ziehen lassen, und," fügte er hinzu, indem er sich gegen Herrn Kermatten umwendete, der ihnen folgte: „die freundliche Einladung anzunehmen behalte ich mir für später vor, ich darf ja doch wieder kommen — nicht wahr, ein Bild zu malen von Ihrer Alpenrose?"

7. Der Geiger.

In Rosens gemütlicher Dachkammer hing nun unter dem Bilde ihrer Mutter die hübsche Ansicht des Vaterhauses, das ihr Graf Walderfeld geschenkt hatte, und zu der sie selbst aus braunen Holzleisten einen leichten gekerbten Rahmen geschnitzt hatte. Aber lange sollte sie sich des freundlichen Anblicks beim Erwachen nicht freuen; so sehr Herr Kermatten auch ihre ihm liebgewordene Gesellschaft und ihr Vorlesen entbehrte — sie schlug ihr Lager drüben im Gartenhause auf und weilte dort Tag und Nacht, viele Wochen hindurch.

Der älteste Gärtnerknabe hatte das Scharlach aus der Schule mitgebracht, und kaum war er besser, so legten sich drei andere seiner kleinen Geschwister. Ohne Rosens thatkräftige Stütze hätte Frau Armgard sich nicht zu helfen gewußt: vom ersten Augenblick an hatte das Mädchen ihr alle Pflege abgenommen, sie konnte die Kleinen versorgend, ihrem Haushalt nachgehen und dabei doch vollständig beruhigt über die Kranken sein — denn keinem folgten diese so willig als dem Rösli. Waren sie aber gar zu unruhig in ihren Betten, so brauchte diese nur mit sanfter Stimme eines ihrer Lieder zu singen, dann lagen sie still und lauschten; oder sie er-

zählte ihnen duftige Geschichten von den Blumen und Blüten, deren Bild sich unter ihren Fingern gestaltete, wenn sie nachmittags ihr Körbchen mit Wachs und bunten Farben vor sich stehen hatte.

Hänsli war mit den zwei noch gesunden Kindern bei Frau Bächi untergebracht, um vor Ansteckung behütet zu werden. Oft aber huschte er hinüber ans Gärtnerhaus und kletterte aufs Fenstergesims, um von den Geschichten, die er so gern hatte, und die Rose jetzt so reichlich erzählte, auch etwas zu hören. Sie jagte ihn fort und schloß die Scheiben. Da eines Tages, als sie gerade fertig erzählt hatte, wer kroch triumphierend unter einem der Betten hervor? „So, nun hab' ich deine Geschichte doch gehört!" rief Hans in frohlockendem Ton, während Rose so erschrak, daß die Lilie, die sie eben mühevoll beendet hatte, zu Boden fiel und zerbrach.

In derselben Nacht erkrankte Hans, und an seinem Bett empfand Rose alle Angst und alles Bangen um ein geliebtes Leben; schon müde von der Pflege der anderen, mußte sie sich gewaltsam aufrecht halten, um Mut und Fassung zu behalten. Denn an dem Bruder hing ihr ganzes Herz, er war ihr das Ebenbild des geliebten Vaters, er hatte dessen freundliche blaue Augen, und wenn sie neben ihm kniete und hineinschaute in den fiebernden Blick, so dachte sie schaudernd an die Einsamkeit, die sie umgeben würde, wenn ihr das Letzte genommen werden sollte. Sie hatte in ihrem jungen Leben schon zu viel verloren, um nicht alles Traurige schwerer als andere zu empfinden, und grenzenlos war ihre Angst

um den Bruder. Nur der Pflege sich widmend, von allem Verkehr mit dem Herrenhause abgeschnitten, wußte sie auch nicht, daß drüben wieder vorübergehender Besuch sich eingefunden hatte.

Oben im eichengeschnitzten Speisesaal, dessen Wände mit holzgebrannten Bildern aus der Schweizer Geschichte, mit Sinnsprüchen und den mannigfaltigen Kantonswappen in bunter Farbe reich geschmückt waren, saß Herr Kermatten mit seinem Neffen.

Er war diesmal nicht aus der Fremde gekommen; in der Heimat selbst war er gewesen, aber abgeschieden, weit entfernt vom Getriebe der Menschen, nach Stille und Einsamkeit sich sehnend, Ruhe bedürftig, hatte er droben nahe der Gletscherwildnis gehaust, zwischen bröckelndem Fels und tosenden Wasserbächen, in einer dürftigen Almhütte — mondelang. Im Brausen des Sturmes, im Donner der Lawinen, da war ihm wohl gewesen, da hatte er seine Gedanken zu betäuben gewußt und auf Stunden Vergessen gefunden, wie er es lange umsonst erstrebt. Der Ausblick auf unermeßliche Fernen und auf die grünen Matten und Almen, wenn er in stundenlangen Wanderungen weiter hinunterstieg, wollte seiner Brust fast eine Ahnung des Friedens wiederbringen.

Bekümmert blickte der alte Herr in die bleichen eingefallenen Züge des jüngeren Mannes, der ihm gegenüber im Armsessel lehnte. Er hatte sich nicht verändert seit der Zeit, daß er Thun so kurz berührt, noch derselbe Schatten lag über seinem Gesicht, noch dieselbe

Mutlosigkeit drückte sich in seinen Reden, in seinem ganzen Wesen aus.

Frau Bächi räumte soeben den Rest der Abendmahlzeit hinweg, sie stellte ein Kistchen mit Cigarren neben den frischgefüllten Bierkrug und deckte über die Lampe, die nicht mehr so hell zu leuchten brauchte, einen durchsichtig grünen Schirm, um die Augen ihres Gebieters zu schonen.

Die Herren hatten ihr Gespräch unterbrochen und saßen stillschweigend, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, während die Magd geschäftig im Zimmer hin und her ging. Noch in der Thür stehen bleibend, wollte sie eben einen Bericht vom Befinden im Gärtnerhaus geben, als ihr einfiel, daß sie jetzt nur störte, und rasch hinwegging.

Feiner Havannahrauch durchzog bald den Raum in leisen Wolken, welche die warm hereinströmende Sommerluft gleich wieder zu den offenen Fenstern hinaus entführte. Noch hatten die Herren ihr Gespräch nicht wieder aufgenommen.

Eberhard Kermatten, der Geiger, wie er stets genannt wurde, schien überhaupt nicht gesprächslustig zu sein. Langes Alleinsein hatte ihn seinen tief in sich verschlossenen Gram wie ein Heiligtum hüten lassen — er war der Rede, der Mitteilung nicht mehr bedürftig; und der alte Herr, der in seinem gutmütigen, fröhlichen Wesen stets harmlos und leicht mit den Menschen verkehrte, wußte nicht recht, wie und wo er am besten das einleiten

könne — was er sich doch vorgenommen, mit dem Neffen zu besprechen.

Endlich begann er: „Ich bin wahrlich nicht abergläubisch, doch muß ich dir etwas erzählen, was mir dieses Jahr begegnet ist, und was wohl manche andere eine Vorbedeutung nennen würden, ich gestehe auch, mich hat die Sache mehr ergriffen, als Veranlassung dazu in ihren natürlichen Gründen lag. Ich nahm es als Mahnung, mit dir einmal ernst zu sprechen; denn das Leben für uns Alte ist doch nur noch kurz bemessen, und fühlt man sich auch gesund, es kann entfliehen in einer Sekunde.

Rasch hob der Geiger den Kopf und sah gespannt in die ehrwürdigen Züge seines alten Onkels.

„Das Leben ist zäh',“ antwortete er verächtlich, „mancher, dem es lang überdrüssig ist, muß es tragen wie eine schwere Last und tauschte gern mit denen, die dem Grabe näher stehen. Doch du mit deinem weißen Haar bist jung und fröhlich im Geist, nie ist ein vernichtender Sturm über die Blüte deines Herzens gegangen und hat ihr alle Lebensfähigkeit genommen. Sage, was ist dir geschehen?“

„So höre. Du weißt, ich habe in unserer Kirche ein gemaltes Chorfenster gestiftet; in der königlichen Glasmalerei zu München ist es verfertigt worden, nachdem ich selbst die Modellaquarelle geprüft und korrigiert. So hatten sie z. B. im Thuner Stadtwappen, welches mit dem unsern verschlungen in den Vignetten des Spitzbogens angebracht ist — den Stern schwarz angegeben. Mit patriotischem Stolz nahm ich die Gelegenheit

wahr und schrieb dem Künstler die ganze Geschichte: daß allerdings der Wappenstern von Thun ursprünglich schwarz gewesen sei, daß aber nach der Schlacht von Murten, im fünfzehnten Jahrhundert schon, da uns der Rat von Bern als Lohn unserer Tapferkeit habe wählen lassen zwischen Steuerfreiheit von zehn Jahren oder Vertauschung des schwarzen Wappensterns mit einem goldenen — wir das letztere gewählt hätten, folglich müsse der Stern golden sein. Als das Fenster ankam, war auch alles richtig, die Fenster schön und glanzvoll, bis auf die Rose in unserm eigenen Wappen, die war weiß statt rot."

„Und weil sie dir die weiße Rose, die Farbe des Todes ins Wappen gemalt, daher kommst du auf so düstere Gedanken," sagte Eberhard, matt lächelnd. „Da muß man schon große Werkstätten gesehen haben, um zu wissen, wie leicht solch ein Versehen geschehen mag."

„Wohl, ich dachte auch damals noch nichts dabei, der Fehler war leicht verbessert, man brach das kleine bleigefaßte Stück aus und ersetzte es in richtiger Farbe."

Er hielt inne und deutete auf ein großes, schön ausgeführtes Wappenbild, das als Hauptzierde des Zimmers über dem großen Speisebüffett von der Decke herunterhing. Es war im dunkelgeschnitzten Holzrahmen, den Herr Kermatten, wie auch die Teile des Büffetts, aus der Hinterlassenschaft von Allmens ersteigert hatte, und dem Rose mit seinem Messer die letzte Vollendung gegeben.

Aufmerksam und prüfend betrachtete Eberhard das

Kunstwerk, sein Onkel hatte den Schirm der Lampe entfernt und diese selbst hoch gehoben zu besserer Beleuchtung.

„Das ist ja ganz richtig, und wunderbar schön gemalt, Mantel und Ornamente so ausgezeichnet fein, wie ich sie noch selten gesehen."

Herr Kermatten nickte zustimmend. „Es ist ja auch von meinem Freunde in Bern, dem ersten Heraldiker der Welt, er hat es mit besonderer Liebe gemacht, und doch!"

„Nun," forderte ihn Eberhard auf, weiter zu fahren, „was ist damit? Ich kann kein Fehl entdecken!"

Herr Kermatten stellte die Lampe wieder nieder und setzte sich gemütlich in seinen Lehnstuhl.

„Ich ging anfangs dieses Sommers selbst einmal hinüber nach Bern, um dieses Wappen bei Müller zu bestellen. Zeichnung hatte ich keine mitgebracht, ich sagte ihm, daß die eine, beste, noch in München sei, ich wollte sie aber kommen lassen. ‚Ach was', antwortete er lachend, ‚ich kenne ja doch alle die alten Schweizer Familienwappen ganz genau, und das Eure — die rote Rose auf goldenem Grund, habe ich neulich erst beim Lisheimerschen Stammbaume gebraucht.'

„Als ich die Woche darauf wieder bei ihm vorsprach, saß er eifrig arbeitend an einer Staffelei, und nachdem er mich begrüßt, zeigte er mit dem Pinsel hinüber nach dem Tisch: ‚Es ist fertig und liegt dort unter dem Seidenpapier!' Ich trat an den Tisch, doch wie ich es aufdeckte, muß mich ein jäher Schreck durchzuckt haben. ‚Um Gott, was ist Euch, Ihr werdet ganz blaß!' rief

Müller und sprang mir zur Seite. ‚Soll das eine Mahnung sein?‘ sagte ich unwillkürlich, auf das Wappen zeigend, wo abermals die Rose weiß statt rot war. Müller schlug sich vor die Stirn, er begriff nicht, wie ihm, der das Wappen so gut kannte, ihm, dem Heraldiker von Fach, ein solches Versehen hatte geschehen können, er kannte ja unser Wappen genau, er sagte selbst, es sei heraldisch unmöglich, was er gemacht habe — weißes Zeichen auf blauem Grunde, das ginge — aber weiß auf Gold nimmermehr. Gleich nahm er das Blatt auf die Staffelei, und als er es mir dann schickte, war natürlich alles in bester Ordnung. Ich vergaß die Sache auch bald wieder, doch da du jetzt hier bist, kommt sie mir gerade wieder in den Sinn — lange werde ich ja doch so wie so nicht mehr leben."

„Oheim," unterbrach ihn Eberhard, „man sagt allerdings: wenn die Rose erbleiche im Wappenschild, so deute sie Tod, aber," rief er, und seine Augen leuchteten, als sei ihm Heil verkündet worden, ich, nicht du, bin der letzte unseres Stammes, mit mir erst erlöscht er, mir laß diese Todesahnung gelten, mir ist sie willkommen, und eher trag' ich die Last des Lebens, wenn ich ein Ziel vor Augen sehe!"

„Ja, du bist der letzte unseres Stammes," erwiderte Kermatten ernst, „aber so darfst du nicht davon reden. Auf dich hab' ich gebaut, wenn mich Reue fassen wollte, daß ich selbst nicht Sorge getragen, ihn zu erhalten, den mein Vater gefestigt glaubte für ferne Zukunft. Waren wir doch sechs Brüder!"

„Laß dein herumirrendes Leben — das ist es, was dich verstimmt und zum Sonderling macht, daß du kein Heim dein eigen nennst. Siedle dich endlich hier in deiner Heimat fest an und nimm ein Weib.“

Eberhard schüttelte heftig den Kopf. „Ich kann nicht, Onkel — ich kann nicht freien.“

„Du bist noch jung, das Leben liegt in vollem Glanze vor dir, warum solltest du trauernd und einsam durch die Welt gehen? — was ist's, das dich so verschlossen macht? Löse mir das Rätsel, vertraue es mir endlich einmal an — auch dir wird zu helfen sein.“

„Nein, mir ist nicht zu helfen,“ sagte der bleiche Mann ruhig und gelassen, mit einer Stimme, so tonlos, so ergeben, daß es Kermatten wie ein Schauer durchrieselte, dann fügte er weicher hinzu: „Ich verlor die Braut, die ich einzig geliebt habe auf dieser Erde und einzig lieben werde, bis ich ihr nachfolge ins Grab.“

„So warst du verlobt? Wann und wo? Nie habe ich davon erfahren!“

„Ich dachte nur an mein Glück und unterließ alle Mitteilung, wußte ich doch auch, daß die Katholikin nicht willkommen sein würde, so wollte ich sie erst bringen als meine Frau. Doch, Onkel, erlaß es mir — fast ein halbes Jahrzehnt ist darüber hingegangen, und noch schmerzt die Erinnerung mehr als ich sagen kann, und doch habe ich keinen Augenblick vergessen, was der Tod mir geraubt.“

Kermatten war aufgestanden, er ging langsam im Zimmer auf und nieder, nach einer Weile blieb er vor

Eberhard stehen: „Also der Tod hat dir die Geliebte geraubt, nicht treulos ist sie geworden?“

„Doch,“ rief er in wildem Ton, „auch der Tod macht treulos! Mir verbunden hätte sie mich mitnehmen müssen und ließ mich allein — allein!“

„Nein,“ entgegnete der alte Herr zürnend, „Gottes Hand schlug dir die Wunde, er kann sie auch heilen und wird es thun, wenn du nur willst. Mein Glück ward zerstört durch Menschenschuld; sie, auf der meine Augen dereinst geruht in glücklicher Jugendzeit, sie mußte fort aus der Heimat, einem vornehmen Fremden folgen, der mehr Reichtum bot als ich, denn damals hatte ich nur ein schmales Teil am väterlicher Erbe.“

„Wie, Onkel, auch du hast erfahren, was es ist, entsagen zu müssen? — Wie tragen es nur die andern!“ rief er aus. „Aber freilich, es ist nicht dasselbe, denn du warst nicht geliebt, sonst hätte sie dich nicht verlassen.“

„Ob ich es war!“ seufzte der Greis in leiser wehmütiger Erinnerung. „Aber sie war eine gehorsame Tochter, und wir schieden ohne Groll. Sie ist glücklich geworden, und ich — nun —“

Eberhard sah erstaunt zu ihm auf: „Ich kenne dich nur fröhlich und wohlgemut.“

„Und das bin ich auch; ich fand den Frieden, und hätte ich die Jahre nicht versäumt oder sich eine Gelegenheit gefunden, wohl möglich, ich stände jetzt nicht allein. Du siehst also, auch ich kann dich ein wenig verstehen: erzähle!“

Lange blieb die Antwort aus; Eberhard lehnte am

Fenster und sah hinaus in die stille Nacht, dann drehte er sich plötzlich um. „So laß uns hinuntergehen in den Garten — hier im geschlossenen Raum kann ich nicht von ihr sprechen, ihr Wesen nicht heraufzaubern aus dem Schatten des Todes, wie draußen unter dem gestirnten Himmel der Nacht, wenn der Mond sein fahles Licht auf die Erde sendet und mein Bogen über der Geige Saiten streicht — o, dann schwebt ihre liebliche Gestalt vor mir her, und sie nickt mir und winkt und strebt mir zu folgen. Sie hat es mir ja dereinst gesagt, wenn sie wonnetrunken meinen Tönen lauschte: ‚Von den Toten könntest du mich erwecken mit deinem Spiele!‘ Das Wort, ich hör' es noch immer. Ach! nun wandre ich durch die Welt, die Lebenden lauschen dem Geigenspiel, und freudlos hör' ich ihren Beifallsjubel — aber in den Nächten ruf ich sie mit klagendem Ton, und wenn ihr Lieblingslied auf den Saiten zittert, dann meine ich, sie müsse erscheinen, ich fühle, wie sie mir nahe ist, ihr Geist schwebt auf den Klängen des Liedes, und ihre Liebe sucht mit Allgewalt die irdische Erscheinung wieder zu erringen, um sich mir zeigen zu können, um in meine Arme zu sinken und zu sagen: ‚Ich wußte es ja wohl, du konntest, du würdest mich erwecken mit deinem Spiel!‘“

Noch bleicher als sonst war Eberhard geworden, seine Augen schauten in unheimlichem Glanz träumend ins Leere, und mit angstvoller Besorgnis sah der Greis auf ihn hin.

„Du redest dich in eine Leidenschaft hinein, die ver-

derblich ist," sagte er verweisend, und in beschwichtigendem Tone setzte er hinzu:

„Komm, laß uns schlafen gehen — am hellen Tag redet sich's besser davon."

„Nein," rief Eberhard, „jetzt laß mich dir's erzählen, jetzt oder nie! O ja, es wird wohlthun, all das Vergangene noch einmal heraufzubeschwören, noch einmal durchzuleben, durchzufühlen: das holde Glück, die Seligkeit, die mir ein kurzes Jahr gegeben und genommen!"

Er nahm seine Geige aus dem Kasten. „Komm, Onkel, hinunter an den See — die Nacht ist lau, und Mondschein liegt auf den Wassern. Wenn ich dir jetzt nicht von ihr spreche, so finde ich nie mehr den Mut dazu."

Er ging und öffnete die Thür. „Ich komme nach," sagte Kermatten, „nur," setzte er bei, um ihn etwas zu ernüchtern, „meine Pfeife will ich noch anzünden, so nahe am Wasser mag's doch wohl feucht sein, trotz der Sommernacht."

Eberhard war schon aus der Thür; langsamen Schrittes hörte ihn Kermatten die Treppe hinuntergehen und blieb einige Augenblicke unschlüssig in der Mitte des Zimmers stehen. „Ein rechter Unsinn, mitten in der Nacht drunten am See eine Liebesgeschichte erzählen — und mit seinem Geigenspiel. Alles erwecken," so brummte der alte Herr vor sich hin und schüttelte immer wieder den Kopf, während er im Zimmer auf und ab ging, bald seinen Paletot holte — denn erkälten

wollte er sich doch nicht bei der Gelegenheit — bald ein wärmeres Hauskäppchen suchte, das er zur Vorsorge noch mit einem Hut bedeckte und dann aus der Kommode ein seidenes Halstuch hervorholte und umband. Er mußte selber lachen, als er am Spiegel vorüberkam und sich so wohlverwahrt sah; rasch versteckte er die Enden des Halstuches unter dem Paletot, damit er nicht eine gar zu lächerliche Figur abgeben möchte.

„Der arme Kerl!“ seufzte er dann wieder. „Solch eine Künstlernatur ist mehr als andre veranlagt, das Schwerste des Lebens doppelt schwer zu nehmen, und er war von je ein sonderbarer Schwärmer. 's ist ihm gar ernst und traurig ums Herz, er meint dran sterben zu müssen, und unsereins versteht's halt doch nicht mehr!“

Nachdem er noch sein Pfeifchen angezündet und den Stock unter den Arm genommen, schloß er das Fenster, blies die Lampe aus und folgte endlich seinem Neffen hinunter in den Garten.

„Und trotz allem Ernst, komisch ist's doch,“ dachte er, als er die Hausschwelle überschritt, „was würde die alte Bächi für Augen machen, wenn sie mir jetzt so begegnete!“

Rose war wie alle Nacht zur Wache im Krankenzimmer — umsonst hatte sie Frau Armgard zur Ruhe schicken wollen, weil die hochgeröteten Wangen, das glanzvolle Auge des Mädchens sie ängstigten. Aber

Rose versicherte, sie fühle sich ganz wohl, und schlafen, fern von dem Bruder, könne sie doch nicht. Wohl hatte der Doktor gesagt, die Gefahr sei auch für Hänsli vorüber — für die anderen hatte er überhaupt nie Besorgnis gehegt — nun schliefen sie alle ruhig, und Rosens Angst und Aufregung hatte keinen Grund, doch schien sie sich mit jeder Stunde zu mehren. Im großen Lehnstuhl, den ihr Herr Kermatten ins Gartenhaus hatte hinüberbringen lassen, war sie zuletzt dennoch, von Müdigkeit bezwungen, eingeschlummert. Sie saß neben dem geöffneten Fenster, und hell fiel der Mondenschein auf ihr holdes, fieberhaft erhitztes Gesicht, das sich auch oft im Schlafe unruhig von einer Seite zur anderen drehte, und manchmal ging ein plötzliches Aufzucken durch ihren ganzen Körper.

Da ertönte aus der Ferne leise Musik, und wie der Ton stärker wurde, mußte er sich wohl in die Träume der Schlafenden verweben, denn leise spielte ein freundliches Lächeln um ihren Mund, sie wurde ruhiger, und die Lippen bewegten sich wie zum Gesang. Doch es blieb vergebliche Anstrengung, kein Wort wollte sich formen. Plötzlich aber, als müsse der Bann gewaltsam gesprengt werden, der die Stimme gefangen hielt, öffnete Rose die großen Augen, schüttelte den Schlaf ab, der sie verräterisch überfallen, und schaute lauschend einen Augenblick vor sich hin, um dann nach den Kinderbetten hinüberzusehen, ob keines der kleinen Kranken erwacht sei. Nein, sie schliefen alle. Beruhigt lehnte sie sich wieder zurück. „Ach! der schöne Traum,“ sagte sie und

schloß die Augen, als wolle sie ihn noch fertig träumen. Aber nun klang der Geigenton an ihr waches Ohr, so weich, so schmelzend, wie sie ihn damals gehört an der Mutter Grab. Sie stieß das Fenster weit auf, und atemlos lauschte sie hinaus. Ja, es war das Lied, das Lieblingslied ihrer Mutter, von dem sie das Ende nicht finden konnte, und das sie seitdem nicht wieder gesungen, dasselbe, das ihr geklungen in jener traurigen Nacht; nein, jetzt ging es in einen anderen Ton über, aber sie mußte wissen, wer es war, wer es spielte hier in ihrer Nähe.

Abgespannt durch das viele Wachen und doch krankhaft erregt wie sie war, brachte ihr das ferne Geigenspiel die Todesnacht ihres Vaters in fast lebensvolle Erinnerung, als geschehe das Vergangene eben erst jetzt. Sie warf sich nieder auf die Kniee: „Mutter," rief sie, „Mutter, das ist der Engel wieder, der an deinem Grabe vorüberzieht, den du schickst, mich zu trösten — o, jetzt laß mich ihn finden, daß ich seine Züge sehe und ihn kenne!"

Sie vergaß die Kinder und ihre Krankenpflege, sie sprang auf und eilte zur Thür, die sie vorsichtig öffnete, mit leisem Fuß schritt sie über den Rasen dahin, dem Klange nach. Vom See mußte er kommen — damals hatte er auch vom See heraufgetönt, als sie in dunkler Nacht auf dem Kirchhofe gestanden. Sie eilte zum Strand, sie löste den Nachen und stieß ab vom Ufer hinaus über das Wasser, aber nirgends im Mondenschein konnte sie ein anderes Fahrzeug erblicken. Der Wind

hatte jetzt auch den Schall vertragen, das Tosen der Wellen, die ans Ufer stießen, übertönte den Klang, sie hörte nichts mehr — doch — jetzt kam der Ton wieder, langsam klagend — es war zwar nicht das Lied, das sie suchte — es war eine andere Melodie, weich und schmelzend wie der Blütenduft, der rings von den Gärten über das Wasser getragen wurde. Vom Lande kam der Ton, und langsam ließ sie den Nachen unter den überhängenden Baumkronen längs dem Strande stromab treiben, kaum mit leisem Ruderschlag die Richtung haltend. Jetzt war sie ganz nahe, deutlich hörte sie's — ja, dort unter den hohen Eichenbäumen mußte der Geiger stehen. Sie trieb den Kahn vorsichtig leise ins Schilf und Geröhricht, daß er stehen blieb und sie lauschen könne, ohne den nächtlichen Spielmann zu stören.

Mit einem jähen Accord brach das Spiel plötzlich ab, und gleich darauf erkannte sie Herrn Kermattens Stimme. Auch er hatte wohl den Geigenspieler gehört und kam gleich ihr, zu forschen, wer es sei. Sie stand auf, um aus dem Kahn zu steigen und zu ihrem Herrn zu eilen, da hörte sie Worte von einer tief melodischen Stimme, deren Klang ihr wie eine alte Erinnerung an das Ohr schlug, sie hatte sie schon einmal gehört, konnte sich aber nicht besinnen, wann und wo, und die Worte:

„Es war in Florenz, in la bella Firenze —“ atemlos blieb sie stehen, um nichts zu verlieren, von dem, was ihr wie ein Gruß schien aus ihrer alten Heimat, und da er fortfuhr zu reden, ließ sie sich lang-

sam auf den Boden des Kahnes nieder und senkte den Kopf im Hören verloren auf die stützende Hand.

„Du weißt, Oheim, ich lebte damals nur meiner Kunst, meinem Studium. Einer meiner Freunde aber, ein Vicomte Alfonso d'Orlese hatte keine Ruhe, bis ich versprach, seinem Oheim, dem Marchese d'al Monte Nerri, einem schwärmerischen Musikfreunde, eines unserer Beethovenschen Adagios vorspielen zu wollen, die sein ganzes Entzücken seien. So folgte ich ihm eines Abends in den Palast, wo ich die ganze glänzende Gesellschaft von Florenz, Einheimische und viele Fremde, versammelt fand und nun auch persönlich viele kennen lernte, die mir in meinen Konzerten einen für einen Nichtitaliener sonst so ungewöhnlichen Beifall gespendet hatten. Es währte denn auch nicht lange, daß ich stürmisch aufgefordert und gedrängt wurde, zu spielen. Bald herrschte atemlose Stille, und meine Geige erklang durch den weiten Saal; ich selbst lauschte überrascht in freudigem Staunen ihrem Tone, denn in der marmorgetäfelten, hochgewölbten Säulengalerie klang er wie losgelöst von der Geige Saiten und drang mit himmlischer Gewalt wie eine Engelsstimme zu den Ohren der Hörer. Jubelnder Applaus war die Antwort; ich bedurfte keiner Aufforderung, um weiter zu spielen, ich selbst konnte nicht aufhören, mir war's, als vibriere meine herrliche Amati selbst im Wohlgefühl ihres Klanges, und übergehend zu einer Arie von Durante huldigte ich dem italienischen Meister in seinen heimischen Räumen.

„Ich hatte noch kaum die Hälfte des Liedes gespielt,

da, wo in schmelzendem Weh die Verlassene ihre rührenden Klagen den Lüften vertraut, daß sie sie weiter tragen auf Flügeln der Sehnsucht und den Entflohenen zurückrufen, da, wie meine Blicke durch den kerzenstrahlenden Saal über die Köpfe der Zuhörer hinstreifen, die näher zur Mitte auf den Divans und Sesseln um mich herumsaßen — da sah ich ganz am Ende des Saales, allein und angelehnt an die Säule der Eingangspforte eine Mädchengestalt — traumhaft schön und weit erhaben über allem, was meine Augen je von irdischer Schönheit gesehen. Das tadellose Oval des lieblichen Gesichtes lilienweiß unter der Umrahmung des schwarzen lockigen Haares, die Wangen überhaucht von einem leichten Anflug von Röte. Voll schien das Licht des Saales auf sie und gab dem Antlitz etwas Strahlendes. Sie hatte die Augen gesenkt, als sei sie im Traum befangen und lausche nur aus weiter Ferne den Klängen vergangener Zeiten, aber das niedergeschlagene Auge mit den langen schwarzen Wimpern war von solcher Vollendung der Form, daß die Entschleierung des vollen Blickes eine Verheißung überirdischen Glückes sein mußte. Wie eine Erscheinung aus anderer Welt war sie gekommen, denn nicht zur Gesellschaft schien sie zu gehören; in schlichtem, weißem Kleide zeichnete sich ihre feine, hohe Gestalt gegen den dunklen Hintergrund der roten Marmorsäule ab. Gebannt hingen meine Blicke an ihr, vergessen war die Gesellschaft um mich her, ich spielte nur mehr für sie allein, und alle Töne, alle Klänge meiner Saiten

hatten nur das eine Ziel: in ihre Seele einzudringen, einen Blick von ihr für mich zu gewinnen. Da schlug sie die großen melancholischen Augen langsam zu mir auf, und unbewußt weiter, ohne zu wissen, was ich spielte, ging mein Bogen über die tönenden Saiten. O, diese traurigen Augen hatten mir's angethan, ich mußte ihnen Trost bringen, Trost bis ins Herz hinein. Wie der Ton sich auf meiner Geige fügte — ich weiß es nicht, aber wortlos sang sie meine Gedanken: ‚O traure nicht, du schönes Engelsbild, schwebe herunter auf unsere niedere Welt, laß dich von der Erde Glück umrauschen, mache selig die Irdischen durch deine beglückende Nähe.'

„Und es war, als verstände sie die ungesprochenen Gedanken, als zögen sie die Töne heran mit magischer Gewalt, langsam, unhörbar kam sie näher, bis sie endlich ganz nahe hinter den anderen, neben dem alten Marchese stand, dessen Hand ergriff und den Kopf wie Ruhe suchend an seine Schulter legte.

„Ich hatte vollendet; einen Moment noch war atemlose Stille, und ich selbst stand in Sinnen verloren, dann wogte der Lärm rauschenden Beifalls um mich her; zuerst war mir's wie ferner Donner, aber er rüttelte mich auf, und ich kam zur Besinnung. Doch wußte ich kaum, was ich antwortete auf all die freundlichen Worte, auf die in südlicher Lebhaftigkeit mir von allen Seiten zuströmende Bewunderung. Mein Auge suchte durch das Gewoge nach ihr, deren Anblick mich zu nie geahnter Begeisterung hingerissen. Da trat der Marchese auf mich zu, und verschiedene Ausrufe erstaunter Freunde

ringsum wurden hörbar, als man das Fräulein an seiner Seite erblickte.

„‚Mein lieber Maestro,‘ rief er mir im freudigsten Ton zu, indem er mir die Hand reichte und die meine lange in der seinen festhielt, ‚wissen Sie, was Sie vollbracht haben? Ein Wunder, ein liebes, gutes, freudiges Wunder: meine Viola, meine Tochter haben Sie aus ihrer Klause herausgelockt, und jetzt spielen Sie gleich weiter, damit sie uns nicht wieder entflieht!‘

„Stumm stand sie neben dem Vater, sie hatte die Augen wieder gesenkt, und nur ein freundliches Lächeln glitt hin und wieder über ihre Züge, wenn eine oder die andere Bekannte ihr die Hand reichte, oder eine Freundin in jugendlichem Ungestüm sie auf die Wange küßte und ihr sagte, wie sehr sie sich ihres Erscheinens freute und daß alle sie wohl willkommen hießen.

„Ich hätte jetzt nicht weiter spielen können, ich wollte sie ansprechen, das Rätsel lösen, das in ihrem Blick gelegen, den Ton ihrer Stimme hören.

„Doch es sollte nicht sein, die Marchesa, eine stolze stattliche Frau, war herangetreten. Sie legte die Hand auf des Fräuleins Schulter und sagte sanft und leise, doch so, daß ich jedes Wort verstehen konnte:

„‚Komm mein Kind, komm, Viola, solches ziemt sich nicht für die dem Kloster Geweihte. Die Nonnen von Santa Anna müßten deine Aufnahme weigern, wenn sie erführen, du erscheinst bei unserem Abendzirkel. Komm, ich führe dich zurück in dein Zimmer.‘

„Damit schien der alte Herr gar nicht einverstanden.

‚Ach was,‘ rief er, ‚jetzt gehört sie noch der Welt, laß sie nur hier — mich freut's, mich freut's ungemein!‘

„‚Sie ist ja gar nicht in Toilette,‘ entgegnete die Marchesa streng, ‚es geht wirklich nicht.‘ Das Fräulein hatte sich auch wie ängstlich an sie geschmiegt, sie reichte ihrem Vater mit stummem Blick die Hand, als wollte sie sagen: ja, die Mutter hat recht, und ließ sich hinausführen.

„‚Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen,‘ sprach der Marchese zu mir und legte seinen Arm vertraulich in den meinen; ‚ich weiß doch jetzt, was meiner Tochter Herz erfreut, und wenn Sie es möglich machen könnten, hin und wieder zu uns zu kommen im kleinen Kreis, so sollte mich das sehr freuen, und kann nun noch öfter gute klassische Musik hören; da kann kein Beichtvater und keine Äbtissin etwas dagegen haben!‘

„Ich hatte hastig und freudig zugestimmt, und meine Aufregung kaum bemeisternd fragte ich: ‚Ihre Tochter, die geschaffen ist, um alles Glück der Erde zu empfangen und zu geben, sie will ins Kloster, und warum?‘

„‚Ein Gelübde,‘ antwortete er seufzend und zuckte die Achseln, ‚die Marchesa ist fromm, sie hält es für das höchste Glück, so habe ich mich drein ergeben müssen, nach langen Kämpfen das letzte zu opfern, woran mein Herz hängt. Das Schicksal verfährt streng — aber es ist doch wohl für ihr Bestes.‘

„Ich spielte den Abend nicht wieder, alle meine Gedanken waren gefangen von der holden Erscheinung, die unverrückt vor meinem Geiste stand. Ich suchte

bald fortzukommen, um draußen in der lauen Frühlingsnacht meinen Träumen noch weiter nachzuhängen. Doch ich blieb nicht lange allein: Alfonso holte mich ein.

„‚Man möchte eifersüchtig werden,' rief er lachend, ‚alle Damen schwärmen so schon nur noch für den maestro tedesco, und nun lockt er auch noch meine schöne Cousine, die schon so halb und halb den Schleier genommen und mit einem Fuß im Kloster steht, wieder zurück ins weltliche Leben, daß es mir nachgerade zweifelhaft wird, ob es nicht eine übertriebene Schwärmerei von ihr ist, der entflohenen Schwester Gelübde auf sich nehmen zu wollen.'

„‚Erzählt,' bat ich ihn, ‚sie heißt Viola, nicht wahr? Erzählt mir von Viola und sprecht, daß es Lüge ist, was sie alle sagen, sie sei dem Kloster geweiht.'

„Ich hatte in fieberhafter Aufregung gesprochen, als hänge das Glück meines Lebens von der Verneinung dieser Frage ab; ich wußte nicht, wie mir war, und ohne daß ich es wollte, hatte ich meinem Freunde den Zauber verraten, von dem ich selber noch kaum ahnte, daß er mich ganz und völlig gefangen hielt.

„‚Ja,' erwiderte er ernst, ‚es ist leider so. Viola soll beim nächsten Marienfest eingekleidet werden.

‚Meine Tante hatte als Dank für Errettung aus großer Gefahr — es war auf den Wassern des Arno gewesen, daß ihr Kahn umgeschlagen — ihr ältestes Kind dem Kloster geweiht. Es war eine Tochter, und sie ward demgemäß erzogen; auch hatte sie eine große Abneigung gegen ihren vorausbestimmten Beruf gezeigt,

aber als die Zeit der Erfüllung herannahte, ward sie immer stiller und immer verschlossener, und eines Tages war und blieb sie spurlos verschwunden.

‚Viola hatte mit schwärmerischer Verehrung zu der älteren Schwester emporgesehen, sie trauerte um sie wie um eine Verstorbene. Meine Tante, in frommer Angst um den Bruch des Versprechens, ließ in allen Kirchen Messen lesen und für das Seelenheil der Verlorenen beten; Viola aber, in thränenreichem Schmerz, sank zu den Füßen der Mutter und versprach, das Gelübde der Schwester auf sich zu nehmen.‘

„Mein Freund schwieg — so sollte es denn wirklich wahr sein, ich konnte es nicht fassen, es war nicht möglich, daß dies holde Wesen, daß all die strahlende Anmut und Schönheit im Kloster begraben werden sollte, und ein Wehlaut entrang sich meiner Brust, als würde das Heil meiner Seele von mir genommen.

„Wieder sah mich Alfonso fragend an, dann plötzlich stehen bleibend, rief er so fröhlich aus, daß es fast wie ein triumphierender Freudenschrei klang:

‚Per Bocho! Mir scheint, Sie lieben meine schöne Cousine!‘

„‚O treiben Sie nicht Scherz mit so fürchterlichem Ernst,‘ antwortete ich tonlos.

„‚Nein, nein,‘ entgegnete er rasch, ‚im Gegenteil. Mein Onkel ist außer sich über den Entschluß der Tochter, er sagt, Viola mit ihrem heißen Herzen und leidenschaftlichem Gemüt passe nicht ins Kloster, er kenne sie zu gut; aber ihre Mutter hegt und pflegt den Ent-

schluß mit gottesfürchtiger Frömmigkeit. Es wäre mir eine wahre Lust, wenn wir sie noch gerade vor Thoresschluß dem Kloster entreißen und dem Leben wiedergewinnen könnten. Ärgert es mich doch schon lange, daß des Oheims schönes Vermögen und ganzes Besitztum dadurch einmal Erbe der Pfaffen werden soll! Mut, mein Freund, Mut,' rief er weiter, ,mich reizt der Kampf, und fast möchte ich den Sieg voraussagen, denn was Sie heute ahnungslos erreicht, der Zauber, der aus Ihren Saiten tönte und sie herniederzog — ich meine, wenn mich nicht alles trügt, denselben Zauber hat meine schöne Cousine auch auf Sie geübt.'

„Und es war so. Ja, ich wollte meine ganze Kraft einsetzen, sie zu retten vor lebendigem Tod.

„Ob mein Freund dem Oheim seine Gedanken vertraute, ich weiß es nicht; jedenfalls leistete dieser Vorschub, wo er nur konnte. Schon als ich andern Tags meinen ersten Besuch machte, mußte ich versprechen, den Abend zu kommen, und im kleinen Kreise ihrer Eltern und nur weniger Verwandten sah ich Viola wieder und fühlte den ganzen Zauber ihrer holden Nähe. Immer schöner schien sie mir, und immer mehr fühlte ich, wie mein ganzes Herz ihr gehörte. Sie lauschte meinem Spiel in sinnenden Träumen, und oft, wenn sie die dunklen Augen aufschlug und den meinen begegnete, las ich in ihren Blicken ein seliges Entzücken. Doch gelang es weder mir noch meinem Freunde, sie nur zu sprechen, denn stets saß sie auf dem kleinen Schemel neben ihrer Mutter Sitz.

„Ihr Anblick aber genügte mir, und was ihr mein Mund verschweigen mußte, das sagte ihr meine Geige unverhohlen und laut, und sie verstand es wohl — ich sah es oft genug an ihrem schönen Erröten.

„Umsonst suchte der Vater, wenn wir den Abend im Garten zubrachten, auf einem gemeinsamen Spaziergange durch die weiten Parkanlagen uns eine Möglichkeit der Annäherung zu geben: Viola wich nicht vom Arm ihrer Mutter, und holte sie der Vater mit neckenden Worten, ich fühlte wohl den Kampf ihrer Seele, und wie sie ihm nur vom Kloster und frommen Dingen sprach, um sich gewaltsam an ihren Vorsatz zu klammern. Und immer trauriger ward ihr Blick und immer blasser und schmaler die zarten Wangen.

„Die Marchesa blieb auch nicht allzulange blind. Die häufigen Wiederholungen solcher musikalischen Abende waren ihr bald lästig, und ich wurde unter jedem beliebigen Vorwand fern gehalten. Morgens nur von weitem sah ich Viola noch, wenn sie mit ihrer Mutter in das Kloster, das sie nun bald ganz aufnehmen sollte, zur Messe ging. Mein Freund Alfonso entwarf die tollsten Pläne, er sprach von Raub, von heimlicher, von gewaltsamer Entführung; doch wußte ich denn nur, ob sie mich liebte, warum brach sie nicht selbst die Ketten, die sie doch nicht gegen ihren Willen gefangen hielten? So sann ich hin und her in Verzweiflung und wilder Pein. Ich konnte nicht mehr vom Gedanken an Viola lassen — sie mußte mein eigen werden, oder ich ging zu Grunde im Sehnen nach ihr, das fühlte ich jeden

Augenblick mehr und jeden Augenblick sicherer. Selbst meine Kunst gewährte mir keine Lust, mein Spiel hatte mir keinen Klang mehr — ich konnte die Geige nicht sehen, sie, die sonst die Vertraute aller meiner Gedanken gewesen — nicht denken mocht' ich, daß ich sie je wieder berühren würde, wenn ihr Ton das eine Herz nicht erfreuen sollte, für das ich einzig und allein auf der ganzen Welt ihre Saiten noch erklingen lassen möchte.

„Da kam Violas Vater zu mir, er, der vom ersten Augenblick an mir mit herzgewinnender Freundlichkeit zugethan war und der, je mehr er meine Liebe für seine schöne Tochter erriet, mich selbst an sich heranzog. Er sah auch jetzt meinen Schmerz.

„Er selbst war in größter Aufregung und Bestürzung. Viola sollte schon andern Tags dem Kloster übergeben werden, die Mutter drängte darauf, weil des Mädchens sich steigernde Schwermut sie besorgt machte um ihr Seelenheil.

„Wenn auch nicht eingekleidet, dort könnte sie sich in andächtiger Ruhe ungestörter vorbereiten auf die heilige Zeit.

„‚Und sie selbst, will sie gehen?‘ rief ich wie außer mir, ‚hält sie denn nichts zurück — kein Sehnen nach der schönen Welt — nicht die Liebe zu ihrem Vater?‘

„Er lächelte wehmütig. ‚Zu mir? Die Mutter hat ihr oft genug klar gemacht, wie viel mehr ihr klösterliches Gebet als ihre Gegenwart mir nützen könne, denn die Marchesa drängt sie ins Kloster in fanatischer Frömmigkeit.‘

„‚Aber,‘ setzte er hinzu, trat auf mich zu und hielt mir beide Hände, ‚lieben Sie meine Tochter wirklich?‘ Er mußte in meinen Augen die Antwort gelesen haben, denn er fuhr fort ohne zu warten: ‚So machen wir einen letzten Versuch: kommen Sie heute abend, wenn die Nacht gesunken ist, still und heimlich in den Park; dort hinter dem Gebüsche, wo die große Freitreppe hinaufführt zur Galerie des linken Flügels, sind Sie genug geborgen, und der Klang Ihrer Geige kann das Ohr meiner Frau nicht erreichen, deren Gemächer fern ab auf der anderen Seite des Palastes liegen. Ich werde Sorge tragen, daß Viola um diese Zeit in der Galerie ist. Sie aber, rufen Sie das Mädchen, das Sie ja doch lieben, rufen Sie es mit der ganzen Gewalt Ihres Spieles, locken Sie Viola hervor, wie Sie es schon einmal gethan, mein einzig Hoffen ist auf diesen Plan gestützt. Retten Sie mir die Tochter, und Sie sollen mir ein Sohn sein, wie ich keinen lieberen habe.‘“

Der Erzähler hielt inne, es entstand eine Pause, man hörte Kermattens Stimme, der lächelnd sagte:

„Nun, wenn der Vater selbst mithilft, kann's ja nicht fehlen — aber erzähle weiter — du hast es doch nicht erreicht — sie ging ins Kloster und ist dir verloren. Warum trauerst du sonst?“

„Nein, Onkel, es kam, wie der Vater vorausgesagt. Nach langer Zeit zum erstenmal erklang mir wieder der Geige Ton, und was ich gefühlt an namenlosem Sehnen, an Schmerz und Liebe, das klagte sie durch die Nacht, das zog hinauf zu den Fenstern des Palastes.

„Meine ganze Seele und alle Gewalt der Liebe legte ich in den Ton, der sie unwiderstehlich herniederlocken sollte. O, ich sehe sie noch, es war eine Mondnacht wie heute, als die weiße Gestalt in der offenen Balkonthür erschien und dann wankenden Schrittes vortrat an die Brüstung des steinernen Geländers, beide Arme wie abwehrend vor sich hinhaltend und dann das Gesicht in die Hände verbergend, regungslos stand. Aber ich ließ nicht nach; aus dem Gebüsch war ich hinausgetreten in den vollen Mondenschein, sie mußte mich sehen, wenn sie die Augen wieder aufschlug, und ich spielte wie im rasenden Fieberwahn und rief sie mit allen Namen der Leidenschaft und der Liebe. Jetzt nahm sie die Hände vom Gesicht und schaute mich an — ach! es hingen Thränen an ihren Wangen und glänzten im Mondenschein, und sie beugte sich nieder und pflückte eine der Rosen, die am Balkon hinaufrankten, und ließ sie fallen wie einen letzten Abschiedsgruß und wandte sich nach der Thür und wollte entschwinden. Da faßte mich ein Schmerz, ein Trennungsweh so allgewaltig und qualvoll, daß ich vergehen zu müssen glaubte, wenn ich ihren Anblick verlöre, ich sank auf das Knie, und ohne zu wissen, was ich spielte, brach sich meine Klage Bahn in dem wunderbar traurigen Lied, das ich gespielt, da ich sie zuerst gesehen. Sie aber hielt sich an dem Thürpfosten fest, unfähig, weiter zu gehen, dann auf einmal kam sie auf die Treppe zu, trat herunter, Stufe um Stufe, erst langsam und wie gezwungen, doch immer widerstandsloser und immer rascher, jetzt war sie unten, jetzt eilte sie auf mich zu,

und wie gebrochen lag sie in meinen Armen, aber ihr seliges Lächeln war mir Gewähr — ein Unrecht hatte ich nicht an ihr begangen, und in heißem jubelndem Glück senkte sich mein Mund auf ihre halbgeöffneten Lippen."

Wieder hielt der Erzähler inne, wie verloren in der Erinnerung, nur ein tiefer Seufzer klang durch die stille Nacht, bis Kermatten abermals ihn fragte: „Und dann? Was geschah dann?"

„So fand uns der Vater, der wohl in der Nähe gewesen war und jetzt mit freudigem Ausruf herzutrat. Er verlobte uns sofort mit seinem besten Segen, und mein und ihr Glück war namenlos, alle Zweifel waren ihr verschwunden in meinem Arm.

„Wohl hatte sie noch harte Kämpfe zu bestehen, und wenn auch die Mutter sich zu versöhnen schien, als sie in die wonnestrahlenden Augen der Tochter blickte, daß ich ein Ketzer sei, war ihr ein Greuel; zuletzt aber mußte sie sich doch ergeben und rüstete Aussteuer und Hochzeit. Aber so leichten Kaufes wollte das Kloster seine schon so gewisse Beute nicht verloren geben. Viola wurde bestürmt von allen Seiten, ihr ewiges Seelenheil als gefährdet erklärt, stundenlang sprach ihr die Äbtissin mahnend zu, durch Teufelskunst sei sie verführt — ja, der Bischof drohte sogar mit dem Kirchenbann — aber der Marchese ließ sich nicht wieder irre machen. Wenn sie in Florenz die Trauung verweigerten, so reise er mit seiner Tochter nach Deutschland, erklärte er einfach. Das erwirkte endlich Ruhe, und die kurze Zeit bis zur

Erfüllung aller unserer Wünsche lebten wir in ungetrübtem Glück dahin.

„Nun brach der Tag unserer Hochzeit heran, und mit der seligsten Erwartung betrat ich den Palast. — Ach! Onkel — nun kann ich nicht weiter erzählen — laß mich's kurz machen, ich kann es nicht wieder durchleben, das Grauenvolle des unseligen Tages — und doch ist mir ihr liebes Gesicht Tag und Nacht vor den Augen und wird mein ewiges Erinnern sein und mein ewiges Gedenken. . . . .

„Viola trat mir im Brautschmuck entgegen — schön wie nie zuvor, und der glückstrahlende Glanz ihrer dunklen Augen verriet mir die ganze Seligkeit ihrer innigen Liebe. Sie war blasser, als sie in der letzten Zeit gewesen, da die Rosen ihrer Wangen hold erblüht waren im Frühling unseres Glücks, aber das mochte die Aufregung sein — nur ihr schwankender Schritt fiel mir auf, und da ich sie erreicht durch die lange Galerie und ihr in die Augen blickend sie angstvoll fragte:

„‚Viola ist dir nicht wohl?'

„Da reichte sie mir die Hand mit seligem Lächeln: ‚O, so wohl wie noch nie — du mein einzig Geliebter — werde ich doch heute noch die Deine sein für Leben und Tod!' sagte sie in innigem warmen Ton — dann aber zog es plötzlich wie ein Schatten über ihr Gesicht, sie griff nach dem Herzen, und mit einem leisen Seufzer entglitt sie meinen Armen, die sie angstvoll umfangen wollten, und sank leblos zu Boden . . . und kein Angst-

ruf der Verzweiflung, kein Mittel, kein Arzt konnte sie mehr erwecken — sie war tot.

„O, mein Oheim, was ich damals gelitten — was ich heute noch leide — wer will es begreifen? Nein, man stirbt nicht am gebrochenen Herzen, aber das Leben, das man lebt, ist tausendmal härter als das schwerste Sterben."

Es blieb lange still unter den Bäumen am Strand; im Nachtwind raschelten leise die Blätter, und nur ein tief verhauchter Seufzer und die in innigem Mitleid mit bebender Stimme gesprochenen Worte: „Mein armer, armer Sohn!" schlugen noch an Rosens Ohr.

Das Mädchen hatte in der sich mehr und mehr steigernden krankhaften Aufregung zugehört, fiebernd rann das Blut durch ihre Adern, vor ihrem Blick war die Wirklichkeit verschwunden, der Garten in Florenz, in den sie einst heimlich an der Hand ihrer Mutter eingedrungen, umgab sie, und dann stand sie in Gedanken am Sarge ihrer Lieben, aber sie klagte um fremdes Leid. Ihr Kopf sank in ihre Hände, und in krampfhaftem Schluchzen lösten sich ihre Thränen.

Doch bald kam sie zu sich; erschrocken, daß ein Laut sie habe verraten können, hielt sie atemlos jeden Hauch zurück.

„Hörst du, Onkel, so ist es immer," sagte die tiefe Stimme, „ich meine, die ganze Natur trauert mit mir und klagt und seufzt, nur die Menschen können ein dauernd Leid nicht verstehen."

„Mein armer Eberhard — furchtbar ist dein Geschick, aber bedenke: auch andere haben gelitten wie du — die armen Eltern!“

„Verzweiflungsvoll wie der meine war ihr Schmerz, bei der Mutter jedoch verwandelte er sich in Haß gegen mich — sie sah mich als die Ursache des Todes an, ich hätte die Strafe vom Himmel herniedergezogen, und bald wieder dankte sie Gott, daß er ihre Tochter zu sich genommen, ehe sie die Ehe mit einem Ketzer eingegangen.“

Ein bitteres Lachen folgte diesen Worten.

„Laß uns nicht richten, Eberhard, gönne jedem den Trost, der ihm hilft. Du aber hast deine Kunst; auch sie ist eine Gnade von oben, sie muß und sollte dir helfen, zu überwinden. Sie führt dich ins Leben zurück. Sieh, der Ton deiner Geige ruft zur Geselligkeit, Freude kannst du deinen Freunden damit bereiten. Warum spielst du nicht mehr in Konzerten? Es eiferte dich doch früher an, ein höchstes Ziel der Vollkommenheit zu erreichen. Wie würde die Welt aussehen, wenn ein jeder so dem ersten Schmerz, dem ersten Verlust nachhängen wollte, wie du! Manchen Schicksalsschlag habe ich zermalmend niederfallen sehen — und doch nach kurzer Frist hatten sich die Menschen wieder erhoben und mutig von neuem das Leben begonnen. Du bist ein Künstler —“

„Ja, ich bin ein Künstler,“ unterbrach ihn der andere mit leidenschaftlichem Ton, „und kannst du ahnen, wie viel schwerer wir tragen müssen, wir, die wir uns Künstler nennen — und wie teuer wir die göttliche

Gnade der Kunst erkaufen. Es ist ein eigen Ding um eine Dichterseele, empfänglicher für jubelndes Glück, aber auch tiefer empfindsam für den Schmerz. Wie der Menschen Körper verschieden fühlen, und der rauhe, ungebildete Mann kaum den derben Stoß wahrnimmt, der ein feiner Wesen bis in alle Glieder verletzen und erschüttern würde (gibt es doch solche, die verbluten können an der kleinsten Wunde), so steigert sich die Fähigkeit für Glück und Trauer in dem höher gebildeten Geist zu immer intensiverer Empfindung. Und wessen Seele von gottbegnadeter Kunst durchhaucht und erzogen ist, der wird vom Glück emporgetragen zu den Gipfeln des Lichts — aber sein Schmerz ist so tief, so unermeßlich, daß er das Weltall erfüllen möchte mit seinen Klagen, und strömt er ihn aus in seinen Liedern, in seinen Gesängen, so durchzuckt ein Wonne-, ein Wehgefühl die lauschenden Menschenkinder, wie ihr eigenes Herz es ihnen niemals bieten kann, und sie jubeln dem Künstler zu und ahnen nicht, daß es die Todesangst seiner Seele ist, die er ihnen gegeben. Und darum auch konnte ich vor anderen nicht mehr spielen, meinen Schmerz, meine heiligste tiefste Trauer ihnen klagen zu berauschendem Vergnügen — es war eine Entweihung, eine Entheiligung, und ich floh zurück in die einsamsten Wälder; dort, beim Donner der Lawinen, beim Sturmgebraus strich ich die Geige — das nur war Klage, groß genug für meinen Schmerz."

„So schütze dich Gott, ich will nicht ferner in dich dringen, aber vertraue, daß auch dir der Pfad sich zeigen

wird, der aus des Grames Dunkelheit zum Licht des Lebens und der Freude wieder emporführt."

Der alte Herr mußte sich erhoben haben.

„Mein Ohm, ich kann dir jetzt ins Haus nicht folgen; laß mich hier! Unwiderstehlich lockt mich der Mond auf das Wasser hinaus, in seinem ruhigen klaren Schein finde ich am ehesten den Frieden und die Ruhe."

Rose hörte Schritte auf dem Kiesweg sich nähern, sie sprang rasch empor und wollte entfliehen; doch es war zu spät die Ruder zu ergreifen und näher anzufahren, wenn sie noch ungesehen entweichen wollte. Ohne sich zu besinnen, trat sie ins Wasser, das hier die Steine nur wenig überdeckte, und zwischen dem Schilf eilig dahinschreitend, erreichte sie ein Weidengesträuch, zwischen dessen knorrigen Stämmen sie sich barg, wohl versteckt im tiefen Schatten.

Kaum war sie hinter dem Gezweig verborgen, so hörte sie die Ruder ins Wasser eintauchen, sie sah den Kahn vorübergleiten, die Züge des Mannes aber konnte sie nicht erkennen, denn der Mond war ihm im Rücken. Daher merkte sie auch nicht, daß seine Augen plötzlich wie verklärt nach dem Weidengesträuche blickten, zwischen dessen feinem Blattwerk die Mondenstrahlen hell hindurch fielen. Plötzlich aber entsanken ihm die Ruder, sie sah, wie er die Hände inbrünstig zum Himmel hob wie im Gebet, und in herzzerreißendem flüsterndem Ton klang ein Hauch durch die Nacht:

„Viola, ich meine dich zu schauen in den Strahlen

des Mondes, im spiegelnden Wasser — o komm und lausche meinen Tönen!“

Die Strömung hatte den Kahn längst vorüber getrieben, sie aber stand noch unbeweglich unter den Weiden, auf das Geigenspiel horchend, das ihr ganzes Herz gefangen hielt. Sie achtete nicht des Wassers, das kalt über ihre Füße dahinfloß, fiebernd schlugen ihre Pulse gegen die Schläfe, ihre Gedanken waren verwirrt, aber klar fühlte sie, wie ihr Herz sie schmerzte in heißem Mitleid mit dem fremden Mann, und wie die sanftschwellenden Geigentöne durch die Luft zitterten, da war ihr, als müsse sie ihm Worte sagen, Worte des Trostes, oder ihm nur in die Augen sehen und mit ihm weinen. Ihr selbst liefen die Thränen über die glühenden Wangen. „Viola,“ seufzte sie leise vor sich hin, und wie sie den Namen von ihrer eigenen Stimme hörte, da war ihr, als habe ihn eine andere, eine ihr so wohlbekannte altvertraute Stimme gesprochen — ja hier — gerade neben ihr. Sie sah sich um — das war der Garten mit den dunklen Pinien und dem Lorbeergesträuch — sie sog in wonnigen Atemzügen der Orangenblüten schwellenden Duft. Es überlief sie ein kalter Schauer und machte sie heftig erzittern; sie wollte entfliehen, entfliehen wie damals. Daß sie im Wasser stand, dessen war sie sich nicht klar, aber unbewußt hatte sie sich doch richtig dem Ufer zugewandt und erreichte eben den Strand, da plötzlich blieb sie wieder horchend stehen: das war das Lied — das Lied, das sie hören mußte — dorther kam es — aus weiter Ferne — aus dem Monde flutete es

zu ihr hernieder, es umgab sie ein strahlendes Licht, und die Helligkeit um sie her war eitel Klang und Sang — und auf all diesen Tönen ward sie fortgetragen, fortgezogen. Dort — dort unten stand die Mutter, die sie rief — doch nein — auf dem Kahne vorüberschiffend war es der Schutzgeist, sie aber stand hoch droben auf dem Altan und streckte die Arme nach ihm aus; — o, diese Töne, wie sie ihr das Herz bewegten, deutlich verstand sie die bethörenden Worte: „Komm, komm zu mir!“ und sie mußte folgen.

Ein goldener Mondenstrahl, das war die Treppe, die hinunterführte zu ihm, aber feucht waren die Stufen, feucht und kalt wie Gletschereis, das unter dem Klang des Liedes erweicht dahinfloß.

Wo war das Lied nur geblieben? Sie fand es nicht mehr; — doch — jetzt klang es wieder, aber darüber hin rauschten die wogenden Wasser und wollten es vernichten. Mit aller Gewalt wehrte sich Rose dagegen, sie mußte es schützen, doch da kam der Tod heran, und der Tod war stärker als sie: „Rose,“ rief er, „Rose, zu mir, zu mir!“ „Ich bin nicht Rose,“ hauchte sie, „ich bin Viola und lebe schon lange nicht mehr!“

Dann schloß sie die Augen und ließ ihn ruhig gewähren, denn von seinem nassen Hauch, der sie eisig umgab, fühlte sie sich erkaltet bis ins Herz hinein.

Tage waren vergangen, Tage der Angst und Sorge um Rosens Leben. Noch lag sie bewußtlos in wirren Träumen.

Als Frau Armgard in jener Nacht, aus ihrem Schlaf erwacht, nach dem Krankenzimmer gegangen war, um Rosen abzulösen, hatte sie den Sessel leer gefunden und die Stubenthür nach dem Garten zu weit geöffnet; sie war hinausgegangen, um das Mädchen zu suchen, weil sie schon den Tag vorher ihre fiebernde Wange mit Sorge erfüllt hatte. Rufen wollte sie nicht, denn oben in Herrn Kermattens Zimmer sah sie noch Licht; auch ihn hatte wohl des Neffen nächtliches Geigenspiel wieder geweckt. Ohne länger darüber nachzudenken, durchforschte sie eilig die verschiedenen Wege, konnte aber trotz des hellen Mondenscheines nirgends die Gesuchte finden, bis sie hinunterkam an den Strand — da aber entfuhr ein Angstschrei ihren Lippen: zwischen den Baumstämmen hindurch hatten ihre Augen das Mädchen erschaut, im Wasser stehend, die Hände gegen den Mond ausgestreckt, langsam und schwankend längs dem Ufer weiterschreitend. Weit draußen wogte der Kahn, und das Spiel klang aus der Ferne herüber.

Frau Armgard rief und rief, aber Rose hörte sie nicht, da eilte die Frau in verzweifelter Hast ihren Mann zu holen. Als beide atemlos herzukamen, war Rose schon weiter draußen und drohte jeden Augenblick in die furchtbare Strömung zu kommen, aus der keine Rettung mehr möglich war. Kein Rufen und kein Mahnen half — jetzt hatte der Geiger im Kahn die

Angstlaute wohl auch gehört — das Spiel verstummte, er ruderte zurück.

Aber ehe er mit dem rettenden Kahn nahe kommen konnte, wäre Rose längst von dem Strudel erfaßt gewesen. Der Gärtner besann sich keinen Augenblick weiter, er ging ins Wasser, er eilte ihr nach; jetzt schien sie nicht mehr zu gehen, sie blieb wie horchend nach dem entschwundenen Geigenton stehen, doch die Wellen schlugen an sie heran und trieben sie weiter — noch einige Schritte, der schwere, wassergefüllte Rock mußte sie niederziehen und es war um sie gethan, da erfaßte sie Joseph; sie hatte nicht auf ihn gerechnet und sah ihn mit irren Blicken an; sie wehrte sich, sie wollte nicht folgen und gewaltsam mußte er sie an sich ziehen; er versuchte sie zu heben und zu tragen, doch kaum konnte er für sich selbst dem Wasser Widerstand leisten, und noch immer wehrte sie sich; aber jetzt hatte sie den Boden verloren und war umgesunken. Bewegungslos mit geschlossenen Augen lag sie auf dem Wasser, da umfaßte er sie und nahm sie vorsichtig mit, bis er wieder auf dem seichteren Strande war. Dann hob er mit kraftvollem Arm die durch die nassen triefenden Kleider schwere Bürde mühevoll empor, und langsam vorschreitend trug er die nun Bewußtlose zurück ins Haus.

Schon war alles wieder still und ruhig, als leichte Ruderschläge den kleinen Kahn zum Landungsplatze brachten. Der Geiger hatte nur die Angstrufe gehört, gegen die Schatten der dunklen Ufer hin aber aus der Ferne nichts unterscheiden können von dem, was dort

vorgegangen. Er glaubte sich getäuscht zu haben, und nachdem er den Kahn festgebunden, ging er getrost dem Hause zu.

Da auf der Schwelle trat ihm Frau Bächi entgegen, die eben von Armgard geholt worden war. Trotz der Eile, in der sie zu sein schien, blieb sie einen Augenblick stehen, sah ihn strafend an und sagte:

„Euch, Herr Eberhard, ist ja nicht zu helfen, aber lockt andre wenigstens nicht ins Verderben mit Eurer geisterhaften Nachtmusik.“

„Also doch! Um Gott, was ist geschehen?“ rief er bestürzt.

„Das Rösli, meine Nichte, ist heute nacht krank geworden, und in ihrem Fieberwahn ist sie ins Wasser gegangen, wahrscheinlich weil sie Euer Spiel gehört. Zum Glück hat sie die Armgard gesehen, und Joseph konnte sie noch erretten.“

Ein jäher Schreck durchfuhr die Brust des unglücklichen Mannes — ja, es war ihm doch gewesen, als habe er zwischen dem Weidengebüsch ein Antlitz gesehen; doch das war ein Spiel seiner Phantasie, das konnte kein lebendes Wesen, keine andere gewesen sein als sie, als die verlorene Braut, deren er heute abend gedacht mit der ganzen Kraft der Seele, und so wie sie ihm im Traum so oft erschien, so war es auch heute gewesen — das war nur ein Traum, er wußte es sicher.

Aber das Mädchen, das sie aus dem Wasser gezogen, während er ruhig rudernd auf dem Kahne dahinfuhr, das hätte seinen Gedanken eine andere Richtung geben

sollen, und doch kam er immer wieder auf sich selbst zurück.

Wäre er doch an ihrer Stelle gewesen, wären die tosenden Wasser über ihm zusammengeschlagen, um sein heißes Weh für alle Zeit zu kühlen. Ach, unten auf dem stillen Grunde, die kühle Ruhe! Im Schlummer, im ewigen Schlummer Vergessen zu finden — damit endlich wäre der Inbegriff aller seiner Wünsche erreicht. Ein Glück war es, daß andere das Mädchen gesehen und nicht er — so beneidenswert schien ihm ein solches Los — er hätte nicht eine Hand ausgestreckt, sie zu retten: o glücklich, wer dem Jammer der Erde entrinnt, so lange er nur die Freude gekannt und der Schmerz ihm ein fernes Phantom war!

Aber doch, als ihn der Morgen wachend traf, hatte er sich nicht von dem Gedanken frei machen können, daß sein traurend Spiel eine andere Seele herangezogen, daß dies fremde Mädchen, von dem ihm sein Oheim wie von einer Pflegetochter erzählt, beinahe seinem Leid zum Opfer gefallen wäre.

Nichts hielt ihn den andern Morgen mehr zurück. „Du siehst, Onkel, ich tauge nicht unter die Menschen, das Unglück, das auf mir lastet, wirkt Unheil ringsum. Viola ist ihm verfallen, und deine Rose von Allmen liegt hoffnungslos danieder, weil sie meinen Tönen gelauscht; — nein, nur in tiefster Einsamkeit soll meine Geige mir noch das geliebte Bild herniederzaubern.“

So war er wieder abgereist. Traurig hatte ihn der alte Herr scheiden sehen, denn nun verlor auch er alle

Hoffnung, daß die tiefe Schwermut, welche den Armen gefangen hielt, je wieder von ihm weichen würde.

Auch um Rose war Kermatten in großer Sorge — schwer lag sie danieder. Zwar hatte das eisige Bad mit seiner plötzlichen Abkühlung die Krankheit nicht zurückgetrieben, aber die vorhergegangene geistige Aufregung durch überanstrengende Pflege war, wie der Arzt meinte, die Schuld, daß sie noch immer in Fieberphantasien lag. Ob sie das Geigenspiel, ob sie der Mond mit seinem hellen Lichte angezogen, er konnte es nicht sagen, und aus den irren Worten war nichts zu erraten, denn sie redete in der fremden Sprache ihrer Kinderzeit, die sie im Leben vergessen hatte.

Aber unter der sorgsamen Pflege Frau Armgards, die in Mutterliebe vergalt, was das Mädchen ihren Kindern gethan — und unter den Augen der alten Bächi, die treu die Nachtwachen am Krankenbette hielt, genas auch Rose, und laut war der Jubel, als sie zum erstenmal wieder unter der Kinderschar erschien. Sie geleiteten sie im Triumph zum Hause hinüber, denn ihr erster Besuch galt dem lieben Herrn, der zwar täglich am Fenster des Gartenhäusleins sich Nachricht von seinem Liebling geholt, aber sie doch noch nicht gesehen hatte, jetzt wollte sie ihn selbst überraschen.

In seinem Studierzimmer saß er am Schreibtisch; er hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt, die rechte führte in bedächtigen Schriftzügen die Feder über einen schon halbbeschriebenen Briefbogen. Doch mußte es nicht leichte Arbeit sein, denn oftmals hielt sie zögernd inne,

und die ernste traurige Art, mit welcher die sonst so freundlichen Augen des alten Herrn die Arbeit verfolgten, ließen wohl erraten, an wen der Brief gerichtet war. Er schrieb an Eberhard, um ihm als Beruhigung mitzuteilen, daß das Mädchen, dessen Erkrankung damals mit seinem Besuch zusammengetroffen und das in verhängnisvollem Zufall durch ihn, wie er irrtümlich glaubte, beinahe hätte verunglücken können, nun wieder vollauf genesen sei. Die besten Worte wählend, suchte er ihm auch Trost über das Vergangene zu sagen. Dabei waren seine Gedanken zu der traurigen Geschichte zurückgeflogen, die ihm in jener Mondnacht der blasse Geiger in so trostlosem Ton erzählt. Die Gestalten tauchten wieder vor seinen Augen auf, und er fragte sich selbst, ob es möglich sei, daß Eberhard die verlorene Braut jemals vergessen werde.

Da öffnete Rose die Thür — er blickte auf, doch wie sie den Herrn beschäftigt sah, blieb sie ruhig wartend auf der Schwelle stehen — in freudiger Erregung, aber erstaunt, daß er sie nicht gleich freundlich und glückwünschend begrüßte für ihre Wiederauferstehung, wie sie erwartet hatte — er aber schaute sie an in tiefes Sinnen verloren, denn wie sie so vor ihm stand, die schlanke feine Gestalt, sich hell abhebend vom Hintergrunde der bräunlich-roten Eichenthür, das schöne, von der überstandenen Krankheit noch blasse Gesicht vom schwarzen Haar umrahmt, die dunklen, großen, von langen Wimpern überschatteten Augen mit sinnigem Blick fragend zu ihm aufgeschlagen, da war ihm, als höre er neben sich des

Geigers Stimme noch einmal erzählen, wie ihm die Geliebte zuerst erschienen, und unwillkürlich entglitt seinen Lippen der Name, der ihm auf der Zunge lag: „Viola!“

„O Herr!“ rief sie und ging auf ihn zu und hob bittend die Hände, „das hab' ich so oft gehört und so viel im Traum; o sagt, was es heißt, was es bedeutet, denn jetzt schmerzt es mich wieder, da ich es höre.“

Er legte ihr beruhigend die Hand auf die Stirn. „Nichts ist es, mein Kind, du sollst jetzt ganz ruhig bleiben und an gar nichts anderes denken, als dich mit uns zu freuen, daß du wieder wohlauf bist; später fällt dir vielleicht von selbst wohl einmal wieder ein und du erzählst mir dann, was dich verleitet hat, zur Nachtwandlerin zu werden. Daß ich dich aber damals nicht gesehen, das begreife ich nicht; denn ganz in meiner Nähe mußt du gewesen sein, ehe du ins Wasser gingst, das wird mir jetzt klar.

Rose strengte sich vergeblich an, doch keine Erinnerung war ihr geblieben, sie wußte nur noch, daß sie eingeschlafen war auf dem großen Lehnstuhl an Hänslis Bett, alles andere aber blieb ihr wie ein ferner Traum, dessen Bild verloschen in ihrer Seele schlummerte.

8. Im Turmhäuslein.

Thun ist eine uralte Stadt; schon eine keltisch-helvetische Ansiedelung soll auf dem Schloßhügel gewesen sein, und die Römer haben wohl auch ihr Kastell und ihre Warttürme dort gehabt. Aber hauptsächlich das Mittelalter hat sich breit ausgebaut, und seine Denkmäler geben dem Städtchen ein gar eigentümlich malerisches Ansehen. Ihren ursprünglichen Zwecken dienen diese Bauten ja auch längst nicht mehr, aber die Neuzeit weiß sich doch darin einzurichten und verwertet jeden Raum, den sie bieten können. So ist in einem Teil der alten Grafenburg mit ihren vier Ecktürmchen jetzt das Amtsgefängnis untergebracht, und der alte große Rittersaal, der früher der Zeuge war manch prunkender Feste, schaut sehr traurig drein, denn in zwei Stockwerke eingeteilt, hat er lange Zeit als obrigkeitliche Kornkammer dienen müssen.

Auch die alten Warttürme und Stadtmauern dürfen nicht müßig stehen und nur von altvergangener Zeit träumen. Wer noch lebt auf dieser Welt und halbwegs kann, muß seinen Anteil an Arbeit und Mühe mit übernehmen; und je williger und geschickter er es thut, desto sicherer verlängert er seine Daseinsberechtigung.

Nicht mehr Wache haltend stehen bewaffnete Stadtknechte am Lugaus des Turmes, um Feinde rechtzeitig zu erspähen — heutzutage wohnt oben im kleinen Gelaß ein Kaminfeger mit seinen acht Sprößlingen, und die jungen Schornsteinfegerlein können sich auf- und absteigend in ihrer schornsteinartigen Behausung von klein auf einüben zum künftigen Gewerbe.

Nicht weit davon an einem anderen Teil der alten Mauer, die teils frei steht, teils als Rückwand hoher Häuser verbaut ist, ragen die stattlichen Überreste eines anderen Turmes hoch empor, neben einem großen, halb als Garten angelegten, grasbewachsenen Hof. Von seinen ursprünglichen vier Mauern hat der alte Turm zwar nur noch drei, die vordere Wand ist ihm längst verfallen, die anderen aber sind wohlerhalten und von ungefügem Mauerwerk. Die haben nun in ihrem langen Schacht ein schmales Häuslein aufgenommen, welches fein und zierlich zwischen die starken Mauern eingebaut ist und wie ein behagliches Nest ausschaut, das sich gar sicher und warm fühlt in der massiven Umarmung. Über das rote Ziegeldach steigen die drei kahlen Mauern noch um ein beträchtliches in die Höhe; in einer ihrer Ecken lehnt der dünne Schornstein, der den Rauch aufführt bis über die letzten Steine, von wo ihn der Wind nach Belieben mitnehmen kann.

Nur zwei Stockwerke hat das Häuslein, eigentlich nur eines: das obere; denn der Eingang unten, wo der düstere Flur sich mit der steilen, aufwärtsführenden Holztreppe teilt, kann als Wohnraum nicht gerechnet werden.

Dagegen hat sich oben das Zimmer so breit gemacht, als es nur konnte, und nach der einen Seite, wo ihm Freiheit blieb, ist eine breite Holzlaube vor die Reihe lichter Fenster vorgebaut. Die ist im heißen Sommer grün umsponnen von üppigem Reblaub, und auf ihrer Brüstung stehen die schönsten dunkelroten Topfnelken, Levkojen und Geranien in voller Blüte.

Es war still auf dem Hofe und still in den Häusern ringsum, und die Gassen Thuns, sonst belebt vom regen Verkehr, schienen heute wie ausgestorben. Nur von der anderen Seite der Straße, von welcher der Hof durch ein niederes Holzgeländer getrennt war, aus der Werkstätte eines Schmiedes ertönte lauter Amboßschlag, und durch den weitgeöffneten Fensterbogen sah man den Meister als schwarzes Schattenbild an dem rotleuchtenden Kohlenbrand des Herdes stehen, ab und zu den Blasebalg ziehen und den Hammer schwingen, daß die Funken stoben.

Vor dem Fenster der Werkstatt hingen als Zeichen des Gewerkes schwere Ketten, Sensen, Pflüge, Hufeisen und sonstige Meisterstücke seiner Schmiedekunst, wie sie der Bauer suchte, wenn er am Markttage ins Städtlein kam, um das Notwendige an Gerätschaften einzukaufen.

Die Wagenkette, die er eben vollendet hatte, hing er nun auch draußen auf, dann ruhte er sich etwas aus von der harten Arbeit und sah die Straße auf und nieder. Dabei fiel sein Blick auch auf den Turm hinüber, wo hinter den Blumenscherben der Laube sich eine Gestalt bewegte, um die vom Wind etwas zerzausten

Nelken mit ordnenden Händen an die Stöcke wieder festzubinden. Er wollte sich versichern, daß er recht gesehen, schritt über die Straße, legte die Arme auf das Holzgitter und rief hinauf:

„Ei, Jungfer Rose, seid Ihr denn nicht draußen auf der Wiese? Ich meine doch, der Hans hätt' meinen Sepp abgeholt, um hinauszumarschieren mit den Armbrustschützen? Wollet Ihr das Ausschießet nicht sehen?"

Das Mädchen schob einen ihrer Blumentöpfe zur Seite und lehnte sich heraus.

„Grüß Gott, Meister Helmbrecht," sagte sie freundlich, „mich wundert, daß Ihr nicht dabei seid. Ich hätt' heute nicht gemocht, 's ist der Todestag unseres guten seligen Herrn, da wollt' ich nicht zu öffentlicher Lustbarkeit. Aber der Hans hat sich brav eingeübt die ganze Zeit, soll mich wundern, ob er nicht auch ein ‚Best' herausschießt."

Sie unterbrach sich und horchte, denn von fern ertönte dumpfer Lärm wie von Trommelwirbel und herannahenden Volksmassen; bald konnte man das Hurrarufen und freudiges Geschrei unterscheiden. „Sie kommen, sie sind schon auf der breiten Gasse," rief der Meister und wandte sich rasch zum Gehen. Da will ich den neuen ‚Hosen-Mann' doch auch beglückwünschen."

Immer voller tönte der Lärm, immer lauter die Trommel, kaum war Meister Helmbrecht einige Schritte die Straße hinaufgegangen, so blieb er wieder stehen: „Wahrhaftig, sie biegen hier ein — na — das wird

doch nicht gar mein Sepp? Nein, das ist nicht möglich, so schießt der nicht! Aber — aber —

„Jungfer Rose," rief er dann laut hinauf nach der kleinen Laube im Turm, „Jungfer Rose, bleibet nur heraußen und schaut's Euch an, sie kommen hier vorbei."

Schon wälzte sich die Schar voranspringender Kinder die Gasse herunter, einzelne hielten an, und vorgeschoben von den anderen überstürzten sie sich dann wieder, um abermals haltend zurückzuschauen, wo hinter den voranziehenden Trommeln das freiwillige Knabencorps der Armbrustschützen heranmarschierte. In ihrer Mitte, hoch auf den Schultern seiner Kameraden, wurde im Triumph der Schützenkönig einhergetragen, einen Eichenkranz um seine Mütze und angethan mit den rot und weißen Beinkleidern. Diese waren die Preisgabe der Stadt, in ihren Farben, für den besten Schützen, davon nach altem Brauch der Name „Hosen-Mann" kam.

Aufgeschultert, in militärischer Haltung, hatten sie alle ihre Waffe, die mittelalterliche Armbrust, die mit Eisenbogen, festen Bolzen und eigenen Maschinen zum Spannen versehen ist.

Eine Menge Volks strömte hinter den jungen Schützen her, Einheimische, Bauern und Dörfler aus den Thälern der Umgegend, und dazwischen, kenntlich an ihren Staubmänteln, Touristenhüten und roten Reisebüchern, die Fremden, die sich das originelle, aus uralter Zeit stammende Fest mit ansehen wollten.

Rose war oben auf der Laube geblieben, neugierig schaute sie aus, als nun der Zug die Straße herunter-

kam und hinter den Häusern hervor allmählich den freien Platz vor dem Garten erreichte.

„Herr, mein Gott," rief sie jetzt aus und schlug freudig die Hände zusammen, „das Hänsli ist's! Ach! das ist aber eine Freud' — hätt's der selige Herr doch noch gesehen!"

Sie trat an ein offenes Fenster zurück und rief ins Zimmer: „Tante, komm heraus! Der Hans ist der Hosenmann — sie tragen ihn her in großem Triumph."

Zugleich aber eilte sie hinein und half der Alten aus ihrem Lehnstuhl — denn Frau Bächi war sehr schwach und gebrechlich geworden seit ihres Herren Tod — und führte sie sorgsam heraus auf die Laube.

Mittlerweile hatten sie unten die Gartenthür weit geöffnet und waren in den Hof eingedrungen. Wohlgeordnet stand die Schar vor dem schmalen hohen Turmhaus, umringt von den jubelnden Kindern und einer bunten Menschenmenge; und wer in dem Hofraum keinen Platz mehr gefunden, der stand draußen auf der Straße und schaute herüber über den Holzzaun. Dreimal wurde mit Trommelwirbel und jubelndem Ruf des jugendlichen Schützenkönigs Hoch ausgebracht und die Scheibe vorgezeigt mit den Schüssen ins Schwarze, die ihm den Preis errungen.

Hans war ein stattlicher Bub geworden, und stolz und glückstrahlend schaute er nun hinauf zur Laube, von wo ihm Tante und Schwester freudig zuwinkten.

Meister Helmbrecht trat mit einem großen, biergefüllten Humpen an ihn heran, er that fröhlich Bescheid

— dann machte die ganze Kompanie „rechts um kehrt“, und wie sie eben wieder durch das Thor abmarschierte, drängte sich Pfarrer Klein durch die Menge, schwenkte den Hut und rief: „Glück zu, mein Hänsli, nun kann's ja nicht fehlen! Ei, wie mich das freut! So, und nun geht's wohl wieder hinaus zu Spiel und Tanz?“

Ein lustiger Trommelwirbel war die Antwort, und fort zog die Schar, gefolgt von der begleitenden Menge, deren Lärm und Getöse allmählich in der Ferne verklang, und bald war in der Gasse und vor dem Turm alles wieder so still und menschenleer wie zuvor.

Oben aber im Turmzimmerlein saßen vier fröhliche Menschen zusammen und besprachen noch lange das freudige Ereignis. Meister Helmbrecht hatte seinen Humpen auf den kleinen Tisch niedergesetzt und Rose Gläser und Stühle herzugetragen. Von letzteren waren zwar nur zwei vorhanden, gerade genug für den Pfarrer und den Schlossermeister, denn Rose fand Platz auf dem Schemel zu Füßen der Tante, die wieder sorglich in ihrem Lehnstuhl untergebracht war.

„Daß Ihr auch just zu der Lust heute kommen müßt, das ist mir eine ganz sonderliche Freude,“ sagte Rose, indem sie die Hände über dem Knie gefaltet hielt und fröhlichen Blickes zum Pfarrer aufschaute.

„Ja,“ antwortete er, „ich wußte wohl, daß Ausschießet war, und da kommt man so wie so. Aber daß der Hans bei den Armbrustern ist und nun gar noch so, davon hatte ich natürlich keine Ahnung. Na, nun wird

der ja seinen Weg machen — was meint Ihr, Meister Helmbrecht?"

„Jedweder nimmt ihn gern an, wo er eintritt als Lehrling und Geselle," antwortete der Meister, „denn die Namen der Hosenmänner leben lange im Gedächtnis der Thuner, und so es einer gewesen, bleibt er immer ein Liebling im Volk. Er soll zu mir kommen in die Schlosserei, nehm' ihn gleich auf!"

„Der kommt Euch nicht," entgegnete Frau Bächi kopfschüttelnd, indem sie einen Augenblick von ihrem Strickzeug aufsah, dessen Nadelwerk ununterbrochen mit feinem Geklirr fortklapperte. „Der kommt Euch sicherlich nicht! Ist wie seine Schwester in die Blumen vernarrt: sie macht sie, und er pflanzt und pflegt sie; der ist Gärtner mit Leib und Seel. Nein, nein, das weiß ich, der kommt Euch nicht!"

Rose lachte und meinte: „Hat auch recht, 's ist gewiß draußen im Garten schöner als in so einer rußigen Werkstatt; und brennt die Sonne noch so heiß, man merkt's nicht, wenn man all die bunten Farben sieht und den Duft einatmet — dagegen die Hitze an so einem Glühofen Tag und Nacht — nein, mich schaudert's schon, wenn ich nur aus der Laube hinübersehe in Eure Werkstatt, Meister Helmbrecht. Ihr dauert mich oft gar sehr."

„'s ist alles Gewohnheit," warf der Meister mit einem leichten Seufzer dazwischen.

„Und dann," fuhr sie eifrig fort, „ist das Gezwitscher der Vögel und ihr Gesang in den Bäumen doch auch

etwas anderes, als das ewige Hämmern und Lärmen und Amboßschlagen!"

„Stört's Euch so arg, Jungfer?" fragte er und sah sie traurig an. „Das sollte mir leid sein, denn ändern läßt sich's nicht."

„Nein, gar nicht, was fällt Euch ein? Ich meinte nur, um immer drin zu sein, das könnt' ich mir schon denken, daß Hans nicht mag. Von hier hüben hört man's kaum, und ich bin schon so daran gewohnt, daß ich gar nicht mehr höre, ob Ihr klopft oder nicht."

Er antwortete nicht und that einen langsamen Zug aus seinem Bierglase.

„Bei wem will der Bub denn auslernen?" unterbrach Pfarrer Klein die eingetretene Stille. „Beim Joseph wird er wohl nicht bleiben, wenn der die Stelle annimmt in Interlaken."

„Er muß ja jetzt noch in die Schule gehen," antwortete Rose, „da ist er hier bei uns, und vielleicht kann der Joseph doch bleiben. Wird das Inseli denn so bald verkauft?"

Die alte Frau ließ mit einem Seufzer ihr Strickzeug in den Schoß fallen. „'s ist doch gar schad darum," klagte sie, „so ein schön Häusli und so fein eingericht', daß das hergegeben werden soll! Hätt' der junge Herr doch so gut selber drin wohnen können!"

„Das ist wohl der blasse Geiger, von dem sie so absonderliche Dinge erzählen?" fragte der Schlosser aufhorchend. „Einer meiner Gesellen ist neulich noch spät von Goldiril heimgekommen über den Grüsisberg und

ist schier vergangen vor Angst, als der durch den Wald kam; da hat er ein leises fernes Singen und Klingen gehört, daß er darauf schwur, die seligen Fräulein hätten ihm nachgestellt, und wäre er nicht so scharf gelaufen, sie hätten ihm sicher die Seele aus dem Leibe gezogen. Ich dachte mir gleich, was es gewesen, weil Hans mir erzählt hatte, daß der neue Herr oben im Bauernhaus mitten im Wald wohne, und da höre man ihn in der Nacht oft so schön spielen — aber mein dummer Geselle läßt sich nicht ausreden und glaubt steif und fest, daß es die seligen Fräulein sind."

„Wie ist denn der Hans zu ihm hinaufgekommen auf den Grüsisberg?" fragte Klein wieder.

„Laßt's Euch lieber einmal vom Joseph erzählen, wie's der Herr da oben treibt," meinte Frau Bächi in mißbilligendem Ton, „es ist zu verrückt, Hans muß oft mit hinauf, um Blumen und Rosenstöcke zu tragen; die werden aber nicht in einen Garten eingepflanzt, nein: mitten in den Wald. Unter hohen Eichbäumen, zwischen Tannen und Gesträuch, da sieht man auf einmal, umringt vom grünen Moosboden, ein rundes Beet weißer Lilien oder eine Anlage hochstämmiger Rosen!"

„Ich war neulich selbst einmal oben," erzählte nun auch der Pfarrer, „um Herrn Kermatten aufzusuchen und kennen zu lernen als alten Freund seines Onkels, aber ich bin stundenlang herumgegangen, ohne das Haus nur zu finden, obgleich Joseph es mir genau bezeichnet hatte: es sei ganz überwachsen von Schlingrosen und Glicinen. Es muß also sehr im Dickicht versteckt sein."

„Und hättet Ihr es auch entdeckt, lieber Herr Pfarrer," entgegnete Frau Bächi, „den jungen Herrn würdet Ihr wohl nicht gesehen haben. Er ist ja jetzt ganz und gar menschenscheu geworden. Mich, die ihn doch von Kindesbeinen an kennt, hat er nicht einmal wiedergesehen, und daß er nachts Geige spielt, das ist auch nur, damit ihn niemand hören soll; früher war das ganz anders, da spielte er dem alten Onkel stundenlang die wunderbarsten Weisen vor und freute sich selbst darüber, aber schon seit Jahren hab' ich kein Lächeln mehr in seinen Augen gesehen — immer wurde er trauriger und trauriger."

Rosens Gesicht hatte einen tiefernsten Zug angenommen, sie legte die Hand aufs Herz und schaute mit trübem Blick ins Leere, während ein leiser Seufzer auf ihren Lippen schwebte. Der Pfarrer sah sie gerade an.

„Was sinnt Ihr, Jungfer Rose?" fragte er.

„Der arme Mann!" gab sie leise zur Antwort, und ohne den Blick zu wenden, fuhr sie wie zu sich selbst redend fort: „Mir ist's immer wie ein tiefes Weh, wenn ich nur von ihm sprechen höre; und die Augen, die traurigen Augen, die hab' ich nie wieder vergessen können."

Die magere welke Hand ihrer alten Tante legte sich liebkosend auf ihren Scheitel. „Hast ihn ja nie gekannt, Kind, wie mag's dich traurig machen?"

„Ich weiß es selber nicht," gab sie zur Antwort, „aber er ist allein und verlassen — und ich weiß, wie das ist. Ich habe schon an vielen Särgen gestanden; das ist das schlimmste, was es auf der Welt gibt, und

darum glaube ich, daß er wohl ähnlichen Schmerz haben muß — er thut mir eben so unendlich leid!"

„Ihr habt ein gar zu weiches Herz, Jungfer," sagte der Schlosser, indem er aufstand, „ja, zu bedauern ist er freilich, aber doch nur wie alle Sonderlinge zu bedauern sind: ist reich und gesund und ein berühmter Mann und könnte ganz glücklich sein, wenn er nur wollte und die Schrullen aufgäbe. Wenn der arbeiten müßte, wär' er sicher kein so mürrischer Kopfhänger." Er nahm den geleerten Humpen in den Arm und wandte sich der Thür zu. „Unsereins darf nicht so lange müßig sitzen, darum adjüs, Ihr lieben Leute. Jungfer Rose, werdet nicht ungeduldig, wenn Ihr mich nachher wieder klopfen hört — ich hab' noch viel zu thun heute."

„Bewahre," sagte sie aus ihren Träumen aufschreckend und reichte ihm matt lächelnd die Hand zum Abschied.

Als er auch der Alten die Hand gab, hielt sie ihn einen Augenblick fest: „Dürft uns den Geiger nicht schelten, lieber Meister, er ist gar gut für uns gewesen: läßt mir den Lohn zeitlebens, außerdem, was mir mein seliger Herr vermacht hat!"

„Nun, das ist auch nichts weniger als billig von so einem Reichen," antwortete er, „doch wenn Ihr mal was braucht, so wird gute Nachbarschaft gehalten, und jetzt bin ich der nächste dazu! Nicht, Frau Bächi? Also abgemacht und fertig! Und kommt der Hans auch nur in die Werkstatt, um seine Gartenschaufeln und Hacken zu holen — 's bleibt dabei: einem Hosenmann schlägt keiner was ab! — Bhüet Gott, Herr Pfarrer!"

„Bhüet Gott, Meister!"

Pfarrer Klein war auch aufgestanden, er schaute sich etwas im Zimmer um. „Mehr Platz als man von außen glaubt, und gar heimlich und nett," sagte er.

„Hab' mich wohl davor gefürchtet gehabt mit meinem schlimmen Husten," meinte die Alte, „weil die vielen Fenster da in der Vorderwand doch nicht allzufest schließen, aber es war gut warm den ganzen Winter," sie deutete auf einen großen braunen Kachelofen, der in der einen Ecke neben dem verhängten Himmelbett stand. „Der heizt, daß die Kinder oben in ihren Kammern unterm Dach noch warm davon haben."

„Jetzt aber, im Sommer, werden Euch wohl die sonnigen Fenster recht lieb sein?"

„Ja freili! Bin ja so schwach geworden, daß ich keine Treppe mehr steigen kann, und da kann ich schon froh sein, wenn mich das Rösli hinausführt auf die Laube. Schaut's Euch nur mal an, Herr Pfarrer, ob Ihr nicht vermeint, im Treibhaus des seligen Herrn zu sein. Die Palme, darunter er so unverhofft eingeschlafen ist, hat Joseph der Rose geschenkt, weil sie doch noch zuletzt bei ihm gesessen hat beim Vorlesen. Das ist sie, dort in der Ecke!"

Rose stieg eben die Holztreppe hinauf, die an der einen Seite des Zimmers zu den Kammern nach oben führte, als Pfarrer Klein, vermeinend, sie sei noch im Zimmer, von der Laube aus durchs Fenster ihr zurief: „Ihr habt eine glückliche Hand, Jungfer, jetzt noch Kamelien und Hyacinthen, wo es bald Sommer ist!"

„Hab' Euch doch einstmals eine Lilie geschenkt, wißt Ihr's nicht mehr? Davon sind's die Schwestern. Ich muß sie heute noch forttragen in den Laden, darum wollte ich mich gerade richten, um Euch zu begleiten."

„Recht so, doch ich habe hohe Zeit," sagte er, nach einer kleinen Wanduhr im Zimmer schauend.

„Ich bin gleich fertig!" rief sie und verschwand oben in der Kammer, während der Pfarrer nochmals mit prüfendem Blick die Blumen bewunderte.

Als er eben von der Laube zurücktreten wollte, ertönten von drüben, zwar gedämpft, aber hörbar genug, des Schmiedes fleißige Hammerschläge. Er warf einen Blick hinüber und sah den Meister am Feuer stehen; dann trat er wieder hinein zu Frau Bächi. Rose war noch nicht da.

„Das scheint mir ein wackrer Mann, der Schlosser Helmbrecht," sagte er, „habt wohl einen guten Nachbar und Freund an ihm. Ist er verheiratet?"

Der Strickstrumpf in Frau Bächis Hand hörte auf zu klappern, sie nahm die Brille ab und sah zum Pfarrer auf.

„Er ist ein Witwer; sein Bub ist so alt wie der Hans, und so sind die zwei Knaben viel zusammen, aber —" sie schüttelte den Kopf, „wenn Ihr sonst was meint, so ist es nichts! Ich hab's dem seligen Herrn immer gesagt, und jetzt denk' ich's noch mehr: fürs Leben hat er die Rose gründlich verdorben. Er meinte stets: Künstlerblut! Ach was, Künstlerblut — ich hätt's ihr schon ausgetrieben, und 's wär' besser gewesen. Jetzt

geht's nicht mehr, und so laß ich's denn. Ein Glück ist's, daß sie die Blumen macht — zwar mit dem Wachs wär' der Erwerb nicht groß, aber solche von Papier und Zeug — sie thut's zwar sehr ungern — doch damit verdient sie ordentlich, und so ist mir auch nicht bang um ihre Zukunft, wenn ich einmal nicht mehr bin; denn mit mir geht's abwärts, Herr Pfarrer, wird nicht lang dauern, so bin ich wieder vereint mit meinem seligen Herrn."

„Gottes Wege sind unerforschlich, wir wollen hoffen, daß er Euch den armen Waisen noch erhält, liebe Frau, aber," fuhr er leiser fort, indem er sich durch einen Blick nach der Stiege überzeugte, daß oben die Thür noch geschlossen war, „eine Beruhigung wäre es doch für uns, die wir das Mädchen lieb haben, wenn sie ein rechtschaffener Mann heimführen wollte."

„Denkt nicht daran," wehrte sie, „'s kann kein Glück für sie sein, wie sie geartet ist. Nein, ich bitt' Euch, Herr Pfarrer, die paßt nicht zum geringen, groben Arbeiter. Er hätt's auch bald satt, so eine feine! 's wär kein Glück für beide, und ich halt' dafür: besser die Rose geht ungefreit ihren Weg durch die Welt. Drum thu' ich auch gar nie dergleichen, als ob ich glaub', der Meister kommt ihretwegen — und sie," fügte sie lächelnd hinzu, „na, da könnte der Himmel eher einfallen, als daß sie so etwas merkt!"

Eben trat das Mädchen aus ihrer Kammer. „Hat's zu lang gedauert?" fragte sie, indem sie, die Hand auf dem Geländer, leichten Schrittes herunterkam.

Statt einer Antwort tönte ihr Frau Bächis erstaunter Ausruf entgegen: „So schön? Im Sonntagsstaat, mit all dem Silbergehäng? Ei, was ist denn los?"

„Ja, ich geh' doch mit dem Herrn Pfarrer," meinte Rose, „und dann," sie war an die alte Tante herangetreten und nahm ihre beiden Hände, „weißt: ich bin ja doch die Schwester, da darf ich schon stolz sein."

„Freili, freili," nickte die Alte, „das Hänsli hab' ich ganz vergessen. Bring von den Würstli heim und vom besten Simmenthaler Käs, den hat er am liebsten; heut abend bekommt er einen Hosenmanns-Schmaus."

„Wie gut," meinte Rose, „daß ich gerade heute die Blumen abliefern kann, da habe ich Geld genug."

Sie packte die Blumen vorsorglich in einen großen Hängekorb, nahm die eine Topfhyacinthe in den Arm und schritt dem Pfarrer voran die Treppe hinunter.

9. Eine Erscheinung.

Das nächste Mal, als Pfarrer Klein, nicht gar lange nachher, ins Turmhäuslein kam, da war es, um auch der alten treuen Magd seines Freundes das Geleit zur letzten Ruhestatt zu geben.

Nun wohnte Rose allein im alten Turm, Hans war fast den ganzen Tag über in der Schule oder übte sich mit seinen Kameraden auf dem Schießplatz; so war sie meist einsam. Doch unlieb war ihr das nicht, ruhig verrichtete sie ihre Hausarbeit, und war alles in schöner Ordnung, so wartete sie geduldig der Stunde, da der Bruder zum Mittagsbrot heimkam, sie hörte zu, was er von draußen erzählte, und freute sich, wenn's ihm wacker schmeckte.

Ging er dann wieder fort, so saß sie stundenlang ununterbrochen still an ihren Blumen. Und fleißig mußte sie arbeiten, um sich und den Bruder vor Not zu schützen, denn wenn die Turmmiete auch eine sehr geringe war, der Tante kleines Vermögen, das sie den Kindern hinterlassen wollte, war in ihrer letzten Krankheit ziemlich zusammengeschmolzen und sehr gering geworden. Aber Rose behielt trotzdem guten Mut, denn Aufträge hatte sie stets, wenn auch meist nur für geringe Blumen,

welche die Putzmacherinnen für Hüte und Hauben brauchten. Die wurden ihr freilich nur schlecht bezahlt und sehr unter Mühe und Wert — aber es war ja ihre eigene Schuld, daß sie sich nicht entschließen konnte, sie so einfach und grob zu machen, als sie bestellt wurden.

Brachte sie ihre Lieblinge, die kunstvollen Wachsblumen, in die vornehmen Läden, wo die Fremden ein- und ausgingen, dann hörte sie wohl manchmal zufällig, wie hoch sie von diesen bezahlt wurden — aber sie selbst mußte doch froh sein, wenn der Kaufmann sie ihr um geringen Preis abnahm.

Wenn sie gegen Abend manchmal unten im kleinen Gemüsegarten schaffte, den Hans vor dem Turm angelegt und hübsch bepflanzt hatte, dann kam wohl ab und zu Meister Helmbrecht herüber und setzte sich auf die Bank nicht weit von ihr. Er fragte sie wohl ab und zu, ob es ihr denn nicht die langen Tage gar zu einsam und verlassen sei, so ganz allein in ihrem Turmgemach da oben, und ob sie sich nicht denken könne, daß sie es wo anders besser haben würde: in einer Familie, bei guten Freunden? Sie aber schüttelte verneinend den Kopf und erzählte ihm, wie glücklich sie wäre, nur für den Bruder zu sorgen, der ihr das Liebste auf dieser Welt sei. Sie fragte ihn um Rat und vertraute ihm ihre Pläne: denn ein tüchtiger Gärtner sollte der Bruder werden, in Bern oder in Interlaken wollte sie ihn lernen lassen.

Joseph, der Gärtner, war mit seiner Familie nun wirklich fortgezogen, und das Inseli lag unbewohnt und

verlassen. Es war nicht verkauft und nicht vermietet worden. Der Besitzer hatte jede Nachfrage abgewiesen, ob er gleich selbst selten aus seinem Bauernblockhaus oben auf dem Grüsisberg herunterkam.

So war der sonst so schöne Garten wild verwachsen, keine Scheere hatte die Gebüsche im Zaun gehalten, keine Sichel die Grasplätze berührt, es wucherte das Unkraut auf den Wegen — aber die Beete, die waren doch nicht verwelkt, denn da war Hans, der für sie sorgte. Jede Stunde, die er sich frei machen konnte, verbrachte er auf dem Inseli, um seine lieben Blumen zu gießen und zu pflegen.

Hin und wieder ging auch Rose hin, ihm zu helfen oder ihn abzuholen. Oft, wenn sie allzu müde von der Arbeit ein Ausruhen bedurfte, setzte sie sich am Strande nieder und blickte über das Wasser nach den Schneebergen, die im Abendrot verglühten. Das viele Alleinsein hatte sie noch sinnender gemacht, als sie schon gewesen, und einst, da Hans sich neben sie gesetzt hatte, legte sie den Arm um seinen Hals und sagte:

„Sieh dort die zwei Bäume, die so nahe bei einander stehen, daß der Buchbaum seine Zweige um den Stamm der Tanne schlingt, ist es nicht, als wenn er sich an ihr hält. Schau, der Buchenbaum und die Tanne das sind Geschwister wie ich und du! Will dich auch an mich halten dein Leben durch und soll dir nichts fehlen, so lang mein Arm brav schaffen kann!"

Da schüttelte Hans stolz den Kopf. „Umgekehrt muß es kommen!" rief er feurig. „Schau dort lieber

der Epheu, wie sich's an der kleinen Eiche emporrankt — wir haben einmal in der Schule so etwas gelesen: der Eichbaum, das ist der Mann — und so will ich auch einmal werden, und ich denke schon immer darüber nach, wie ich dir später helfen werde."

Nachdem er so gesprochen und einige Zeit stumm auf den jungen Eichbaum gesehen hatte, stand er auf, ging hin, löste mit seinem Messer alles Epheu, das sich emporgerankt hatte und warf es fort.

„Warum thust du das?" fragte die Schwester erstaunt. „Das also soll die Stütze sein, die der Starke dem Schwachen geben will, daß er ihn von sich weist!"

Der Knabe sah sie erst einen Augenblick verwundert an, dann lachte er. „Ja so, daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Joseph sagte immer, Epheu sei den Bäumen schädlich, weil es ihnen die Lebenskraft nehme, um sich selbst zu nähren." Mit diesen Worten ergriff er die Hand der Schwester und führte sie nach der anderen Seite des Parkes, er deutete auf einen hohlen, in halber Höhe abgebrochenen Stamm, üppig rankte sich der schönste Epheu von innen und außen daran hinauf.

„Das hat Joseph stehen lassen, um zu zeigen, wie es zuletzt doch noch kommt."

„Wohl, das ist der Schluß," sagte Rose. „Aber sieh, wie der Epheu dem Baume die Liebe dankt, die er ihm im Leben gegeben. Wenn er auch daran zu Grunde gegangen ist, nun hält ihn der Epheu noch im Tode umschlungen und will nicht von ihm lassen, und seine Treue wird der Eiche zum Grabdenkmal."

Von Stund an waren Hänslis Gedanken darauf gerichtet, etwas zu verdienen, um schon jetzt der Schwester zu helfen und ihr ihre schwere Arbeit etwas zu erleichtern. Er holte, zu Rosens großer Freude, des Vaters Messer hervor und fing an zu schneiden und zu schnitzeln — aber es wollte nicht gehen, so sehr er sich mühte: er war ungeschickt in den Fingern und hatte enschieden kein Talent, so gab er es auch bald wieder auf. Doch jeden Augenblick kam er mit einem anderen Plane, und einmal, da er an einem Werktage keine Schule hatte, suchte er vor Sonnenaufgang schon all die wildwuchernden Ananas-Erdbeerbeete im Gemüsegarten des Inseli ab und bot die herrlichen Früchte zum Verkauf aus. Wie er aber freudestrahlend den Erwerb in Rosens Hand legte und entschuldigend sagte: „Sie verderben ja doch!“ waren ihr Thränen in die Augen gekommen. „Nein, ehrlich ist's drum nicht,“ erwiderte sie, „wir wollen's lieber den Armen geben.“

Hans ließ sich's nicht verdrießen. „Nun, wie du willst, aber ich werde doch schon noch etwas zu verdienen herausfinden.“

Eines Tages, es war schon hoch im Sommer und die Schulferien hatten begonnen, wartete Rose länger als jemals, wenn er sich mit dem Mittagessen verspätet hatte, auf den Bruder. Sie hielt die Speisen warm, aber auch der Nachmittag ging vorbei, und er kam nicht. Endlich legte sie die Arbeit beiseite und eilte hinüber zu Helmbrecht, mit dessen Sohn ihr Bruder ganze Tage verbrachte. Der Meister selbst war über Land, aber

Sepp stand in der Werkstatt, um etwaige Käufer zu bedienen; doch er konnte keine Auskunft geben; er hatte Hans den ganzen Tag nicht gesehen. „Vielleicht sei er nach der Hünegg gegangen, um dort die schönen Gärten und Treibhäuser zu besuchen," meinte er. Rose glaubte es nicht, das hätte er ihr gesagt, sie dachte ihn auf dem Inseli zu finden, begriff nur nicht, daß er sein Mittagessen ganz darüber vergessen hatte, und eilte erst in ihre Behausung zurück, um Brot und Käse im Körbchen mitzunehmen.

Aber auch dort, wo sie ihn so sicher vermutet hatte, war er nicht, umsonst rief sie seinen Namen und durcheilte in immer größerer Hast Wege und Stege. Also auf der Hünegg, dort mußte er sicher sein! Wie sie jetzt am Strande stand und durch das Blattwerk die Türme der Schadau erblickte, wollte sie zuerst im kleinen Boot einmal dort hinüberfahren, und drang weiter, doch der Kahn war ans Land gezogen und umgestülpt; sie mußte die Schadau aufgeben, und rasch entschlossen eilte sie die lange Baumallee zurück — denn um die Landstraße zu gewinnen, mußte sie auf der Stadtbrücke erst über den Kanal und über die Aar. Da sie von hier auf einem schmalen Steg zwischen dem Wasser und den hochgetürmten Laubenhäusern auf kurzer Strecke die Straße erreichen konnte, wo sie wohnte, besann sie sich einen Augenblick, ehe sie weiter eilte, und ging dann mit raschen Schritten und klopfendem Herzen nochmals heim, um zu sehen, ob der Bruder einstweilen gekommen sei. Aber schon von fern verneinte Sepp, der noch immer unter

der Ladenthür stand, ihre ihm laut entgegengerufene Frage und sie kehrte um, mit verdoppelter Eile den Weg nach der Landstraße verfolgend.

Es war dunkle Nacht, da sie ohne den Bruder von der Hünegg zurückkam; müde und erschöpft langte sie zu Hause an der Gartenthür an, aber sie öffnete sie nicht, der Turm war dunkel, kein Licht leuchtete ihr aus den Fenstern entgegen, und auf ihren angstvollen Ruf: „Hänsli, Hänsli, bist du zu Haus?“ kam keine Antwort.

Auch die Schlosserwerkstatt war dunkel; der Vater, so hatte Sepp gesagt, kehrte vor morgen abend nicht heim; sie wußte sich nicht zu raten und zu helfen, und ruhig warten zu Hause, das konnte sie auch nicht; vielleicht würde doch einer seiner andern Freunde Auskunft geben. Sie eilte durch die vom Mondschein erleuchteten Gassen; noch war in der lauen Sommernacht Leben auf den Terrassen der Hauptstraße, sie fand die Goldschmiedsfamilie, deren Sohn durch die einstimmige Wahl seiner Kameraden Hauptmann der jungen Armbrustschützen war, unter einer Laube von Oleanderbäumen vor dem Hause sitzen. Seit dem Ausschießet hatten sich die beiden Knaben sehr befreundet, so trat sie an den Tisch heran und erzählte ihre Besorgnis. Aber auch hier erfuhr sie nichts; doch meinte der Knabe: der Sohn des Gefängniswärters oben im Schloß wisse sicher etwas von Hans, mit dem sei er gestern den ganzen Nachmittag zusammen gewesen. Er erbot sich, die Jungfer einen nahen Weg zu führen durch das Haus seiner Tante und ging sogleich mit ihr. Kaum konnte er ihr folgen, so hastig eilte sie voran;

doch als sie durch die kleine Gasse, deren Häuser sich an der steilen Bergwand hinziehen, endlich am Ziel anlangten, war sie so erschöpft, daß sie sich auf die Stufen niederlassen mußte.

Es dauerte einige Zeit, bis auf das wiederholte Klopfen des Knaben ein Fenster sich öffnete und die alte Tante herausschaute.

„Können wir nicht geschwind durch deinen Garten auf den Schloßweg? Die Jungfer sucht ihren Bruder, den Hans von Allmen, der wahrscheinlich dort ist."

„Bin gleich unten, um aufzuschließen," war die bereitwillige Antwort, und kurze Augenblicke nachher leuchtete ihnen die Frau mit kleinem Licht die schmale Holztreppe hinauf. Rose zog sich mehr, als daß sie ging, am Geländer empor, sie war so müde, und die Treppen wollten kein Ende nehmen; fünf Stockwerke ging es hinauf.

„Auf den Speicher will ich nicht mitgehen," sagte die Frau zurückbleibend, „es zieht dort oben und ist zu gefährlich mit dem offenen Licht; geh du voran, Fritz, und mache die Gartenthür auf, damit es hell wird von draußen und die Jungfer sehen kann."

Rose dankte ihr und schritt dem Knaben nach, der oben aufschloß; im Mondenschein konnte sie das schmale Brett gut erkennen, das sie nun vorsichtig betrat, und das als Brücke vom Dach des Hauses zum kleinen Garten diente, der auf der Bergterrasse angelegt war; denn zwischen den Häusern und dem Berg war an den oberen Stockwerken immerhin noch ein breiter Zwischenraum. Das hintere Gartenthor war unverschlossen, und nun

hatten sie einen nicht mehr allzulangen und fast ebenen Weg bis zum Schlosse.

Als Rose auch hier nichts erfahren konnte, da versagten ihr die Füße fast den Dienst. Ungewohnt des vielen Gehens und mit der sich steigernden Angst im Herzen schleppte sie sich an der Hand des Knaben fort, der sie an der Kirche vorbei die große Treppe abwärts führte. Aber sie kamen nur bis zur Hälfte, da brach sie zusammen und sank leblos auf die letzten Stufen vor dem Absatz. Es war gerade unter der Laterne, deren fahles Licht alles noch schauerlicher erscheinen ließ, und als der Knabe das todbleiche Antlitz erblickte, erschrak er heftig und wußte nicht, was anfangen.

Im Fenster des Hauses nebenan war noch Licht, er sah in einer Küche jemand am Herde stehen, klopfte und begehrte Hilfe. Es war die Magd von Madame Fabulle, die, als sie Rose gewahrte, mit lautem Jammern die Hände zusammenschlug. Dann aber hob sie die Ohnmächtige rasch entschlossen empor und trug sie mit Hilfe des Knaben ins Haus hinein.

Die Greisin hatte eben ihr großgedrucktes Gebetbuch zugeschlagen und wollte sich zur Ruhe begeben, als die Thür sich aufthat und das todblasse Mädchen hereingetragen wurde, in der die erschrockene Frau augenblicklich ihre einstige Schülerin erkannte. Der Knabe war froh, Freunde für seine hilflose Begleiterin gefunden zu haben, er überließ sie deren Pflege und eilte heim, während Rose auf dem Fauteuil ihrer alten Lehrerin lag, die mit treuen sorgenden Händen sich bemühte, sie ins Leben

zurückzurufen. Sie löste ihr das enge Sammetkoller vom Halse, nestelte das Mieder auf und nahm es ihr ab; englisches Salz hatte sie auch zur Hand, und bald schlug Rose die Augen wieder auf und erholte sich allmählich. Ohne das Mädchen mit neugierigen Fragen zu quälen, bat die Alte, sie solle sich nur erst vollkommen ausruhen, und leuchtete einstweilen mit dem Licht in der Hand in allen Schiebladen und Kommoden herum. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte: den Kellerschlüssel, und schickte die Dienstmagd hinunter, eine Flasche alten Rotwein aus ihrem kleinen Vorrat heraufzuholen. Rose, die ihr nun in Hast berichtete, was geschehen, wollte zwar gleich wieder fort — aber Madame Fabulle litt es nicht: erst müsse sie ein Glas Wein zur Stärkung trinken.

Nach einiger Zeit kam die Magd mit der schon geöffneten Flasche wieder herein, und Rose, die den ganzen Tag über kaum etwas genossen hatte, nahm den Trank dankbar an, der sie auch wieder vollauf erfrischte.

„Jetzt kannst du nicht mehr suchen," meinte Madame Fabulle, „bleib hier bis morgen, ist besser so, wie allein zu Haus. Und hab kein' Angst; Bruder ist un petit gamin, kommt schon zurück!"

„Sucht Ihr Euren Bruder, Jungfer Allmen?" fragte die Magd, „den Bub', der Euch so oft hier abgeholt hat und mit der Schiefertafel immer an die Thür klopfte?"

„Ja, das Hänsli! Habt Ihr ihn gesehen?"

„Heute morgen, wie ich mir Tannzäpfli suchte zum Anfeuern."

„Wo denn? — O sagt schnell.“

„Droben auf dem Grüsisberg ist er mir begegnet und hat mir ganz freundlich zugenickt und gerufen: ‚Grüeß Gott!‘“

Gleich einem Blitz fuhr es durch Rosens Sinn: wie oft hatte Hans den Joseph früher dahinauf begleitet und dann gesagt, den Geiger möchte er gar so gern einmal belauschen; man sage, in der Vollmondnacht spiele er am schönsten!

Sie ließ sich nicht mehr halten, kaum konnte die besorgte Greisin ihr noch rasch ein graues Wollentuch umhängen, das sie sich von den eigenen Schultern nahm, denn sie meinte, die Nacht sei doch frisch, und Rose, die sich keine Zeit nahm, Mieder und Koller wieder anzuziehen, müsse sich erkälten in dem dünnen weißen Unterkleid.

Mit erneuter Kraft und flüchtigen Schritten eilte das Mädchen die Treppe hinunter und jagte durch die Gassen, die nun ganz verödet lagen. Der Weg war weit; als die Straße sanft bergan zu steigen begann, mußte auch sie unwillkürlich langsamer gehen, so kamen ihre klopfenden Pulse etwas zur Ruhe, und allmählich wich auch die Angst von ihr, denn nun glaubte sie sicher, oben im Grüsiswald den Bruder zu finden.

Die dunklen Bauernhäuser, an denen sie vorüberkam, hatten schon alle ihr letztes Licht verlöscht, doch spiegelte sich der Mondenschein in den Fenstern. Er erhellte auch den Weg, und sein fahles Licht durchbrach des Laub-

werks Lücken und die Tannenwipfel, als sie nun tiefer in den Wald hineinkam.

Wo die Obere-Wart eigentlich lag, sie wußte es selbst nicht, sondern schritt aufs Geratewohl weiter; sie dachte nicht daran, daß Pfarrer Klein es selbst bei Tage nicht gefunden — und sollte sie bis zum Morgen umherwandeln, ihr war's nicht unheimlich so allein im Walde — sie liebte die Natur und das stille Weben der Nacht. Auch die Sorge um den Bruder war ihr genommen, sie wußte, wo sie ihn finden würde, und ruhiger geworden, gab sie sich ganz dem Zauber der duftdurchhauchten Waldesnacht hin. Ab und zu lauschte sie umher, ob sie kein Lichtlein zwischen den Bäumen erblickte, oder wenn der Wind mit leisem Hauch durch die Zweige fuhr, glaubte sie Tritte zu vernehmen und horchte auf — doch es war nichts.

Da aber, erst ganz zart und leise kam es durch die Luft wie verklingende Musik — ja — das war ein ferner, schwellender Geigenton. Rose blieb stehen und lauschte nach der Richtung. Wieder wie früher schon einmal zogen sie die Klänge an mit magischer Gewalt. Unter den Bäumen hin, quer durch den Wald, folgte sie dem Ton, der schmelzend und weich, wie unendliches Leid die Luft durchzog. Lautlos trat ihr Fuß auf dem Moose auf, und verhaltenen Atems öffnete sie Ohr und Herz den zauberischen Accorden. Vergessen war ihr Bruder, um den sie gekommen; in ihrer Seele erwachen die schlummernden Erinnerungen, die Gestalten und Träume aus ferner Kinderzeit — vor ihren Blicken

taucht der kleine Kirchhof auf, hoch über dem See, und unten auf dem Wasser schwebt der Schutzgeist vorüber, sie fühlt sich nicht mehr allein, verlassen auf der Welt, das sind die Klänge, die sie gesucht, das ist das Lied, das Lied ihrer Mutter!

Weiter eilt sie durch das Gebüsch, vorsichtig schreitend, daß kein Geräusch ihr Nahen verrate. Wie sie aber unter den hohen Eichen hervortritt, da auf einmal steht sie vor einem Rosengehege. Mitten im Walde, wie im Märchen, unter den hohen rauschenden Wipfeln ein prangender Blütengarten, dessen Blumen in üppiger Fülle an den Zweigen hangen und die Waldnacht mit balsamischem Duft erfüllen.

Rose aber ist nicht erstaunt, sie findet es ganz natürlich, denn sie glaubt in einer andern Welt zu wandeln — sie lauscht nur den Tönen, die ihr Herz bewegen — ihr ist, als läge in jedem Strich eine Thräne, als atme die Geige auf im tiefen Weh, als seien die Töne selbst himmlische Wesen, die sie unwiderstehlich an sich heranzögen. Immer näher, ohne selbst zu wissen, daß sie vorangeht, tritt sie herzu; die Dornen des Rosengebüsches haften sich an das graue Tuch, das um ihren Hals geschlungen ist, und ziehen es ihr von der Schulter, sie achtet es nicht, geräuschlos strebt sie voran, und jetzt biegt sie unhörbar das Rosengebüsch auseinander — aber — wie gebannt bleibt sie stehen — ja — das ist er, den sie nur einmal in ihrer Kindheit gesehen und dessen traurigen Blick sie doch nie wieder vergessen, und er ist es — er, der das Lied spielt, das Lied ihrer Mutter!

Still bleibt sie stehen und lauscht atemlos mit klopfendem Herzen; vom Mondenschein hell umflossen leuchtet ihr weißes Gewand zwischen den dunklen Zweigen, eine Rose schmiegt sich an ihre Brust, und wie eben vom Zucken ihrer Hand das Laub erzittert, da hebt der bleiche Geiger drüben den Blick.

Und siehe da! Auch er bleibt stehen in seliger Verzückung, schwellend zittert der Ton seiner Geige, und allmählich geht sie über in ein jubelndes Frohlocken — dann aber entsinkt sie seinen Händen, sein ganzes Wesen durchbebt ein unsagbares Glück.

„Viola! O du Verlorene mir! Erscheinst du mir wirklich? Hat dich mein Flehen endlich gerührt und mein unnennbar Sehnen dich herabgezogen aus jenen Himmelshöhen, in denen du ohne mich doch keine Seligkeit finden kannst. Viola — o meine Viola! O, ich wußt' es ja, daß du mir wiederkommen mußtest. Du hast es ja selbst gesagt: aus dem Tode erwecken würde ich dich mit meinem Spiele — o! und mein Sehnen! Die Sterne mußt' es niederziehen vom Himmel, und dich hätt' es nicht rühren sollen? Nun bist du da — du erscheinst, mich zu holen, daß wir endlich vereinigt werden auf ewig — auf ewig!"

Zu den Füßen des Rosenbusches ist der blasse Mann niedergesunken, die Arme gegen das Mädchen erhoben, das ihm so plötzlich mitten in der Nacht erschienen ist, das er für eine Erscheinung aus jenen lichten Höhen hält, und zum erstenmale, seit er die Braut verloren, rinnen Thränen über seine bleichen Wangen.

Bewegungslos ist Rose unter seinem Blick stehen geblieben. Sie versteht nicht, daß der Anruf ihr gilt, sie fühlt nur die Angst, daß sie unberechtigt hier eingedrungen, sie weiß, der Mann ist krank, ist ein Sonderling, die Leute raunen: er halte Verkehr mit abgeschiedenen Geistern. Eine Angst erfaßt sie, daß er den Verstand verloren, daß sie ihn erschreckt. Sie selbst ist durch sein seltsames Wesen aus ihren Träumereien erwacht, und rasch tritt sie vollends aus dem Rosengebüsch hervor.

„O Herr, verzeiht, daß ich Euch so erschreckt habe,“ sagte sie in entschuldigendem Ton, „ich bin nur die Rose von Allmen drunten aus Thun — und ich wollte mein Brüederli suchen, den Hans. Ist er nicht heroben bei Euch?“

In steigender Angst hört sie auf zu reden, denn der blasse Mann gibt kein Zeichen, als verstehe er ihre Worte; nur an ihren Zügen, an ihrem Antlitz hängt sein Blick, und wie sie vortritt, da umfaßt er ihre Kniee, ihr Kleid und schaut flehend in ihre dunklen Augen.

Ein Grauen erfaßt sie vor dem unheimlichen Anschauen und doch auch ein unsägliches Mitleid, denn allmählich bringt sie alles in klaren Zusammenhang. Wie der Name Viola in dem herzzerreißenden Ton an ihr Ohr drang, da mit einem Schlage war ihr ins Gedächtnis zurückgerufen, was sie in jener Sommernacht am See zufällig erlauscht hatte, um es nachher in der Krankheit wieder zu vergessen; jetzt weiß sie alles: er trauert um die verlorene Braut, und ihr, Viola, gilt das klagende thränenreiche Spiel. Sie aber, die so unhörbar durch

das Laub gekommen, sie hat ihn erschreckt, er hält sie für die Erscheinung seiner Braut — wie sie das denkt, zuckt sie zusammen und legt ihm die warme Hand auf den Kopf.

„Bhüt Gott, ich bin kein Gespenst — ich habe noch heißes Blut und bin gewiß nicht tot."

„Wie heißt du?" fragte er tonlos.

„Rose von Allmen!"

Jetzt endlich kam er zur Besinnung. „Rose von Allmen?"

„Ja, Herr, ich suche meinen Bruder, den Hans! Er ist nicht heimgekommen heute; ist er denn nicht hier gewesen diesen Morgen?"

Aber sie erhielt keine Antwort; wieder wie in Träumen verloren schaute er sie an, noch teilnehmender als zuvor. „O Gott," rief er, „und du bist das Mädchen, das sie in jener Nacht aus dem Wasser gezogen haben. Dich, auch dich hätte mein Spiel fast zu Grunde gerichtet!"

„O, mein Herr, Ihr wart nicht schuld," unterbrach sie ihn, „ich war damals krank — aber jetzt seid gut für mich! O sagt, ob das Hänsli hier war bei Euch, ich bin so in Angst um ihn."

„Ist der Gärtnerbub dein Bruder?" fragte er langsam, indem er sich gewaltsam zwang, in die Wirklichkeit zurückzukehren. „Ja, der war hier, und ich habe ihn nach Interlaken geschickt, die Feuerlilien zu holen, welche Joseph mir senden soll."

Rose atmete auf; sie begriff zwar nicht, warum Hans fortgegangen, ohne sie zu benachrichtigen, das that er

sonst nie, aber dann hatte er sich wohl zum letzten Dampfschiff verspätet und war bei den Gärtnersleuten über Nacht geblieben, da wußte sie ihn gut aufgehoben. „Gottlob," rief sie aus, „o wie habe ich mich geängstigt!" Und in fliegenden Worten fing sie an zu erzählen, wie weit sie herumgegangen, um den Bruder zu suchen, und wie sie dann endlich geglaubt, er sei hier oben und wolle dem Geigenspiel lauschen. Aber sie selbst habe die Töne gehört und habe aufhorchen müssen, denn — sie stockte; sie sah ihm an, daß er sie nicht mehr hörte, und vor seinen Blicken, die unausgesetzt auf ihr ruhten, senkte sie verwirrt die Augen.

„Ich will wieder hinuntergehen," sagte sie endlich, und wandte sich von ihm fort, den Weg zu suchen. Er aber hielt sie bei der Hand. „O gehe nicht," bat er leise. „Viola, Viola, verlaß mich nicht wieder!" Dann aber schüttelte er langsam den Kopf und fuhr mit der Hand über die Augen.

Wieder war es, wie wenn er aus dem Traume erwache. „Fürchte dich nicht, Kind," fügte er in verändertem Tone hinzu, „ich bin krank, aber dein Anblick thut mir so wohl! Laß mich noch in deine Züge schauen, denn sie gemahnen mich an glückselige Zeiten — aber sage es niemand, hörst du, niemand, was ich dir zurief, da ich dich zuerst gesehen. Sie können es ja nicht begreifen, die harten Menschen, daß man sich nicht losreißen kann vom gestorbenen Lieb, und sie würden es nicht glauben, das holde Wunder, das ich schaute, denn

sie wissen nicht, daß die Natur zweimal dasselbe Himmelsbild erschaffen kann!“

Immer von neuem redete er sich hinein in die ungeheure Aufregung, die nicht von ihm weichen wollte, sobald seine Augen auf Rosens Zügen hafteten. Ihr aber kam die Angst wieder, er könne den Verstand verloren haben, sie ward bleicher und bleicher. „Ich muß fort,“ rief sie und machte sich los, „es ist noch weit bis nach Hause.“

„Mein Kind,“ erwiderte er ruhig, aber in befehlendem Ton, „du bist müde, und schon ist der Mond im Versinken; ich lasse dich nicht durch den dunklen Wald. Du bleibst hier. Komm, ich will dich zur Bäuerin bringen in die Untere-Wart.“

Unter den Bäumen hin führte ein schmaler Weg auf ein jetzt in tiefem Schatten liegendes Bauernhäusli, das man nur gewahrte, weil aus der laubübersponnenen langen Fensterreihe ein heller Lichtschein fiel und die Zweige ringsum erhellte. Aber ehe sie es noch erreicht hatten, bog Kermatten zur Seite und deutete auf die freie Wiese, die sich jetzt vor ihren Blicken im Mondenschein ausdehnte.

Hier war ein größeres Haus mit weit überhängendem Strohdach, das aber lag im stillen Frieden der Nacht, und alle Fenster waren dunkel. Wohl schlug der große Hofhund an, als er nahende Schritte vernahm, doch beruhigte er sich bald auf den wohlbekannten Zuruf des Herrn und wedelte ihm freundlich entgegen. Es währte lange, bis auf das wiederholte Klopfen endlich der Pächter

eines der kleinen Fensterlein aufriß, um zu sehen, was denn da draußen los sei. Auch die Bäuerin kam hinter ihm drein und schaute ihm über die Schulter. Sie war sogleich bereit, Rose aufzunehmen und bat nur einen Augenblick zu warten, bis sie sich angezogen und Licht gemacht habe. „Auf dem großen Kanapee liegt sich's ganz gut, da wird das Mädli besser schlafen als im schönsten Bett."

Der Bauer war gleich wieder in die Federn geschlüpft, wie seine Frau die Unterhandlungen übernommen hatte, sie schloß jetzt auch das Fenster wieder zu, und es dauerte geraume Zeit, bis sie drinnen alles gerichtet hatte.

Einstweilen saß Rose ermattet und abgespannt auf dem Holzstamme, der, neben die Hausthür gelegt, als Bank diente. Sie hatte den Kopf an das Wandgebälk gelehnt und die Augen geschlossen, wieder beleuchtete der Mond ihr Gesicht und zeichnete die Schatten der langen Wimpern auf die weichen Wangen, während des schwarzen Haares krauses Gelock die lichte Stirn umflutete.

Der blasse Geiger stand vor ihr mit gefalteten Händen, ihm war noch immer, als träume er einen seligen Traum des Wiederfindens. „Viola, Viola!" hauchte er ein um das andere Mal leise vor sich hin. Die Gegenwart verschwand vor seinen Blicken, er war zurückversetzt in die Vergangenheit: um ihn herum der Garten von Florenz mit seinen Myrten und Rosengehegen, deren Duft die Nachtluft erfüllte, und vor ihm die geliebte Braut eingeschlafen unter den Klängen seines Liedes. Er ließ sie auf sich einwirken mit aller Macht die holdselige Täu-

schung; er verscheuchte die Vernunft, die ihm sagen wollte, daß nur der Körper ähnliche Züge besitze, aber die Seele in diesem schönen Körper eine andere, eine ihm völlig fremde sei. Nein, so lange sie so stumm, so bewußtlos vor ihm lag, da wollte er sich das ganze Glück ausdenken, das sein eigen sein könnte, wenn alles, was er erlebt, nur ein schwerer, schrecklicher, langer Traum gewesen, wenn sie, wenn diese Fremde nun die Augen aufschlüge und es wäre wirklich seine Viola, und sie erkenne ihn, wie er sie erkannt.

Und das namenlose Entzücken, das ihn durchrieselte, das Gefühl des Glücks, das er nicht mehr gekannt seit den Jahren der Trauer, es erfüllte ihn mit Macht, und doch im nächsten Augenblick da kam ihm die Wahrheit niederschmetternder als je zu Sinn: „Verloren fürs Leben, geschieden ohne Wiedersehen in dieser Welt — sie, die mir alles war, nichts mehr für mich — und dennoch leben müssen in Einsamkeit und Trauer!"

Und wieder sank er vor dem Mädchen ins Knie, bedeckte sein Gesicht mit den Händen, senkte den Kopf auf ihren Schoß nieder, und heiße Thränen rollten zwischen seinen Fingern hervor.

Rose schrak in die Höhe: „O, mein Herr," rief sie aus in tief mitleidigem Ton, „so traurig dürft Ihr nicht sein, auch Euch wird Gott helfen, das Leid zu tragen, wie er mir einst geholfen hat. Ich weiß schon, was es ist, einsam und verlassen in der Welt zu stehen, aber dann sendet uns Gott seinen Engel, und wenn es auch nur ein Mensch ist — wir wissen doch, daß Einer

auf der Welt ist, den wir gern haben, an den wir immer wieder denken müssen. Seid nicht so traurig, Herr; o, wenn Ihr wüßtet, wie viel Freude Ihr machen könnt mit Eurer Geige, und daß Ihr schon einmal ein armes verlassenes Kind damit getröstet und Mut und Hoffnung zurückgegeben habt fürs Leben."

Sie sprach nur im Bestreben, ihm wohlzuthun, ohne selbst klar zu werden über das, was sie sagte, sie wollte ihn trösten und reihte mit unwillkürlichem Erbarmen einen Satz an den andern.

Jetzt wurde von innen die Thür geöffnet, Kermatten stand hastig auf, rief der Pächterfrau in kurzen Worten zu, daß sie wohl für das Mädchen sorgen solle, und dann, ohne sich nochmals umzuschauen, ging er über die Wiese hin nach seiner einsamen Behausung zurück.

Als früh am andern Morgen das Mädchen in dem großen traulichen Bauernzimmer erwachte, konnte sie sich erst gar nicht zurechtfinden, wo sie denn eigentlich war, und da sie sich besann, kam ihr alles, was sie in der Nacht erlebt hatte, wie ein Traum vor. Aber sie dachte nicht lange darüber nach, stand auf und zog sich an. Jetzt erst vermißte sie das Mieder und auch das Halstuch, das ihr die alte Fabulle so vorsorglich um die Schultern geschlagen. Doch die Pächterin half mit einem schwarzen Seidentuch aus, und Rose dankte herzlich für Nachtruhe und Frühstück. Sie wollte eben aufbrechen,

um nach Hause zu gehen, als Kermatten auf der Schwelle erschien.

„Willst du nicht den Bruder hier abwarten?“ fragte er. „Er wird die Lilien vom Schiff aus gleich heraufbringen, damit sie nicht zu lange unterwegs sind. Komm, Kind, ich zeige dir einstweilen, was ich hier schon gepflanzt habe.“

Rose war froh, den Herrn so freundlich und ruhig zu sehen, auch wollte sie das verlorene Tuch wieder suchen, um es auf dem Heimweg der Alten zurück bringen zu können, so war sie gleich bereit, ihn zu begleiten.

Nur eine kleine Waldwiese trennte das Pächterhaus vom hohen Forst, unter dessen dichtverwachsenen Laubgängen die beiden nun dahin wandelten. Jetzt erst bei Tage konnte Rose die ganze Eigentümlichkeit dieses Waldparkes erkennen, und wie verwandelt schien das ganze Gehölz vor ihren Blicken. Wo in der tiefen Nacht eine undurchdringliche, unheimliche Finsternis gewesen, nur ab und zu geisterhaft erhellt vom fahlen Mondschein, da brachen durch Astwerk und Zweige der Morgensonne blendende Strahlen, und es war ein Zaubergarten, ein Paradies, das sie umgab. Nirgends zwar hatte eine ordnende Hand das wild über moosige Felsblöcke wuchernde Gestrüpp oder die den Weg überhängenden Zweige entfernt; wohl war es noch der wilde Wald nur, bald hier, bald dort hob eine blendende Gartenblume ihr farbenprächtiges Haupt, und allenthalben rankten sich an den Eichen, an den Buchen die Schlingrosen empor, daß, wenn die Sonne durch die Blattlücken der Krone fiel,

ihre hellen Strahlen mit den purpurnen Blüten ein liebliches Spiel treiben konnten. Über die dunkelgrünen Tannenzweige schlangen sich liebkosend die hellen glatten Blätter der zierlichen Winde hinauf und ließen in ihren weißen Blumenkelchen die Tautropfen erzittern, die von den Nadeln auf sie herniederfielen, wenn der Wind durch die Tannen fuhr. Dort, wo über das Felsengeröll der Gießbach seine Wasser sprudelnd herunterstürzte, besprengte der feuchte, weit fortgetragene Staub ein leuchtendes Lilienbeet, und die Luft war erfüllt von betäubendem Duft.

Jetzt hatten sie den Platz erreicht, wo der Geiger gestern abend das Mädchen zuerst zwischen dem Rosengezweig erblickt hatte. Stillschweigend deutete er auf die Stelle, ging darauf zu und brach die zarte, wundervolle Theerose, die dort erblühte. Wohl erinnerte er sich dabei, wie diese sich gestern abend an das weiße Gewand der Erscheinung angeschmiegt hatte. Noch immer sann er über das Wunder nach, an dessen Dasein er sich freute als an einem Ausruhen in seinem tiefen Leid.

Rose auch hatte die Hand ausgestreckt nach der Rose, er aber sagte: „Nein, Kind, laß sie mir, sie ist für ein fernes Grab, denn sie ist die schönste, die hier noch erblühte."

„Gebt sie mir immerhin, Herr," bat Rose, „ich verwahre sie wohl, nur daß ihr Duft mein Zimmerlein durchhauche. Zum Abend sollt Ihr sie wiederhaben."

Kaum hatte sie die Blume, so ging sie rasch voran, sie erinnerte sich noch, wo gestern das Licht zwischen den

Bäumen hervorgestrahlt hatte, sie wollte das Haus sehen, von dem Pfarrer Klein erzählt hatte. Bald stand sie davor, und ein leiser Schrei des Entzückens entfuhr ihren Lippen. Es war nur ein altes, einfaches, dunkelbraunes Bauernhaus mit weit überhängendem Strohdach und einer ringsum laufenden durchbrochenen Holzgalerie. Aber all das erriet man nur unter dem Gezweig der duftenden Rosen und dem Gewinde der Glicinen, deren reiche blaue Blütentrauben an den Wänden hinaufgezogen in üppiger Fülle wieder herunter hingen.

„O," rief Rose aus, „das wäre eine Wohnung für die alte Fabulle, da kommen ja die Blumen selbst und helfen an der zierlichen Arbeit!" Sie trat ans Fenster und schaute hinein, denn immer neue Wunder erwartete sie.

Kermatten hatte die Thür geöffnet. „Es ist sehr einfach," sagte er, „aber tritt ein, Kind, ist doch manches drin, was dich erfreuen mag."

Der ganze untere Raum des Häuschens war nur ein großes, luftiges Zimmer, mit alten, braungeschnitzten Holzmöbeln gemütlich eingerichtet, die Wände mit Waffen und allerlei Schußgeräten fremder wilder Völker verziert: Bogen und Pfeile, Speere und Wurfgeschosse. Was aber dem Mädchen am meisten gefiel, das waren die vielen ausgestopften Vögel mit ihren bunten glänzenden Farben — die kleinen Kolibris, die wie funkelnde Edelsteine in der Sonne glitzerten. Er hob das Glas empor, das die eine kleine Hecke bedeckte, und wollte den farbenprächtigsten der kleinen Vögel vom Gestell lösen, indem er sagte: „Er soll dir ein Andenken sein an die Obere

Wart." Rose hielt jedoch seine Hand zurück. „Nein," sprach sie, „eines Andenkens braucht's nicht — aber —" sie schaute ihn flehend an, und ihr Blick suchte die Violine, welche im offenen Kasten auf dem Tisch lag.

Er hatte sie verstanden, obgleich sie stockte und nicht weiter sprach, denn indem sie um das eine Lied bitten wollte, kam ihr der Gedanke, daß gerade das Lied ihm eine schmerzliche Erinnerung sein könne, und er war ja schon traurig genug, nicht durch sie sollte er es wieder werden. Doch schon hatte der blasse Mann die Geige im Arm; er schaute sinnend auf Rose nieder und hob den Bogen, aber wie er gerade ansetzen wollte, ließ er ihn wieder sinken und sagte plötzlich: „Du warst's ja selbst, Kind, das sie damals aus den Fluten der Aar zogen! Die alte Bächi meinte, ich hätte dich zu Grunde richten können mit meinem Spiel. Nein, nein, es bringt kein Heil, mir zuzuhören. Unendliche Trauer würde deinen jungen Busen durchziehen, wolltest du dem lauschen, was meine Töne zu klagen haben."

Sie schüttelte langsam verneinend den Kopf und hob bittend die Hände. Er aber legte dennoch die Geige mit einem tiefen Seufzer in den Kasten zurück. Dann trat er auf sie zu, hielt ihre gefalteten Hände zwischen den seinen fest und schaute ihr wehmütig lächelnd in die Augen: „Viola!" kam es wie ein Hauch von seinen Lippen, und lauter fügte er hinzu: „Laß dir danken für die Stunde der Vergessenheit, die dein Anblick einem Trauernden gegeben — doch darum soll deine mitleidige Seele nicht leiden um anderer Not."

In demselben Augenblick wurden von draußen Schritte vernehmbar; als Kermatten ans Fenster trat, kam die Pächterin mit dem grauen Tuch heran, das sie oben im Gebüsch gefunden hatte. Da sie doch in die Stadt müsse, wolle sie Rose fragen, ob sie es nicht gleich zur alten Französin zurückbringen solle.

„O, wenn Ihr hinuntergeht,“ bat Rose, „so nehmt mich mit; ich weiß selbst kaum, wie ich gestern in der Nacht den Weg gefunden, und,“ fuhr sie zu Kermatten gewendet fort, „ich glaube doch nicht mehr, daß Hänsli zuerst hier heraufkommt. Er muß sich meine Angst ja gedacht haben, und findet er mich nicht zu Hause, dann sucht er nach mir, und wir finden uns nie!“

Schweigend reichte ihr Kermatten die Hand zum Abschied, er folgte ihr nicht aus dem Hause, aber durch das kleine Fenster sah er ihr nach, bis ihre Gestalt unter den Bäumen verschwunden war. Dann, als bereue er, ihr die Bitte verweigert zu haben, nahm er die Geige und sandte ihr einen Abschiedsgruß nach, so weich und flehend, als wolle er sagen: „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“

Am Nachmittag desselben Tages saß Rose geschäftig wie immer an ihrem Arbeitstischchen in der Laube. Der Bruder war noch nicht zurückgekommen, doch wußte sie, wo er war, und ihre Gedanken hatten eine andere Richtung genommen. Immer und immer wieder tauchte vor

ihren Augen das blasse Gesicht Kermattens auf. Wie ein Schleier war es gestern nacht von ihren Sinnen gefallen, als der Name Viola von der tiefen, klangvollen Stimme so sehnend gesprochen, an ihr Ohr gedrungen, und je mehr sie sich jetzt in Nachdenken versenkte, desto klarer trat alles, was sie damals in der Sommernacht am Gestade des Inseli von der fremden klagenden Stimme erlauscht hatte, die ganze traurige Geschichte wieder klar und hell vor ihre Seele, und von tiefem Mitleid war ihr Herz erfüllt.

Sie hatte die Sammet- und Seidenblumen in ein Körbchen zurückgeschoben und mit eifriger Freude aus einem Schrank den großen Kasten hervorgeholt, in welchem das feine Wachs, die Farbenpulver und all die kleinen einfachen Werkzeuge für ihre Wachsblumen aufbewahrt waren. Frisch und duftend lag die Theerose vor ihr, die der Geiger heute morgen vom Stamme gebrochen, sie hatte den Stiel mit feuchtem Moos umwickelt und sie durch Blätter vor den Strahlen der Sonne geborgen, als sie sie sorgsam heimwärts getragen. Unterwegs hatte die Pächtersfrau in geschwätziger gutmütiger Art ihr viel erzählt von des Herrn Sonderbarkeiten, und wie oft sie Kränze winden müsse für ihn aus dem Epheu des Waldes, in welches er dann selbst die schönsten Blumen einstecke, um sie fortzuschicken in fernes Land, wo Blumen und Kränze sicher nur verwelkt und verdorrt ankommen könnten. Daran dachte Rose jetzt und freute sich des Einfalls, ihm wenigstens die eine Theerose, die er die schönste genannt hatte, vor Verblühen zu schützen.

Sie nahm die Blume in die Hand und sah lange und tief in den zarten duftigen Kelch hinein; dann drückte sie einen leisen Kuß auf die Blätter. „Nun mußt du sterben, um unvergänglich wieder aufzuerstehen!“ sagte sie.

Mit vorsichtigem Finger löste sie ein Blatt nach dem andern und legte sie in geordneter Reihe vor sich auf den Tisch. Schon schmolz auf kleiner Spiritusflamme Wachs im Wasserbade, sie goß einige Tropfen Terpentin dazu, mischte von hellgelber Ölfarbe ein ganz klein wenig hinein, daß die Masse den Ton der Rosenblätter gewann. Diese selbst aber benützte sie als Form: fein und dünn breitete sich das Wachs darüber aus, es erkaltete rasch und war leicht wieder loszulösen, nachdem mit feiner Scheere die richtige Gestalt gegeben war. Wohl nahm Rose hin und wieder ein rundes Hölzlein zu Hilfe, um dem durch die warme Hand weichen Wachs die gebogene Rundung einzudrücken, aber die Hauptwerkzeuge bei dieser Arbeit waren doch die gewandten, feinen und zarten Finger, mit denen sie die zierlichen Blättlein bog und zurechtdrückte. Eine ganze Menge Rosenblätter hatte sie so schon geformt, eben war sie daran, die nächsten am Kelch mit feinem rosa Farbenpulver leise einzureiben, daß sie aussahen, als seien sie vom Morgenrot angehaucht, da ertönte von unten ein heller Jodelruf, und die Gartenthür ward heftig aufgerissen.

Rasch sprang sie empor, deckte das weiße Tuch, das sie auf dem Schoß liegen hatte, vorsichtig über den Tisch, damit der Wind und der Zug ihr nichts vertrage, dann

eilte sie dem Bruder entgegen, seinen Namen in freudigem Ton rufend.

Schon war Hans über den Hof gelaufen und hatte die Treppe mit drei Sätzen ersprungen, die Thür flog auf, und mit blitzenden Augen hielt er in der erhobenen Rechten ein blankes Fünffrankenstück in die Höhe.

„Nun, was sagst du?“ jubelte er, da Rose ihn erstaunt ansah und zögernd auf eine Erklärung wartete. Plötzlich übergoß ein flammendes Rot des Mädchens schönes Gesicht, im Tone leisen Vorwurfs rief sie:

„Hans, ich meine, für uns ist es dasselbe, als sei Herr Kermatten noch unser Herr. Von ihm solltest du dir einen Dienst nicht bezahlen lassen!“

„I, behüet Gott,“ verteidigte sich der Bub in vollem Eifer, „nein, das ist nicht vom Geiger! Rat einmal, Schwester, wo ich war?“

„Ich weiß es — beim Joseph in Interlaken. Aber du hättest's mich wohl wissen lassen können — hab' dich gesucht die halbe Nacht!“

Alle Freude über sein blinkendes Silberstück war aus Hansens Gesicht entwichen.

„So hat der Sepp Blau dir nichts ausgerichtet?“

Rose schüttelte den Kopf.

„Ich hab's ihm doch aufgetragen am Landungsplatz, weil das Schiff gerade abging, wie ich vom Grüsisberg herunterkam. Na warte, Sepp!“ rief er und ballte die Faust. „Dir werd' ich's eintränken!“

Dann Rose besorgt ansehend, schlang er die Arme

um ihren Hals. „Hast dich wohl gar um mich gesorgt, armes Schwesterli?“ Sie nickte ihm lächelnd zu, denn der ungestüme Knabe ließ ihr keine Zeit zum Antworten, sein Blick war wieder auf das Geldstück gefallen, und jubelnd zog er sie im Kreise herum: „Weißt du, was ich werde? Fremdenführer, nichts als Fremdenführer! Das ist ein herrliches Geschäft! Immer hinauf auf die schönen Berge — nichts zu thun als ausschaun ins Land hinaus, ein kleines Täschli tragen und solch herrlichs Verdienst fürs pure Plaisir!“

Endlich beruhigte sich der aufgeregte Knabe und begann geordnet zu erzählen, während Rose ihm einen Imbiß zusammenstellte.

Die Feuerlilien, die er beim Joseph hatte holen sollen, waren zum Verpflanzen noch nicht groß genug gewesen, und schon mit dem Nachmittagsschiff war Hans von Interlaken wieder abgefahren. Auf dem Schiff war ein Herr gewesen, ein Fremder, ein Engländer, meinte Hans, der hätte ganz kauderwelsch gesprochen, aber verstanden hätt’ er ihn doch, wie er gefragt, ob Hans mit ihm auf den Niessen gehen wolle und seine Tasche tragen. Und in Spieß seien sie ausgestiegen und nach Wimmis marschiert. Ach! und wie viele Fremde sie da begegnet hätten, und Damen zu Pferd und Kinder zu Esel; sie aber seien gegangen, und das sei noch viel schöner, und fünf Stunden hätten sie gebraucht bis hinauf, und bei Nacht erst seien sie angekommen, und es wäre ein Mondschein gewesen — so klar wie der Tag.

Rose saß schon längst wieder an ihrer Arbeit, die Theerose erblühte unter ihren kunstreichen Fingern in holder Pracht, während sie der eifrigen Erzählung des kleinen Fremdenführers lauschte. Jetzt, da er vom Mondschein sprach, schweiften ihre Gedanken wieder ab zu ihrer eigenen Erinnerung der vergangenen Nacht, und mit halbem Ohr nur hörte sie den weiteren Bericht. Nun lag die Blume vollendet in ihrer Hand; noch fügte die kleine Künstlerin eine geschlossene Blüte, Dornen und grüne Blätter hinzu, dann hielt sie den Zweig prüfend in das hereinfallende Sonnenlicht; das erhellte warm die durchsichtigen Blätter und fing sich im dichtumschlossenen Kelch wie ein zartes Geheimnis. Vom leisen Windhauch gestreift, den das offene Fenster hereinließ, bewegten sich leise die äußeren Blätter — es hätte keiner an Kunst gedacht, dem diese Wachsblume vor die ahnungslosen Augen gehalten worden wäre.

„Du wirst ihm nicht verblühen, auch wenn er dich in den Kranz windet, und dann findet er dich frisch, wenn er nach Florenz zurückkehrt,“ dachte Rose, und sie war zufrieden mit ihrem Werk.

Hans war hinter sie getreten: „Brauchst dich nicht mehr abzumühen, Rösli, ich werde Fremdenführer!“

„Ja,“ antwortete sie zerstreut, „aber jetzt mußt du wohl erst hinauf auf die Obere-Wart, um die Antwort vom Joseph zu sagen. Da nimm die Rose mit, hast ja doch keine Blumen sonst, und ich hab’ sie dem Herrn versprochen — sie ist für ein Grab.“

Als Hans fort war, holte Rose zum erstenmal wieder nach langer Zeit ihre Laute von der Wand herunter. Das Lied ihrer Mutter, sie hatte es jetzt gefunden, und in zarten Tönen zog die liebliche Melodie über den stillen Garten.

10. Funken unter der Asche.

Zwischen den Glicinen und Schlingrosen hindurch drängte sich die Abendsonne durch offene Fenster und grüßte mit ihren vergoldenden Strahlen hier oben im Bauernhaus der Oberen-Wart die schöne Theerose, die sie vor kurzen Tagen unten im Turmstübchen zwischen den Fingern des Mädchens zuerst geküßt.

Die Wachsblume war nicht weggeschickt worden, sie lag jetzt über den Saiten der Geige auf dem Tisch, und in Sinnen verloren stand Eberhard Kermatten davor.

„Ein treffend Bild von ihrem eigenen Wesen!“ murmelte er. Ja, diese Rose, sie ersetzte täuschend die wahre, wie die Rose von Allmen seine Viola hätte sein können, aber sie war es eben doch nicht, es fehlte das Leben, es fehlte der Duft, es fehlte die Seele, die ihn geliebt. Die Blume und das Mädchen, die eine war ihm das Symbol der andern, und er vermischte sie in seinen Gedanken.

Zu mächtig hatte ihn die wunderbare Ähnlichkeit ergriffen, sie ließ ihm nicht Rast noch Ruhe. Immer wieder sah er die Gestalt im weißen Gewande vor sich auftauchen zwischen den Rosen, vom Mondstrahl umflutet das holde Gesicht, und immer wieder beschwor er

vor seiner Erinnerung das Bild der so heiß geliebten, früh verlornen Braut, um von neuem zu vergleichen. Es war ein und dasselbe Gesicht, das die Natur ihm zum Troste nachgeformt, wie kein Maler es besser gekonnt hätte, und eine Mischung von Trauer und Glück erfüllte seine Seele.

Und wie ein Bild wollte er das Mädchen betrachten, er mußte in ihr seine Viola noch einmal sehen, und als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war und die Schatten des Abends allmählich hinuntersanken auf die dämmernden Wiesen, da schritt er zwischen den Bäumen hin, den Weg verfolgend, der nach Thun führte.

Meister Helmbrecht, der Schmied, der auch Schlosser war, hatte neben seiner Werkstatt einen kleinen Laden für Nägel, Hämmer und Werkzeuge aller Art. Zugleich speicherte er darin auf, was ihm so beim Ankauf von altem Eisen und verbrauchten Gewaffen in die Hände kam. Säbel, verrostete Hellebarden, auch Zinnkrüge und Kannen; und weil die Fremden solche Sachen oft teuer bezahlten, so hatte er im kleinen Auslagefenster eine Art Antiquariat hergerichtet. Vielen Zuspruchs erfreute er sich gerade nicht, aber es war ja auch nur so ein gelegentlicher Nebenverdienst, um den sich Helmbrecht wenig Mühe gab. Hatte der kleine Laden doch nicht einmal einen eigenen Eingang, sondern konnte nur von der Werkstatt aus betreten werden.

Es war zur Feierabendstunde, das Feuer auf Helmbrechts Schmiedeofen erloschen. Der Meister stand seiner Gewohnheit gemäß unter der Thür und schaute die Gasse

ab und auf. Eben wollte er über die Straße gehen, um Rose, deren liebliches Angesicht vom Schein der Lampe erleuchtet, auf dem gewöhnlichen Platz in der Laube zu sehen war, einen guten Abend zuzurufen, als ein Fremder, den er schon an vorhergehenden Abenden öfters an seiner Thür hatte vorübergehen sehen — an der kleinen Ladenauslage Halt machte und sich, wie es schien, in den Anblick eines alten Helmes und verschiedener verschnörkelter Thürbeschläge vertiefte. Dann sah er sich um und suchte offenbar die Ladenthür. Helmbrecht trat einen Schritt herzu.

„Ihr habt da einige ganz interessante alte Sachen, Meister, kann ich mir die wohl einmal näher ansehen?“ fragte der Fremde.

Es war hochdeutsch, das er sprach, doch unverkennbar mit dem heimischen Berner Tonfall, daß Helmbrecht verwundert aufschaute; er hatte keinen Thuner vermutet und erinnerte sich auch nicht, das auffallend schöne, aber blasse und ernste Gesicht des nicht mehr jungen Mannes jemals schon gesehen zu haben. „Wenn der Herr mir gefälligst folgen wollen,“ gab er zur Antwort, „der Eingang ist durch die Werkstatt.“

Im Laden ließ sich der Fremde verschiedenes zeigen, kaufte dies und das, und während der Meister nach anderm suchte, was er verlangte, stand er am Fenster, hinüberschauend nach dem alten Turm. Es dauerte einige Zeit, bis Helmbrecht den alten Dolchgriff gefunden hatte, nach dem er gesucht. Als er damit herantrat, stand der Fremde noch immer mit verschränkten Armen

gegen die Fensterwand gelehnt. Mechanisch griff er nach dem, was der Schmied ihm reichte, und legte es dann, ohne es nur angesehen zu haben, zu dem schon gekauften Vorrat.

„Ich laß es holen,“ sagte er, zahlte und verließ mit einem „Bhüet Gott“ Laden und Werkstatt.

Aber die gekauften Sachen wurden den andern Tag nicht geholt, und wohin sie schicken, wußte Meister Helmbrecht auch nicht, so ließ er sie denn liegen. Da trat in später Nachmittagsstunde, als er noch hämmernd am Amboß stand, der Fremde abermals zu ihm in die Werkstatt und sprach, noch unter der Thür:

„Laßt Euch nicht stören, Meister Schmied, nur vergönnt mir eine Frage. Das Haus hier gehört wohl Euer?“

Trotz der Aufforderung, weiter zu arbeiten, legte Helmbrecht den Hammer zur Seite.

„I freili, Herr,“ erwiderte er in einem Ton, der deutlich genug sagte, daß das wohl nicht anders sein könne.

„Wärt Ihr wohl geneigt, es zu verkaufen?“

„Es zu verkaufen?“ kam die Frage wie ein Echo langsam zurück aus dem Munde des erstaunten Mannes. „Herr, wie meint Ihr das?“

„Wie es gesagt ist,“ war die Antwort. „Macht Euern Preis, sagt, was es Euch wert ist.“

Der Schmied kratzte sich hinter den Ohren.

„So Knall und Fall! Mein Haus, meine Werkstatt? Und wenn ich bedenke: mein Urgroßvater hat

schon hier gewohnt — nein, Herr, es geht nicht; es ist mir nicht feil. Was soll Euch, dem vornehmen Herrn, auch das schlechte Haus? Es gibt schöne Villas genug mit Aussicht auf die Berge und den See, und das suchen die Fremden doch zu allermeist."

„Mir hätte gerade dieser stille zurückgezogene Winkel behagt," erwiderte der Fremde im Ton der Enttäuschung, und nach einigem Besinnen fuhr er fort: „Wißt Ihr was, Meister, überlaßt mir daneben Euern Laden!" Ohne die Antwort abzuwarten, ging er hinein. Kopfschüttelnd folgte der Schmied in immer größerem Erstaunen.

„Still ist's hier gerade nicht, neben der Werkstatt, und wohin sollt' ich denn all den Kram bringen?

„Der kann meinetwegen bleiben!"

Helmbrecht fing an zu zweifeln, ob der Mann vor ihm bei klarem Verstande sei. Doch der stille Ausdruck des blassen Gesichts schien nur auf tiefes Leid zu deuten, aber keine Spur von Aufgeregtheit ließ Schlimmeres befürchten. Er stand jetzt wieder am Fenster und schaute hinaus, die Antwort des Schmiedes abwartend.

Die aber kam nicht. Helmbrecht wußte nicht, was er aus der Sache machen sollte. Da trat der Fremde zu ihm heran und legte seine Hand auf die berußte Rechte des Arbeiters.

„Ich bin ein Künstler! Ihr habt wohl schon gehört, die haben ihre besonderen Grillen. Seht, Meister, der Blick da hinüber auf die alte Stadtmauer, auf den halbverfallenen Turm mit der eingebauten Menschen-

wohnung darin, ist gar so malerisch — es gäbe ein reizendes, originelles Bild, wenn ich von hier aus —"

„Ach so!" rief Helmbrecht, „wohl! Das angekleckste Nest in dem alten Gemäuer ist für Fremde wohl ein gar absonderlicher Anblick; sie bleiben alle stehen, wenn sie hier vorüberkommen, und ist auch schon oft genug gezeichnet worden. Hat manche englische Miß den Dreifuß aus meiner Werkstatt herausgetragen und sich ganz ungeniert auf die Straße gesetzt."

Der Fremde schüttelte den Kopf; der Vorschlag schien ihm nicht zu behagen. „Nein," fuhr Helmbrecht eifrig fort, „ich meinte nur so! Ich will Ihnen ganz gern, lieber Herr, das Fenster hier auf einige Zeit ausräumen — oder wissen Sie was? Wenn es doch nur zum Zeichnen ist — ich habe hier oben, gerade darüber, auch ein Fremdenzimmerchen, das augenblicklich nicht vermietet ist."

Ein Freudenstrahl blitzte auf in des Fremden großen tiefblauen Augen.

„Ja," rief er, „so ist die Sache abgeschlossen, das nehme ich sogleich. Laßt es mich sehen."

Im Hintergrunde der Werkstatt führte eine von Rauch geschwärzte Holztreppe nach dem oberen Stockwerk, auf einen schmalen Gang mündend. Helmbrecht schritt voran nach einem Zimmerchen, das mit Bett, Sofa, Tisch, Kommode und einigen Stühlen notdürftig, aber immerhin gemütlich eingerichtet war.

Ein Blick genügte dem Fremden. „Ja, das paßt mir vollkommen," sagte er. „Ich betrachte es jetzt schon

als mein und darf mich wohl hier eine Stunde ausruhen."

„Wie Sie wollen; doch sollte es nicht erst ein wenig hergerichtet —"

„Ist nicht nötig — das Sofa hier ist ganz bequem, und das andere hat Zeit bis morgen früh."

„Nun, wenn Sie etwas wünschen, dann brauchen Sie nur die Thür zu öffnen und von der Treppe hinunter zu rufen in die Werkstatt. Ich bin meistens dort. Und jetzt will ich Sie auch nicht weiter stören."

Er ging hinaus; doch alsbald streckte er den Kopf wieder herein: „Verzeihen Sie, Herr, meine Arbeit eilt — und wenn Sie ausruhen wollen — die lauten Schläge —"

„Seid unbesorgt, die stören mich kaum, ich werde gerade nicht schlafen!"

Die Thür schloß sich, und Eberhard Kermatten war allein. Noch blieb er einen Augenblick horchend stehen, bis die wuchtigen Schritte auf der Treppe verhallt waren und unten das laute Hämmern wieder begann. Dann stürzte er ans Fenster und lehnte den Kopf an die Scheiben. „So mag ich das Antlitz tagtäglich sehen, nach dem meine Seele verlangt, wie der verschmachtende Hirsch nach der Quelle lebenden Wassers. O Viola, warum bist du es nicht, mir so nahe, so nahe — daß meine Augen einen jeden deiner holden Züge deutlich erkennen, daß ich deine Stimme hören könnte und deinen Ruf: ‚Veni veni mio caro bene!‘

Er öffnete das Fenster, als wolle er horchen, ob er

nicht auch den geliebten Ton vernehmen werde; sanft drängte die milde Abendluft sich herein, die eingeschlossene Luft des lange nicht geöffneten Zimmers verscheuchend, und auf seinen Flügeln trug er den berauschenden Duft all der Blüten, die an Rosens Fenster und Laube ihre Kelche in der Abendsonne wiegten.

Täuschten ihn seine Sinne, oder war es wirklich so? Mit dem Duft kam ein Klang, der Ton einer Laute, und das alte Lied, das so oft seiner Geige Saiten in die dunkle Nacht hinausgeklagt hatten — hier schallte es ihm entgegen von menschlicher Stimme, mit schmelzender Weichheit der fremdländische Text! Nur noch das Ende hatte er gehört, jetzt war es wieder still da drüben, aber wie mit Sturmestoben wogten in des Mannes Brust die Klänge nach. Sein ganzes Wesen schien aus den Fugen zu gehen.

„Herr, mein Gott," so rief er und preßte die Hände fest ineinander, wie in rasender Verzweiflung, „so soll ich denn an Wunder glauben, glauben, daß sie mir auferstanden! Und es ist ja doch nicht möglich, oder ich habe den Verstand verloren, wie ich schon lange gefürchtet."

Jetzt schlug die Laute drüben wieder an, und eine alte Volksmelodie zog zu ihm herüber, ein Schweizerlied, das er von seiner Mutter oft gehört:

„Hoch droben auf der Alma,
da war sonst mei Freud."

Das brachte ihn wieder zur Wirklichkeit zurück, und die einförmig sanften Töne beruhigten seine aufgeregten Sinne.

Die jugendliche Sängerin war nicht mehr zu sehen, die Abendschatten hatten allmählich die Laube verdüstert, und noch war keine Zeit, Licht anzuzünden.

Seit Rose in der Mondscheinnacht dem Zauber der Geige wieder gelauscht, war eine innerliche Sehnsucht nach Ton und Klang in ihr Herz eingezogen, und abends in der Dämmerstunde holte sie die Laute von der Wand; es währte oft lange, bis sie zur Abendarbeit zurückkehrte.

Als Kermatten eine Stunde später hinunterschritt durch die Werkstatt und dem Meister mit stummem Kopfnicken einen Gruß zuwinkte, fragte ihn dieser, wohin er denn die gestern gekauften Sachen senden solle; sein Bub könne sie doch wohl hintragen.

„Ach!“ war die zerstreute Antwort, „das behaltet nur, ich brauche es wirklich nicht mehr.“

„Aber, Herr, Sie haben es ja schon bezahlt.“

„Nun, so laßt's nur hinauftragen in das Zimmerlein, da liegt's gut.“

Kopfschüttelnd sah Meister Helmbrecht dem Fremden nach, bis er in der dunklen Gasse verschwunden war.

Manche Abendstunde hatte Kermatten seitdem in dem kleinen Zimmerlein verbracht, der Schmied wußte immer noch nicht, wie er hieß und was er eigentlich war. Neugierig war Helmbrecht gerade nicht, hatte auch stets zu viel eigene Geschäfte, um sich um anderer Leute Angelegenheiten zu bekümmern, aber eigentümlich kam ihm die Sache doch vor, denn wenn auch auf dem Tische des Zimmers ein großes Skizzenbuch und einige Bleistifte lagen, er glaubte nicht, obgleich er das Buch nie geöffnet

hatte, daß darin viel gezeichnet wäre; es lag immer ganz auf demselben Fleck. Viel zu sprechen mit dem Fremden war auch nicht, er hatte zwar einen warmen, wohlwollenden Ton, wenn er seinen Gruß sagte, blieb auch manchmal im Vorübergehen am Amboß stehen und schaute dem Arbeitenden zu — ja, Helmbrecht meinte hin und wieder, er habe wohl etwas auf dem Herzen und wolle ihm etwas sagen oder fragen — aber es kam nicht dazu — es war, als finde er keine Worte dafür. Doch der Schmied war nicht der Mann, sich den Kopf über einen Fremden zu zerbrechen. „Er ist ein Sonderling," dachte er bei sich, „und wie es scheint, ein armer Unglücklicher obendrein, der da oben offenbar nur einen Teil seiner vielen übrigen Zeit verträumen will."

Ohne sich also gerade um ihn zu kümmern, war aber dem gutmütigen Meister doch in der kurzen Zeit, daß der Fremde bei ihm aus und ein ging, das Wesen desselben sympathisch geworden, und sein stummes Leid regte ihn zu menschlichem Mitgefühl an, so, ohne viel darüber nachzudenken, richtete er ganz von selbst seine Arbeit so ein, daß er nicht zu hämmern und zu schmieden brauchte, wenn der Fremde über ihm war. Darum hatte er auch heute einen notwendigen Geschäftsgang auf den Nachmittag verschoben. Ehe er fortging, klopfte er oben an, öffnete die Thür und sprach:

„Herr, ich wollte Euch nur sagen, daß ich fortgehen muß für heute abend. Ich lasse die Thür unten auf, damit Ihr hinauskönnt. Ist aber mein Bub noch nicht zurück, wenn Ihr fortgeht, so seid so gefällig, von außen

abzuschließen und hängt den Schlüssel rechts hinter den Fensterladen."

Kermatten lehnte in der Fensternische, er wandte nur leicht den Kopf und nickte: „Es ist recht."

Doch noch ehe der andere die Thür wieder geschlossen, ging er einen Schritt auf ihn zu: „Sagt mir doch, Meister, wie ist's mit dem Turm da drüben, ist er Eigentum derer, die darin wohnen?"

„Nein, er gehört zur Stadtmauer und ist gegen nicht zu hohen Zins vermietet, immerhin aber Geld genug für das arme Ding, das für sich und einen kräftigen Bub von Brüderli mit fleißiger Handarbeit seinen Unterhalt verdienen muß."

„Was kostet die Miete denn wohl?" fragte der Fremde.

Jetzt sah ihn Helmbrecht erschrocken an: „Herr, Ihr wollt doch nicht eine höhere bezahlen oder den Turm gar kaufen! Und wenn Ihr die Absicht hättet, und das alte Bauwerk noch viel wunderlicher wäre, thut ein gutes Werk und laßt's sein. Seht, die Jungfer da drüben — ach Gott, Jungfer — sie ist ja fast noch ein Kind — höchstens siebzehn Jahre alt, ist mutterseelenallein. Sie schafft für sich und ihr Brüderli, sie ist Blumenmacherin, aber damit ist nicht gerade sehr viel, wenn sie auch ihr Verdienst dabei hat. Sie könnt' es wohl gut haben, wenn der alte reiche Herr Kermatten drunten vom Inseli noch lebte, der hatte sie fast an Kindesstatt angenommen. Der Neffe, der alles geerbt hat, ist ein Menschenfeind, ein alter verbitterter Kauz, der als Gespenst in den

Wäldern umherschleicht, um die Leute zu ängstigen, ein Geizhals, der nicht daran denkt, für die armen Kinder zu sorgen."

Ein leises unmerkbares Lachen glitt über die blassen Züge. „Wenn er nun aber nichts weiß," unterbrach er wie entschuldigend des Eifrigen Rede.

„A bah! so einer hat kein Herz. Pfarrer Klein — das ist nämlich der Herr Pfarrer aus Hilterfingen — da am See, etwa zwei Stunden von hier, wo die Kinder her sind, der wollte schon einmal den neuen Herrn Kermatten aufsuchen und ihm die Sache ans Herz legen. Aber erstens ist der ja für so etwas gar nicht zu finden, und dann, das Rösli da drüben, die Jungfer mein' ich, die wollte auch nicht. Sie ist stolz darauf, selbständig zu sein; und es geht ja auch ganz gut. Aber seht, Herr, wenn Ihr sie nun vertreiben wolltet aus dem Häusli wegen so einer — verzeiht, aber es ist doch wahr, wegen so einer Künstlergrille — wo soll sie dann sogleich wieder einen Unterschlupf finden? Und dann, hier ist sie unter meinem Schutz; ich hab's ihrer alten Tante auf dem Totenbett versprochen, daß ich ein Aug' hab' auf den Turm da drüben. Wie oft kommt das Mädli nicht herüber zu mir, wenn sie einen Rat will oder eine Hilfe? Und dann, Herr, Ihr müßt auch das überlegen, das Häusli sieht nur von außen gar so nett aus, weil in dem Reblaub all die farbigen Blüten stehen, die gedeihen gar gut unter ihrer Hand. Wär' das Mädli fort, wär's kahl und leer und nimmer des Anschauens wert. Ihr habt sie gewiß auch schon oft ge-

sehen von hier aus, sie sitzt ja meist zum Arbeiten in der Laube. Seht, Herr, eben tritt sie wieder heraus. Ich seh' das nun so seit lange und kenn's fast auswendig. Wenn ich Maler wäre," fügte er lachend hinzu mit einem Seitenblick auf das unberührte Skizzenbuch, „ich braucht' nicht so lang', um's fertig zu bringen."

Über Kermattens Stirn flog ein Erröten; der offenen Art des biederen Handwerkers gegenüber war ihm die harmlose Lüge unangenehm. Aber was konnte er denn sagen?

„Nun, nichts für ungut," rief Helmbrecht, indem er sich zum Gehen wandte, „also der Schlüssel hängt hinter dem Fensterladen."

Und wieder war Kermatten mit seinen Betrachtungen allein. Er zog ein auf Elfenbein gemaltes Miniaturbild hervor, dessen verschlossene Kapsel er seit Jahren nicht geöffnet, um sich Vergessen zu erringen. Heute aber war ihm eingefallen, danach zu suchen, er wollte vergleichen, ob es denn wirklich wahr sei, was seine Einbildung ihm vorspiegelte. Lange hielt er die Blicke auf das Bildchen geheftet und dachte der Zeit, da es ihm die Braut mit einem seligen Lächeln gegeben — dann hob er die Augen und schaute zur Laube hinüber, wo Rose eben am rebenumrankten Pfosten gelehnt die Tauben fütterte, die aus der Nachbarschaft herzuflogen und auf dem Gesimse zwischen den Blumentöpfen saßen.

Ja, das war dasselbe edle Antlitz, dessen Bild er in Händen hielt, dasselbe blauschwarze Haar über der weißen Stirn, dieselben dunklen märchenhaft großen

Augen mit den leichtgewölbten Brauen, derselbe feingeschnittene Mund und das ganze tadellose Oval des holden Kopfes, die leichtgebogene unendlich graziöse Haltung der Gestalt, wie nun eine der Tauben ihr auf die Schulter flog und sie das Antlitz zur Seite neigte.

Für jeden anderen wäre das Bild in der grünen Fensterumrahmung ein entzückendes, hinreißendes gewesen, nur weil der im langen Leid gereifte Mann nichts mehr vom Leben erwartete und stets wieder sagte: „sie ist es doch nicht," blieb er ruhig und gelassen.

Immer nur verglich er von neuem und freute sich der Ähnlichkeit wie einer, dem es endlich gelungen ist, ein erinnernd Pfand zu finden von längstverlorenem Glück.

Und jetzt, da seine Augen sich abermals senkten, vergaß er der Wirklichkeit drüben in der Laube, setzte sich nieder an den Tisch, stützte das Haupt auf die Hand und hing seinen Träumereien wieder nach, wie er nun seit Jahren gewohnt war.

Wie lange er so gesessen, er ahnte es wohl selbst kaum, denn mit der Dämmerung, die immer mehr hereinbrach, legte sich's ihm wie leiser Halbschlummer über die Augenlider.

Plötzlich schlug eine Stimme an sein Ohr, die ihn erbeben machte, er schreckte auf und wußte nicht, war es Wahrheit oder hatte er nur geträumt. Nein — es war Wirklichkeit — eben rief's noch einmal von unten herauf. Seine Thür war nur angelehnt, deutlich verstand er die Worte:

„Meister Helmbrecht! Lieber Meister, wollt Ihr nicht einen Augenblick herunterkommen?“

Er stand auf und ging über den Gang nach der Treppe. In dem unteren rußigen Raume war es schon düster, nur durch die geöffnete Straßenthür fiel noch fahlblaues Tageslicht herein, in welches das verglimmende Feuer auf dem Schmiedeofen ab und zu einen roten Strahl warf, wenn die Flamme vom Luftzug gestreift emporflackerte.

Eben lohte sie wieder hellauf und erleuchtete die Gestalt des Mädchens, das, die Laute in der Hand, unter der Thür stand und mit den großen Augen erwartungsvoll nach oben schaute.

Hell spiegelte sich das Licht in dem bläulichen Weiß, das diese dunklen Augensterne blendend umgab.

Es war zu dunkel in der Nähe der rußgeschwärzten Decke, um erkennen zu können, wer da von oben herunterkam. Rose dachte nicht anders, als daß es Helmbrecht sei und rief:

„Ach, lieber Meister, es ist zwar nicht Schlosserarbeit, aber Ihr seid so geschickt, Ihr könnt mir gewiß das machen, da an der Laute den Knopf für das Band?“

Sie hielt inne. „Viola!“ hatte es herab ihr entgegen geklungen wie im Geisterhauch, und erstaunt schaute sie mit geschärftem Blick nach dem, der jetzt zögernd die Treppe herabkam. Immer langsamer ward sein Schritt, auf der vorletzten Stufe blieb er stehen, aufs Treppengeländer gestützt, und schaute das Mädchen wieder an wie damals im Walde, als sei sie ihm eine Erscheinung,

gesandt aus höheren Sphären. Aber auch Rose war wortlos und unbeweglich. So standen sie sich eine ganze Weile stumm gegenüber, bis noch einmal der Klagelaut dumpf und hohl durch den Raum zog. Da kam ihr zuerst die Sprache zurück.

„Mein armer Herr! O, daß mein Anblick Euch nun wieder erschreckt hat, diese unglückseligen Züge, müssen sie denn stets Euer Leid erneuen? Verbergen will ich mich vor Euch; aber wie nur konnt' ich vermuten —"

Er schüttelte leise den Kopf. „Verbergen, nein, das sollst du nicht, Kind; ich werde mich daran gewöhnen, und der Schmerz, den du mir gibst, er ist mir lieber als alle Freude der Welt."

Sie hatte die Laute auf die kleine Bank sinken lassen und hielt mit beiden Händen ihr Gesicht verborgen. Da trat er hinzu und nahm sie ihr wieder herab.

„Das ist ihr Bild," sagte er, „nun schau selbst, ob's dir gleicht?"

Traurig nickte sie mit dem Kopf. „Ja, ja, es ist wunderbar." Dann deckte sie es mit der Hand zu und sagte in treuherzig bittendem Ton: „Aber, Herr, ich habe Euch die Rose gesandt, damit Ihr mir verzeiht. Die sollt Ihr aufs Grab legen, sie wird nimmer welken."

„Noch ein anderes gewähre mir," antwortete er, indem er die Laute zur Höhe hob. „Sing mir das Lied: ‚Pui che non amo un angelo.' Wer lehrte dich's?"

„Die Mutter erst, als ich noch Kind war, und dann, da ich's vergessen hatte, Ihr selbst neulich im Walde.

Doch wird's Euch auch freuen, Herr? Gewiß? Und nicht —"

Sie sprach nicht aus, was sie meinte, er aber verstand und schüttelte verneinend das Haupt. Dann trat er einige Schritte zurück und sich neben dem Herd an die Wand lehnend erwartete er, daß sie beginne.

Sie aber ging von der Thür fort, wo der matte Dämmerschein noch erhellend auf ihr Gesicht fallen konnte, und setzte sich auf eine alte Truhe nieder, die in der hinteren Ecke der Werkstatt stand. Dort war es düster, sie entschwand fast seinen suchenden Blicken. Und nun erzitterte leise ein kurzer verklingender Accord, dann zog das Lied weich und melodisch durch den Raum:

„Pui che non amo un angelo
T'amai nel mio delisio."

Ohne Steigerung in Ton und Stimme, ohne Ausdruck in den Worten, sang Rose die Melodie einfach und harmlos, wie sie als Kind das Hänsli damit in den Schlummer gewiegt. So hatte sie's von der Mutter geerbt.

Aber wie dort auf dem Herde unter der grauen Asche die fortglimmenden Funken lagen, so bargen die von ihr unverstandenen Worte eine zündende Glut, und ahnungslos sang sie die Flamme wach in der Brust des Mannes, der unter dem Zauber ihres Wesens stand, und die Leidenschaft wach in seinem Herzen. Er hatte vergessen, wo er war, der dunkle Raum um ihn her schien ihm in Licht und Helligkeit gebadet, und dort, wo die Stimme erklang, stand sie in strahlender Schöne, sie, der

all seine Trauer, all sein Sehnen gegolten; mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zu ihr heran. Alle Schmerzen waren verweht, trunken hingen seine Blicke an ihrem Munde, Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen sich in eins, und es riß ihn fort, sie an sein Herz zu ziehen, sie sein eigen zu nennen, sie, die einzige, nach der er sich sehnte seit endlosen Jahren. Aber noch rauschten die Accorde, noch stand er bewegungslos unter dem Bann ihrer Stimme, nur das Glück, das ihn durchrieselte, raubte ihm den Atem.

Da erschien in der weit geöffneten Thür noch ein anderer und blieb auch horchend auf der Schwelle stehen. Es war Meister Helmbrecht, der von seinem Gange zurückkehrte.

„Ei, Jungfer Rösli, recht guten Abend,“ rief er, wie sie geendet, „das ist mal ein freundlicher Willkommgruß in der alten Schmiede. Hört sich von hier noch viel schöner an, als wenn es nur so ferne herüberklingt aus der Laube.“

Rose war sogleich, da sie geendet, zu ihm herangetreten und hatte ihm die Hand zum Gruße gereicht. Jetzt erst, da seine Augen sich der Düsterheit vertrauten und eben wieder lodernd die Flamme emporschlug, gewahrte er den Fremden am Herde stehen. Erstaunt und fragend sah er ihn an, während Rose ihre Laute in die Höhe nahm und bittend sagte:

„Ach! Meister, Ihr könnt mir das gewiß zurecht richten. Seht, der Träger für das Band hat sich los-

gelöst, und wenn ich die Laute auf den Schoß legen muß, klingt sie nicht recht.“

„Laßt einmal sehen,“ antwortete er, zum Herde tretend, um mit der Zange das Feuer neu zu beleben und ein Licht daran anzuzünden. „Ja,“ fuhr er fort, „machen kann ich's schon, es ist aber gar feine Arbeit, besser bei Tage.“

„O, es hat gar keine Eile, ich hätte auch nicht auf Euch gewartet, aber weil Herr Kermatten mich bat um ein Lied —“

Wie vom Blitz getroffen fuhr der Schmied empor.

„Was, Herr, Sie sind der Geiger — der unheimliche Mann — der Sonderling — der — na, nichts für ungut — ich hätt's mir denken können. Das kommt davon, wenn man nichts sagt — und nun heute mittag,“ er lachte laut, man wußte nicht, war's Verlegenheit, Ärger oder Humor.

Kermatten, der Zeit gehabt hatte, sich zu fassen, legte begütigend die Hand auf seine Schulter.

„Beruhigt Euch; es war nicht übel, was ich vernommen, und gute Lehren kann man immer gebrauchen. Wie gern will ich für die Schützlinge meines verstorbenen Oheims sorgen!“

Als sie das hörte und sogleich begriff, was er meinte, rief Rose abwehrend und hoch errötend: „Nein, Herr, das braucht's gewiß nicht! Nicht wahr, Meister Helmbrecht, das müßt Ihr selbst sagen, ich verdiene reichlich und genug. Und wer hat denn so freundliche schöne Arbeit wie ich? Freilich, wenn die Wachsblumen leichter

zu verkaufen gingen, wär' mir's schon lieber. Doch die langweiligen Sammet- und Zeugblumen für die Putzgeschäfte sind ja sehr gutes Verdienst, und so mach' ich sie auch nicht ungern. Nein, Herr, mir macht's Freude, daß ich selbständig bin, ich brauch' keine Hilfe."

„Nun," meinte Helmbrecht, „Jungfer Rösli, so müßt Ihr nicht sein, es könnt' doch einmal kommen, daß —"

„Ich bin ja auch dankbar," unterbrach sie ihn, und sich ruhig zu Kermatten wendend fuhr sie fort: „Wenn ich einmal einen Wunsch habe wegen dem Hänsli, dann mag's schon sein, daß ich Euch bitten werde."

„Und nichts für dich?" fragte er zögernd. „O ja," nickte sie, „ich hätte schon eine Bitte und wenn —" sie hielt inne und stockte.

„Und wenn?" wiederholte er leise fragend.

Schüchtern blickte sie zu ihm empor und ergänzte befangen: „Wenn ich wieder einmal gar so gern die Geige hören möchte, dann —"

Er nickte nur bejahend mit dem Kopfe, reichte dem Meister die Hand zum Abschied und trat auf die Straße hinaus. Es war ihm schwer, sich loszureißen — vor der Schwelle hemmte er nochmals den Schritt, ließ noch einen langen, langen Blick über das Mädchen gleiten und stürmte dann in den dunklen Abend hinaus.

Meister Helmbrecht schüttelte bedenklich den Kopf. „Der ist freilich ein Sonderling!" meinte er.

„Ein armer, armer, trauriger Mann," fügte Rose hinzu.

Sie stand neben dem Tische, darauf der Meister ihre

Laute niedergelegt hatte. Während sie sprach, glitten ihre Finger zerstreut über die Saiten, und der leise Klang, den sie gaben, war wie ein Echo des Mitleids in ihrem Ton.

„Ach was, armer Mann!“ rief der Meister. „Der sollt' nur einmal acht Tage hier bei mir den Hammer führen müssen.“ Dabei ergriff er das gewaltige Werkzeug und schlug mit solcher Wucht auf den Amboß, daß die Wände dröhnten und Rosens Laute auf dem Tischlein erzitterte. „Da würd' er anders dreinschaun in die Welt, da wär' nicht schon manch' ein Silberhaar in seinem schwarzen Bart, und dann würd' er auch kein solch Milchgesicht zur Schau tragen wie ein sieches Weib.“

„Freili,“ sagte Rose und sah lächelnd auf die berußten Hände des Schmieds, „ein wenig schwärzer würd' er dann wohl schon werden. Doch jetzt gute Nacht, Meister.“

Auch sie war gegangen, und bald erhellten sich drüben hinter den Blumen die Fenster der Laube. Der Schmied hatte sich, den Kopf in die Hand stützend, auf die Kante des Herdes niedergesetzt; durch die offene Thür sah er den lichten Schein und dachte — und dachte — er wußte selbst nicht recht, was er da alles zusammendachte. Es war sonst nicht seine Art, zu träumen und zu sinnen, aber heute blieb er noch lange unthätig am erloschenen Feuer sitzen und suchte zerstreuterweise ab und zu mit der Zange nach den Funken unter der Asche.

11. Wasserfall.

Immer tiefer sanken die Abendschatten auf die sommerliche Erde nieder; unter den hohen Eichbäumen des Waldes war schon dunkle Nacht, durch welche nur ab und zu ein Leuchtkäfer funkelnd dahinflog.

Aber dem einsamen, auf schmalem Bergpfad langsam dahinschreitenden Wanderer schien nichts an baldiger Heimkehr gelegen. Die breite Landstraße, welche an Villen und Bauernhäuser vorbei über den Grüsisberg führt, hatte er absichtlich vermieden, und sich ostwärts wendend, schritt er in Gedanken verloren immer weiter und weiter durch den nächtlichen Forstgrund, bis die tiefe Stille des schlummernden Waldes vom Rauschen und Plätschern des Hünibaches durchtönt wurde. Zu den Wasserfällen der Kollernschlucht hatten ihn die verzweigten Wege geführt.

Gespenstisch fahl, nur von der letzten schmalen Sichel der Mondscheibe beleuchtet, schossen die schäumenden Wogen von den hohen Felswänden herab, um nach kurzem Verweilen im hochaufsprudelnden Becken weiter zu stürzen über Blöcke und Geröll. Sich niederlassend auf einen der großen glattgewaschenen Steine stützte Kermatten die Stirn auf die Hand und sah in das Gewoge zu seinen

Füßen nieder. Vom feinem Wasserstaub war die Luft durchfrischt, der Nachthauch, der sie zur Seite trieb, kühlte dem Erregten die fiebernde Stirn. Aber nicht vermochte er die traumhaft wirren Vorstellungen zu scheuchen, die seine Phantasie gefangen hielten. Auf dem ganzen steilen Weg, den er durch den Wald gegangen, war es ihm nicht gelungen, Ruhe zu gewinnen, vor ihm her schwebte das Bild seiner Braut, und auch jetzt sieht er die Truggestalt vor sich in den niederstürzenden Wassern. Oder ist sie's nicht? Ist es das Kind — das fremde Mädchen? Er kann die Gestalten nicht mehr auseinander halten, und so oft er jetzt an Viola zurückdenkt, ist es Rose von Allmens blasses Gesicht, das sich unter den Brautkranz drängt. Aber ist's recht von ihm, wenn er nun immer und immer wieder den Anblick dieses Kindes sucht, nur weil ihn die Ähnlichkeit so magisch fesselt? Ein Schrecken ergreift ihn: was wäre das Ende von dem frevelhaften Spiel gewesen, das er dort in der abenddüsteren Schmiede mit seiner überreizten Einbildung getrieben, wenn nicht unheilverhütend der Schmied rechtzeitig dazwischen getreten wäre? Was ist ihm die Fremde mit all ihrer Ähnlichkeit? Nein, der Untreue ist er nicht fähig! Erinnerung nur allein sucht er in dem Ebenbilde. — Nein, nein, seiner Viola die Treue brechen — die Treue bis in den Tod, das ist so unmöglich, wie es dem Monde unmöglich wäre, die Nacht zu verlassen, um dem Tage zu strahlen. Nicht von neuem läßt sich beginnen, was einmal vorüber, so wenig wie die verflossenen Wellen

zu seinen Füßen den Wasserfall nochmals von oben herabschäumen werden.

So grübelt er weiter und weiter. Daß er sich selbst wirklich verfangen könnte in diesem Netze, das liegt ihm so fern, daß er nicht einmal damit rechnet: seine Lippen haben im letzten Kuß von dem toten Mund den Todeskeim empfangen — er gehört dem Grabe an und nicht mehr dem Leben. Das ist ja auch, was ihn das öde Dasein ertragen läßt, die Gewißheit, daß es einst enden muß, und die Hoffnung eines Ineinanderfließens der Seelen im Wiederfinden des Jenseits.

Er schaute hinauf zum sternbesäten Himmel. Wie oft schon hatte er der Nacht sein Leid geklagt! Jetzt verhallten die Seufzer im Geriesel des Sturzbachs und wurden übertönt vom Rauschen der fallenden Wasser, die unaufhörlich mit gleichem Geplätscher an ihm vorüberschossen.

So auch enteilt das Leben — rasch — unaufhaltsam. Und doch liegen noch Jahre vor ihm. Warum soll er sich den Trost versagen, den einzigen, den ihm die Erde gegeben: in stummer Andacht das Gnadenbild anzuschauen, das ihm den verlornen Engel seines Herzens so lebenswarm zurückruft. Solch traurig Glück, wohl wär's ihm zu gönnen!"

Aber trotz allem, was er grübelt und sinnt, er kann das Bild Violas doch nicht mehr heraufbeschwören, ohne daß zugleich Rose von Allmen langsam vor ihm aufsteigt.

Da erfaßt ihn die Angst, er könne über der Wirk-

lichkeit den geliebten Schatten vergessen, und er beschließt, das Mädchen nicht mehr zu sehen.

Er stand auf, strich das feuchte Haar von der Stirn und wandte sich waldeinwärts seiner Behausung zu. Je weiter hinter ihm das Rauschen und Brausen verhallte, je stiller es im nachtschweigenden Forst wurde, desto klarer und ruhiger ward es auch in seinen Gedanken. Mit dem Entschluß war der Friede wieder in sein Herz eingezogen, und als er jetzt an eine Waldlichtung gelangte, wo sich bei Tag die schönste Aussicht bot über See und Gebirge, über Thun und das Aarthal, erstieg er die Stufen des kleinen Pavillons. An die Holzsäulen des epheuumrankten Häuschens gelehnt, ließ er den Blick über den mitternächtigen See und über die vom Wiederspiel des Sternenhimmels und der schmalen Mondsichel matterleuchteten Schneewände der Alpen schweifen.

Weit über die völkerscheidende himmelhohe Mauer hinweg in den fernen Süden eilten seine Gedanken, und die Macht alter liebgewordener Gewohnheit übte noch einmal ihren mächtigen Zauber mit neuer Kraft.

Da ertönte vom Städtlein herauf, das in schlummernder Ruhe zu seinen Füßen lag, die Münsterglocke und verkündete in langsamen, laut anschwellenden und leise verklingenden Tönen die Mitte der Nacht.

Sie riefen die Gedanken des Träumenden aus der Ferne zurück, er senkte den Blick auf die schwarzen malerischen Umrisse der schlafenden Stadt. Hier und dort glimmte noch ein Licht, Kunde gebend von manch einem, der noch wachen mochte in schlafraubendem Kum-

mer. Auch dort im Turm! Ob es derselbe war, in welchem das Mädchen wohnte? Ja wohl! Er kannte die Lage, und die charakteristischen dunklen Umrisse zeichneten sich deutlich gegen das matt erhellte Thal.

Ob auch sie wohl wachte? Nein, sie mußte noch den Kinderschlaf froher Jugend haben. Da erinnerte er sich ihrer letztgesprochenen Bitte:

„Wenn ich wieder einmal gar so gern den Ton Eurer Geige hören möchte, dann —“

„Ja!“ rief er laut in die Nacht hinaus, als antworte er einem vor ihm stehenden Wesen, „mein Adieu soll zu dir herunterklingen, wie die Glockentöne deines Städtleins zu mir herauf.“

Im ersten erwachenden Waldesdämmern, lange ehe die Sonne ihren vorauseilenden Schein dem Himmel entsandt hatte, aber die Sterne schon allmählich von Osten her erblaßten, da, frühzeitiger denn sonst, zogen die Vögel ihre Köpfe aus den Federn und streckten die Hälslein vor und lauschten dem Klingen, das süß und klagend wie himmlisch Getön in leisen Accorden den Wald durchstrich. Jubelnd nahm es der Luftzug auf die Flügel und trug es fort, als einen Morgengruß der Sonne entgegen, daß sie freundlich erwachen möge und ihre Strahlen segnend leuchten lasse über die Erde. Und immer neue wogende Töne durchzogen wie Sphärenmusik die schlafenden Blätter, da erwachte auch in den Vögeln die Lust zu singen; der Pirol gab ihnen das Geleite mit seinem langgezogenen Orgelton, die Heidelerche, die Nachtigall des Äthers, jubelte ihnen frohlockend nach, das

Rotkehlchen schloß sich mit seinen melancholischen Weisen an, und nach und nach mischten sie sich alle hinein, die gefiederten Sänger, die Grasmücken, Finken und Amseln, und es ward ein Morgenkonzert im Walde, als seien sie alle vom Geiger gedungen, das Orchester zu seinem Ständchen zu bilden.

12. Krank.

Der Geiger war nicht wieder zur Schmiede gekommen. Ein versiegelter Brief brachte die Miete für das Zimmer, und auch Pfarrer Klein in Hilterfingen bekam eines Morgens einen Brief von unbekannter Hand, der, nachdem er ihn nach wiederholtem Herumdrehen endlich erbrochen, ein Schreiben enthielt mit der Unterschrift des Neffen seines alten verstorbenen Freundes. Nicht wenig erstaunte und erfreute er sich über den Inhalt. Eberhard Kermatten bat ihn, sich der einstigen Pfleglinge seines seligen Oheims auch ferner schützend anzunehmen, und ohne die Geschwister vom Selbsterwerb abzuhalten, helfend einzugreifen, wenn es nötig wäre; vor allem die Miete des Turmhäusleins für sie zu zahlen. Es gehöre dies alles noch zu den Erbschaftsverfügungen seines Ohms, deren Nichterfüllung er erst kürzlich durch Zufall erfahren habe. Beigelegt waren einige Anweisungen auf ein Bankhaus in Bern und zugleich seine Adresse in Florenz, unter welcher jederzeit neue Anweisungen zu haben seien.

Sobald es dem Pfarrer seine Geschäfte erlaubten, schlug er den Weg nach Thun ein, um Rose von der Güte des jungen Herrn in Kenntnis zu setzen, denn so

nannte auch er ihn noch immer in Erinnerung an Frau Bächi, die nie anders gesagt hatte.

Er ging die schönen Anlagen am rechten Aarufer herunter und durchschritt das elegante vorstadtartige Quartier Hofstetten, welches sich längs dem Strande ausdehnt. Nicht weit von den großen Gasthöfen befinden sich schöne, aus leichtem Fachwerk aufgeführte Verkaufshallen mit großen Schaufenstern, in welchen aufgestellt ist, was nur immerhin die Fremden zum Ankauf reizen kann. Holzschnitzereien, kleine Ölbilder aus der Umgegend, Majoliken und Photographien, Briefpapier mit dem Thuner Schloß in einer Blumenvignette, Holzkästchen und Fächer mit gemalten Alpenrosen, kurz all die hunderterlei Sachen, die als Erinnerung von frohen Schweizer Reisenden jährlich tausend Daheimgebliebene erfreuen sollen. Stets waren die Fenster von Schaulustigen umlagert, die elegant gekleideten Kinder der Fremden drängten sich neben die Thuner Schuljugend; die kleinen Mädchen zeigten und wünschten sich die schönen Puppen im Berner Kostüm, während die Knaben die Alpenstöcke mit Gemshörnlein prüften, welche im Schirmständer neben der Eingangsthür standen.

Auch Pfarrer Klein war von seinem geraden Wege abgebogen und über die Straße gekommen, das größere Ölgemälde von Schloß Oberhofen zu sehen, welches neuerdings dort ausgestellt war. Noch stand er bewundernd vor dem Bilde, da ward er von bekannter Stimme angerufen, und als er sich umwandte, kam Rose die Stufen der kleinen Treppe, welche zur Thür der Kauf-

halle führte, gerade herunter. Sie trat grüßend auf ihn zu und rief:

„Das ist einmal schön, daß ich Euch so zufällig finde, denkt nur, was ich da eben gehört habe, ein so günstiges Glück! Fürwahr, ich hätte kaum erwarten können, es Euch zu erzählen, und jetzt lauf' ich Euch mit meiner guten Nachricht so gerade in den Weg."

„Nun," meinte Pfarrer Klein, „ich bringe auch keine schlechte und war eben auf dem Wege zu Euch, Jungfer Rose, so will ich Euch begleiten, und da können wir ja gleich unsere Neuigkeiten austauschen." Und in beredten warmen Worten des Lobes und der Anerkennung für den jungen Herrn erzählte er von dem Briefe, den ihm derselbe geschrieben.

Über des Mädchens Antlitz ergoß sich ein brennendes Rot: darum hatte sie ihn nicht gebeten, aber ihren so bescheidenen Wunsch hatte er nicht erfüllt . . . erst nach langer Pause brachte sie hervor: „Der Herr ist gut — aber viel, viel zu gut. Das braucht's wirklich nicht, nein, wahrlich — ich möcht' es ganz gewiß nicht! Denn denkt nur, Herr Pfarrer, der Kaufmann hat mir eben einen Zweig Wachsblumen abgenommen und mir dafür, ohne daß ich es verlangte, den doppelten Preis gegeben von früher. Ich war so erstaunt, denn das vorige Mal hatte er die schönen Narzissen gar nicht genommen und gesagt, er würde schwerlich mehr Wachsblumen brauchen, da er schon für die vorigen keine Käufer gefunden. Und heute nun hat er mir sogar Aufträge gegeben: so viel ich arbeiten könne, solle ich ihm bringen; er hatte auf Jahre hinaus

große Bestellungen für solche Wachsblumen. Blütenkörbe und Bouquets und einzelne Zweige soll ich zusammenstellen, was ich nur immer wolle. Ist das nicht herrlich!"

„Ja," erwiderte Pfarrer Klein gerührt, „über euch hält der allgütige Gott seine segnende Hand, bete auch fürder andächtig zu ihm, der euch Waisenkinder so sichtbarlich in Schutz nimmt. Aber, Rösli, wenn ihr auch jetzt nichts braucht von dem Geld, es ist doch wohlgemeint von Herrn Kermatten, was er thun will, und herzlich danken müßt ihr ihm auf alle Fälle."

„Wenn ich auch wollte, das geht nicht mehr," antwortete das Mädchen zögernd. „Gestern war Markttag, wo die Burgel, die Pächterin von der Unteren Wart, herunten war, um ihre Butter zu verkaufen. Ich habe sie von der Laube aus stehen sehen und bin zu ihr gegangen, ihr einen guten Morgen zu sagen. Da hat sie mir erzählt, der Herr sei plötzlich wieder abgereist!"

Noch nie hatte Rose so ganz nach ihrem Sinn leben können, sie brauchte nicht mehr in Putz- und Hutläden zu gehen, um Bestellungen zu suchen, um auf einen bestimmten Tag unliebe Arbeit zu liefern. Was sie von ihren Wachsblumen dem Kaufmann brachte, er nahm es ihr ab um hohen Preis; so zwar, daß sie selbst meinte, es sei über den Wert bezahlt, und das Geld nicht alle annehmen wollte. Aber der alte wohlwollende Kaufmann versicherte ihr, sie solle sich nur beruhigen, er verkaufe ihre duftigen

Frühlingskinder so vorteilhaft, daß es eine Sünde wäre, wollte er ihr nicht den ihr gebührenden Teil am Gewinne zukommen lassen. „Und,“ fügte er schelmisch lächelnd hinzu, „ich würde der Jungfer raten, recht fleißig zu sein, man weiß doch nicht, wie es kommt im Leben; es ist ein eigen Ding um die Wachsblumen — nicht immer gehen sie so gut — da muß man profitieren, wenn gerade einmal ein Liebhaber dafür da ist.“

So saß sie ruhig und still über das Arbeitstischchen gebeugt. Alpenrosen und Edelweiß, der blaue Enzian und die sterngestalteten Narzissen, Levkojen und Hyacinthen, alles nachbildend mit immer kunstgeübterer Hand, mit immer feinerem Geschmack und duftigeren Farben. Sie wollte dem Lohn gerecht werden, den sie so leicht sich verdiente.

Während so die zartesten Blüten unter ihren schlanken Fingern erstanden, schweiften ihre Gedanken in weite, weite Fernen.

Sie mußte darüber nachsinnen, ob er die Theerose wohl auf das Grab niedergelegt habe, und ob sie dort noch frisch und schön geblieben, daß sie ihm eine kleine Freude sei. Auch abends, wenn sie nach vollbrachter Tagesarbeit ihre Laute nahm und in der Dämmerstunde ein Lied sang, dachte sie an den traurigen blassen Mann, und ihr war, als müsse er ihr wieder zuhören, weil sie ihm doch gar zu gern Trost zusingen wollte. Aber er vernahm sie ja nicht, und sie ließ entmutigt die Laute sinken. Die Hände gefaltet wie im Gebet, den Kopf in das Epheu der Fensterwand gelehnt, so saß sie oft

stundenlang sinnend und träumend, bis Hans herangepoltert kam und mit stürmischer Umarmung sein Nachtessen forderte, oder Nachbar Helmbrecht um die Feierabendzeit ihr vom Gartenzaun einen guten Abend zurief und sie aufforderte, mit ihm den Buben entgegen zu gehen, wenn der Sepp und der Hans draußen auf der Alm zum Scheibenschießen waren.

Einmal, da sie auch so zusammen heimgingen, machte der scharfe Wind vom See her Rose frösteln, sie hustete einige Male, und ein jähes Zittern durchlief ihren Körper. Meister Helmbrecht erschrak, er hatte dereinst seine junge Frau an Lungenschwindsucht infolge einer Erkältung verloren.

„Ihr seid unvorsichtig, Jungfer Rose, an solch feuchtem Herbstabend ohne Tuch auszugehen — kommt, nehmt Eure Schürze und bindet sie um den Hals. Ihr seht auch gar nicht gut aus — blaß wart Ihr ja immer — aber jetzt noch weit mehr als früher — was ist mit Euch?"

„Mit mir?" fragte Rose erstaunt, und wie um den besorgten Meister Lügen zu strafen, flog ein flüchtiges Rot über die zarten Wangen, „mit mir ist nichts, ich bin ganz wohl, nur hin und wieder etwas müde."

„Ja, Ihr arbeitet zu viel — ich sehe es wohl, wenn ich einmal zufällig hinüberschaue."

„Nein, Meister, gewiß nicht; was ich arbeite, ist ja nur Freude, und ich brauch' mich lang nicht so abzueilen wie früher."

Sie schwiegen eine Weile, dann hub Helmbrecht wieder an:

„Es ist aber doch so wie ich sage. Ihr seht nicht gesund aus wie sonst. 's ist auch schon kalt, eisig weht die Luft von den Gletschern herunter, und wenn sich die Sonne hinter Wolken versteckt und so ein Regentag wie neulich kommt, da finde ich das Feuer in meiner Schmiede gar behaglich." Er stockte, er wollte etwas sagen, aber trotz der Einleitung fand er den Übergang nicht recht. Plötzlich fuhr er fort: „Jungfer Rösli, ich hab' einen solchen Vorrat von Holz und Kohlen, Ihr könntet bei mir schon holen für Euer klein Zimmerlein, denn seht, daß Ihr den ganzen Tag in der Laube sitzt bei dem naßkalten Wetter, das ist gewiß nicht gesund."

„O, wenn die Sonne nur ein bissel scheint, ist es sehr behaglich. Holz hab' ich genug, der Knecht von der Unteren Wart hat mir neulich einen ganzen Karren zugefahren. Und wißt Ihr noch was?" Sie sah ihn mit großen strahlenden Augen an. „Gestern hab' ich dem Herrn Pfarrer hundert Frank gebracht, daß er mir ein Sparbüchlein anlegen soll. Wenn das die Tante Bächi doch noch wüßt'; sie war so bös, wie mich der selige Herr das erste Mal zur Madame Fabulle gebracht hat. Was würd' sie für Augen machen! Denkt Euch nur, Meister Helmbrecht, hundert Frank in der Sparbüchse, und der Herr Pfarrer hat mir erklärt, das Geld wächst dort noch von selbst. Wenn ich fleißig bin, ja denkt nur einmal, da wird der Hans noch ein reicher Mann,

und ich kann ihm einen Garten kaufen, daß er selbständiger Gärtner sein kann!"

„Und Ihr, Jungfer?"

„Und ich? Ja, mir wäre das auch das allerliebste, ein schöner Garten!"

Sie waren am Hause angekommen; die Buben mit rascherem Schritt standen schon jeder die Armbrust geschultert an den verschiedenen Thüren, die sie weit geöffnet hatten, Hans hüben, Sepp drüben.

„Gute Nacht, Meister," sagte Rose und reichte Helmbrecht die Hand. Dabei fiel ihr Blick auf das Feuer der Schmiede, gerührt fühlte sie die Güte des Nachbars, und einen Augenblick zögernd fügte sie hinzu: „Ich wollt' Euch noch um etwas bitten. Nächste Woche ist Allerseelen; den Kranz für den seligen Herrn und für die Tante hab' ich schon fertig, darf ich Euch die Blumen machen für das Grab der Meisterin?"

Er nahm das freundliche Anerbieten mit stummem Nicken des Kopfes und freudigem Blick an.

Weihnachten war längst vorüber, die Flocken wirbelten durch die Luft, und in eine glänzend weiße Schneedecke waren rings Dächer und Straßen gehüllt.

Rose von Allmen war in letzter Zeit kaum aus ihrer kleinen Behausung herausgekommen; sie hatte viel gearbeitet und viel vollendet, doch trug sie die Blumen nicht selbst mehr fort, das mußte Hans besorgen, denn sie

fühlte sich meist so müde, daß, wenn sie die Treppen nur hinunterging, ihr die Kniee zitterten und sie sich auf die unterste Stufe ausruhend hinsetzen mußte. Vor Meister Helmbrecht nahm sie sich gewaltig in acht, der meinte immer, sie arbeite zu viel. Aber das war es gewiß nicht; im Gegenteil, sie schalt sich selbst, es sei nur Faulheit, denn sie war ja nicht krank, sie hatte keine Schmerzen, nur oft eine so unaussprechliche Sehnsucht — wonach? das wußte sie selbst kaum. Ja, wenn es nicht Winter wäre, und die Stürme in den Bäumen nicht so rauh sausten und brausten, und da oben nicht alles verschneit, sie möchte wohl einmal hinauf nach der Oberen Wart, sie meinte, dort müsse sie besser atmen können als hier unten, wo ihr so eng war ums Herz. Ach! und wenn sie doch nur einmal das Geigenspiel wieder hören könnte, gewiß, er würde ihr spielen, er hat sie ja so freundlich angeschaut aus den blauen Augen. Wenn er sähe, daß sie krank sei, er hätte Mitleid mit ihr, und wie sie ihm gesungen, so würde er ihr spielen. Es war ja doch das einzige, worum sie ihn gebeten, und er hätte ihr die Bitte wohl gewähren können. Wäre er nur hier, sie schliche sich gewiß einmal wieder hinauf trotz Sturm und Schneegestöber — aber er ist fort, und die Burgel hat gesagt, daß er wohl nie wieder komme, nie, nie wieder!

Wochen gingen ins Land. Sepp und Hans waren viel draußen auf dem gefrorenen See, wo das lustigste Treiben herrschte und die Thuner Jugend dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens eifrig frönte. Rose ging nie

mit, aber eines Tages hatte sie doch den Bitten des Knaben nicht widerstehen können: sie mußte sehen, wie gut er Bogen laufen könne.

Wohl eingewickelt trat sie aus der Gartenthür, einen raschen Blick auf die Schmiede werfend, an deren offener Thür sie gern ungesehen vorbei gekommen wäre. Aber dem war nicht so. Der Meister ließ Hammer und Amboß und trat heraus.

„Guten Abend,“ rief er hinüber, „sieht man Euch endlich auch einmal wieder?“

Er war an sie herangetreten und bot ihr die Hand. „Aber um Gott, Jungfer Rose, wie seht Ihr aus!“ rief er erschreckt, als er das schmale bleiche Gesichtchen gewahrte, tief beschattet von der schwarzen Kapuze. „Ihr seid krank, Ihr seid wirklich krank. Was fehlt Euch, Jungfer? Sagt's um Gottes willen!“

„Ich weiß es selbst nicht, lieber Meister, ich glaube, es wird schon wieder vergehen — es ist mir nur manchmal so eng und bang.“ Und ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

Helmbrecht schwieg; bedenklich schüttelte er den Kopf, wie sie sich jetzt von ihm abgewandt hatte, um ihren Weg zu verfolgen. Dann ging er zurück und schaute ihr von der Hausthür nach, als sie so langsam mit schleppenden Schritten die Straße hinunterging.

„Wenn ich's nur verstände,“ murmelte er vor sich hin, „was mit dem Mädli geschehen ist! Ein Arzt kann da wohl auch nicht helfen — wenn ich auch einen holen wollte. O! ich war damals mit Blindheit geschlagen,

wie der fremde Herr das Zimmer mietete.“ Er schlug sich vor den Kopf. „Dummheit! Das kann's nicht sein! Sie ist so harmlos wie ein Kind und kennt ihn ja kaum. Aber ich krieg's doch nicht klein.“

Wie sehr sich Rose auch gegen den Glauben sträubte, daß sie krank sei, bald konnte sie es nicht mehr leugnen. Langsam und stetig fühlte sie ihre Kräfte schwinden; nur wie ein Schatten glitt sie noch durch das kleine Zimmer. Um so eifriger aber nahm sie allen Mut zusammen zu ununterbrochener Arbeit. Was sollte denn aus Hans werden, wenn sie nicht mehr für ihn verdienen könne! Sie wollte sammeln, was sie konnte, so lange es noch ging.

Der Knabe hatte keine Ahnung von der Gefahr, sorglos ging er einher, und fragte ihn Helmbrecht drüben, wie es der Schwester gehe, so war „Gut“ die beständige Antwort.

Aber dem Meister ließ die Sorge keine Ruhe, und eines Tages hörte Rose einen schweren Schritt die Treppe heraufkommen. Sie saß im alten Lehnstuhl der Tante. Kopf und Rücken fest an die Rückwand gelehnt, in den Händen eine Blume, an der die schmalen Finger in fieberhafter Hast arbeiteten. Vor ihr auf dem Tische stand das Modell, ein schöner Kamelienstock mit weißen weitgeöffneten Blumen. So weiß wie diese war auch das Antlitz unter dem schwarzen Haar, und die Augen, die sich freundlich grüßend zu dem Besucher aufschlugen, schienen diesem sich noch unheimlich vergrößert und verdunkelt zu haben.

Rose sah auf Helmbrechts Antlitz den stummen Schreck, und in jäher Angst las sie darin die Bestätigung ihrer eigenen Ahnung. Sie streckte die Hände wie abwehrend gegen ihn aus, und mit atemlosem Wort rief sie: „Ich muß wohl sterben?“ Thränen rannen über ihre bleichen Wangen, und kraftlos sanken die Hände in ihren Schoß zurück.

Helmbrecht war an sie herangetreten, er legte ihr die schwielige, rußige Hand auf das weiche Haar und sagte beruhigend, wie man zu einem Kinde spricht:

„Nein, Jungfer Rösli, so arg wird's doch hoffentlich nicht sein, aber etwas geschehen muß schon; so geht das Ding nicht weiter, da muß ein Doktor dazu.“

„Es ist nur wegen dem Hans,“ meinte sie, „wer sollte denn für den Bub sorgen, wenn ich nimmer da wär'? Freilich,“ fuhr sie leise fort, sinnend vor sich hinredend, und wie ein seliges Lächeln glitt es über ihre Züge, „für ihn — für ihn wär's schon besser, er säh' mich nie wieder, und dafür wollt' ich schon sterben!“

„Was schwatzt Ihr da?“ fuhr der Schmied auf. Sie schüttelte leise den Kopf, während ein flüchtiges Rot über die Züge flog. „Laßt nur, Meister — es ist nur,“ sie stockte, „ich bin so viel allein, da hab' ich mir angewöhnt, oft laut zu denken.“

„Nun, gerade viel Gescheites scheint das nicht zu sein,“ meinte Helmbrecht.

Andern Tages brachte Pfarrer Klein, zu dem Helmbrecht selbst hinausgepilgert war, einen Arzt. Der fragte, untersuchte, verordnete und versprach wieder zu kommen.

Als er im Fortgehen unten am Gartenthor von dem Schmied angehalten wurde, zog er bedenklich die Brauen in die Höhe und meinte: er wäre noch nicht klar, was es sei, sie huste nicht viel, und Herz und Lunge seien gesund, auch seien ganz eigentümliche Symptome, die er sich gar nicht erklären könne, aber so viel er erfahren, sei die Mutter an der Zehrung gestorben und da — nun, er wolle sehen, was sich thun lasse; und achselzuckend ging er von dannen.

Ruhe von der Arbeit hatte der Arzt vor allem geboten, und Rose fühlte sich auch etwas besser nach kurzen Wochen. Hans, der sie in seinen freien Stunden nicht mehr verließ, nahm ihr von Hausarbeit ab, was er nur konnte, er hatte alle frühere Wildheit vergessen und schaltete wie ein sorgsam Hausmütterchen. Dann las er ihr wohl auch vor, aber hauptsächlich bewachte er sie scharf, daß sie nicht arbeiten sollte. Sie glaubte zwar sicher, es schade ihr nicht, doch war sie jetzt zu schwach dazu, so unterblieb es von selbst.

Da war es denn gut, daß Pfarrer Klein eine Kasse hatte, aus der er so reichlich schöpfen konnte; aber auch er ging gebeugt einher, in banger stets wachsender Sorge um seinen Liebling.

Der Februar war vorüber, und brachte der März auch noch viel Schneegestöber, gar manch warmer Sonnenstrahl fiel durch die Fenster der geschlossenen Laube grüßend in das Zimmer. Rose fühlte den milden, neubelebenden Hauch. Wenn sie nur erst einmal wieder auf die Berge hinauf könnte, dort oben, wo sie in milder

Mondnacht dem Spiele gelauscht, dort wird ihr gewiß besser werden.

Und wenn sie so an den Geiger dachte, da schlich sich das namenlose Mitleid wieder in ihr Herz, das ihr schier den Atem benahm, wie eigenes körperliches Weh. Aber oft auch nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung, sie lächelte selig vor sich hin: „Wenn der Himmel mein Leben als Opfer nehmen wollte und ihm den Frieden und das Glück wiedergeben, das er so reichlich verdient!“ Denn wie gut war er gegen sie — Pfarrer Klein hatte sie neulich wieder getröstet: sie brauche sich um ihrers Bruders Zukunft nicht zu sorgen, er wisse Einen, der schon die Hand darüber halten werde. — Könnte sie ihm doch auch noch eine Freude machen, im fernen Land, wo er so allein war, so allein!

Es blitzte auf in ihren Augen — noch kurze Stunden hatte sie vor sich, ehe Hans aus der Schule zurückkam; sie holte ihr Werkzeug heraus, und mit neuer Kraft, neuem Mut ging sie ans Werk; sie achtete nicht in der Erregung, in der Freude der Arbeit, wie ihre Brust sie stärker schmerzte, und der strahlende Glanz ihrer Augen, die Fieberröte auf den Wangen täuschten denn auch den heimkehrenden Knaben, der sie froh umarmte, weil sie jetzt wieder so sehr, sehr viel besser aussähe. Er gab jauchzend und lachend seine Erlaubnis zu ein „klein wenig Arbeit. Aber,“ setzte er hinzu, den Zeigefinger drohend erhoben, „wenn du mir's übertreibst, dann verklage ich dich beim Doktor, beim Schmied und beim Herrn Pfarrer, da wirst du schon sehen, die kommen dann zu

dritt und nehmen dir alles, bis auf die kleinste Knospe, unbarmherzig fort."

Rose lächelte und versprach faul zu sein, doch nach ein paar Tagen war ein Kranz fertig von den wunderbar schönen Theerosen, wie sie oben zur Sommerzeit unter den Eichbäumen des Grüsisberges aufgesproßt waren.

Das wäre doch ein Ostergruß aus der Heimat, meinte sie, und die Post würde ihn schon richtig besorgen. Wenn sie nur wüßte, wie es verschicken? Da fiel ihr der Kaufmann am Thuner Hof ein, der würde es ihr gewiß versenden; sie wollte ihm auch eine Hyacinthe dafür arbeiten, eine solche im Glas, als sei sie aus der Zwiebel gezogen.

Wie sie sich all das in ihrem Sinne ausgedacht hatte, beschloß sie selbst zu gehen, um den Kaufherrn um diese Gefälligkeit zu bitten. Sie fühlte sich wohl genug; der Nachmittag war sonnig und mild gewesen, und als Hans gegen Abend mit seinen Kameraden draußen war beim Armbrustschießen, ging auch sie, eingewickelt in Mantel und Kapuze, die Gasse hinunter, am Arm den Korb, darin sie den schönen Kranz vorsichtig trug.

Gar freundlich, aber mitleidigen Blickes empfing sie der alte würdige Kaufmann, er bot ihr gleich einen Stuhl, denn sie war vollkommen erschöpft, obgleich sie die Luft anfangs so sehr erfrischt hatte. Noch sprach sie nicht, da hatte er schon bewundernd den Rosenkranz ausgepackt und ein Goldstück aus der Lade geholt, das er auf den Tisch legte. Sie aber schüttelte das Haupt,

schob das Geld zurück und brachte in kurzen Worten ihr Anliegen vor; sie meinte: der Herr Kaufmann verstehe gewiß so gut, solche Sachen zu verpacken, da er es ja immer für die Fremden thun müsse.

Gern erklärte sich der Kaufmann dazu bereit. „Die Adresse habe ich zufälligerweise schon," bemerkte er lächelnd, „und daß solch artig Geschenk Freude machen muß, bin ich auch ganz sicher. Aber, Jungfer von Allmen, für mich braucht's keinen Lohn! Wer thät' Euch nicht gern etwas zu Gefallen? Macht, daß Ihr wieder gesund werdet; damit erfreut Ihr all Eure Freunde!"

Rose dankte ihm gerührt und verließ den Laden. Unwiderstehlich trieb es sie, den Weg hinauf nach der Höhe zu nehmen, einmal noch einen Ausblick zu haben über den See und die geliebten Berge zu grüßen, die sie vom Fenster nicht sehen konnte. Wenn auch keiner ihr von Gefahr gesprochen, sie fühlte doch, daß sie Abschied nehmen solle vom Leben, und von da oben konnte sie so sehr viel besser einen Gruß entsenden nach dem fernen Florenz, nach dem sie wohl solche Sehnsucht fühlte, weil es ihre eigene Heimat war.

Lange aber war sie nicht gegangen, da übermannte sie die Schwäche, sie erreichte kaum noch eine Aussichtsbank am Wege, als ein Schüttelfrost sie überfiel, der ihr die Sinne raubte. Einsam und verlassen war der Weg, keiner kam, der sich der Kranken angenommen hätte, und als sie die scharfe Luft endlich wieder zu sich rief, da stiegen schon unten aus dem Thal die feuchten Abendnebel qualmend auf.

Alle Kraft zusammennehmend, stand Rose auf, und schwankend eilte sie heimwärts. Ein Fieberfrost durchschauerte sie, sie war eisig kalt geworden und zitterte an allen Gliedern. Doch bald vom angestrengten Lauf klopften ihre Pulse, und aufrecht gehalten durch die Angst, Hans könne sie vermissen, kam sie atemlos und noch vor ihm zu Hause an. Dort aber sank sie ohnmächtig zusammen.

Am andern Nachmittag war Hans, der als Krankenwärter die Schule versäumte, im großen Fauteuil, auf dem er sich neben dem Bette eingenistet hatte, nach all der Angst und Sorge einer durchwachten Nacht der Müdigkeit erlegen und eingeschlafen.

Noch war auf seinen rosigen Knabenwangen die Spur der Thränen, denn wohl hatte er gehört, wie bedenklich der Arzt zu Meister Helmbrecht gesprochen.

Da, während hinter den geschlossenen Gardinen auch die Kranke im Schlummer lag, ging die Thür behutsam auf, und leise auftretend und geräuschlos nistete sich noch jemand ein in dem kleinen Zimmer: Madame Fabulle.

Um dieselbe Zeit ließ der Kaufmann seinem Versprechen gemäß den schönen Rosenkranz wohlverpackt zur Post tragen; doch noch ehe das Paket den Ort seiner Bestimmung erreicht haben konnte, war das junge Leben dem Erlöschen nahe.

13. Florenz.

„La bella Firenze" war in diesem Augenblick wirklich die blühende, wie ihr Name besagt. So dachte wohl auch der einzelne Herr, der, von den zaubervollen Höhen Fiesoles hinabsehend, an die Brüstungsmauer der Freiung gelehnt, welche den Fuß der alten Bergfestung bildet, sich vertiefte in die Aussicht auf das wundervolle unvergleichliche Arnothal mit seiner Prachtblüte, mit Florenz, eingefaßt in die grünen Halden des Bergkegels. In den vielen Villen und grünen Gartengeländen, die sich da unten ausdehnten, zwischen einzelnen Cypressen, Lorbeer und Feigen drängten sich in üppiger Fülle der weiße und rote Blütenschmuck der knospenden Mandel- und Pfirsichbäume, und das alles schwamm in rosig goldenem Abendlicht, während mit den festlich tönenden Glockenklängen vom Campanile und von all den vielen Kirchen der Stadt der tausendfältige Blumenduft des auferstandenen Frühlings durch die Luft zog.

„Ja, Frühling und Ostern!" hauchte der einsame Beschauer leise vor sich hin, dann mit einem schwermütig tiefen Seufzer wandte er sich zum Gehen. In demselben Augenblick trat aus der Kirche S. Alessandro, welche die Rückwand der Freiung bildet, ein blonder junger

Mann im Touristenanzug, der, als sein Blick auf die hohe Gestalt des andern fiel, erst stutzte und sich besann, dann, wie er das blasse, von schwarzem Haar und Bart umrahmte Gesicht aufmerksamer betrachtete, mit freudiger Gewißheit laut aufschrie, indem er auf den Gefundenen zueilte und ihn stürmisch umarmte.

„Das nenn' ich einen Zufall, der nur einem Glückskind wie mir begegnen kann. Onkel Eberhard, du in Florenz? Ich wähnte dich in irgend welchen undurchdringlichen Urwäldern Amerikas! Weißt du, es gehören auch schon die Augen der Verwandtschaft dazu, um dich unter dem langen schwarzen Bart und den ernsten Blicken zu erkennen."

Kermatten hatte erstaunt das gesenkte Auge erhoben. „Konrad Walderfeld, du! Ich auch freue mich dieser unverhofften Fügung herzlich. Bleibst du in Florenz?" Er schüttelte herzlich die Hand des Jünglings, den er um einen halben Kopf an Größe überragte, und wollte den Weg abwärts leiten.

„Halt!" rief der andere. „Ich bin nur für kurze Tage hier, und da mußt du mich schon einen Blick dort hinunter werfen lassen. Bädecker hat die Aussicht mit zwei Kreuzen bezeichnet und sagt, sie sei von hervorragender Schönheit. Ei, sieh doch hin! Diese Villen und Landhäuser! Ist es nicht, als ob all die jugendfrischen Häuser von Florenz hinausspaziert seien zu den Mauern und Thoren ihrer alten Stadt, weil es ihnen dort neben den gewaltigen Kirchen und mächtigen festungsartigen Palästen gar zu feierlich ernst und steif ist."

„Ja," erwiderte Kermatten, „diese Vorliebe der Italiener für das Villenleben ist auch klassisch alt. Neulich las ich in einer Schrift Agnolo Pandolfinis von 1440: Um Florenz liegen zahlreiche Villen in kristallheller Luft, in heiterer Landschaft mit herrlicher Aussicht. Da ist wenig Nebel, kein verderblicher Wind, alles ist gut, auch das reine gesunde Wasser, und von den zahllosen Bauten sind manche wie Schlösser und Fürstenpaläste anzuschauen, prachtvoll und kostbar! Aber im Jahre 1529 haben die Florentiner selbst zur Verteidigung ihrer Stadt die meisten dieser herrlichen kunstgeschmückten Landhäuser zerstört."

„Du bist ja ein herrlicher Cicerone, Onkel," versetzte der Jüngling begeistert, während er sich nun auch zum Gehen wandte. „Und jetzt, da ich dich gefunden, lasse ich dich so bald nicht wieder los. Weißt du was? Du gehst mit mir nach Rom, dort mußt du einmal wieder deine herrliche Geige aus dem Kasten holen. Du weißt, ich habe noch ein Versprechen von dir aus alter Zeit: im Colosseum bei Mondschein das Beethovensche —

„Sieh! das könnte sich nicht besser treffen," fuhr er fort, indem er vertraulich seinen Arm in den des Begleiters schob. „Offen gestanden, du thätest mir einen großen Gefallen; in vier Tagen ist Vollmond, und da habe ich mir dort Rendezvous gegeben mit einer reizenden englischen Familie, die sich sehr für Musik interessiert."

„Doch wohl mehr für Malerei!" meinte Kermatten lächelnd.

„Unsinn!" lachte der andere leichthin. „Die Tochter

ist allerdings ein nettes Ding und hat einen allerliebsten Kopf; das ist für uns Künstler immer von Interesse. Aber," fuhr er ernster werdend fort, „wie gern möchte ich dich wieder unter Menschen und in die Nähe von liebenswürdigen Damen bringen! Denn, weißt du — mein Respekt ist doch nicht so groß, daß ich jetzt, wo das Glück mich dich einmal fassen läßt, dir nicht eine rechte Moralpredigt halten möchte. Ich habe schon ein Recht dazu; dank' ich dir nicht auch so manche brüderliche Ermahnung. Ließest du uns auch jahrelang nichts von dir hören, viel und oft war bei uns zu Haus von dir die Rede. Und ich habe immer behauptet, wenn ich dich nur einmal fände, ich würde alles daran setzen, dich wieder zu dem lebensfrohen Künstler zu machen, der du früher gewesen."

Kermatten schüttelte mit einem halb mißmutigen, halb verächtlichen Lächeln den Kopf: „Du bist noch zu jung, dir hat das Leben nur sonnig gelächelt; Gott behüte dich, daß du je einmal begreifst, wie unerträglich ein zweckloses Dasein sein kann!"

„Verzeih, Onkel, wenn ich einmal ganz von der Leber weg spreche. Ich bin indiskret: du hast mir nichts gesagt, und niemand weiß so recht, was dich auf einmal verwandelt hat. Aber da will ich wetten:

Es ist eine alte Geschichte,
doch bleibt sie ewig neu,
und wem sie just passieret —

dem soll sie das Herz eben nicht entzwei brechen! Ja, der Frau mag die Liebe das Leben sein — dem Manne

ist sie eben doch nur eine Episode. Sieh dort hinaus über das Land: Frühling und Auferstehung ruft es dir von allen Seiten zu! Du gehst mit mir nach Rom, nicht wahr, Onkel — morgen schon wollte ich weiter, nun warte ich auf dich."

Die Antwort blieb aus, und fürchtend, daß er doch wohl in seiner ungestümen Art verletzt habe, schwieg nun auch der junge Graf. Doch der warme Freundschaftston, in dem er gesprochen, hatte im Gegenteil den sich so einsam fühlenden Mann wohlthuend berührt, dazu kam noch die Osterstimmung, die ihm hier in dieser schönen Umgebung sehnsüchtig ans Herz geklungen war; er fühlte es mehr denn je, wie sehr auch er sich nach einem Menschen sehnte, und wäre es nur ein Kind, für das er sorgen, an das er sich wieder einmal anschließen könnte. Noch lag ihm, trotz all der Gedanken, die letzte Frage Walderfelds im Ohr, und als habe er sie erst jetzt gehört, antwortete er nach langem Sinnen:

„Ich hatte selbst vor, in den nächsten Tagen südlich zu gehen, doch an den Nemisee und die Wasserfälle von Terni, wo es jetzt noch still sein wird. Nach Rom, nein! Sei du lieber mein Begleiter, und bis dahin laß mich hier dein Wirt sein!"

Freudig überrascht von diesem unerwarteten Entgegenkommen, rief Walderfeld vergnügt: „Onkel, Onkel, das ist ein Wort! Aber auch in Nemi und Terni würde ich dir täglich vorsingen: ‚Komm nach Rom, dem Schmuck der Städte!' Ich sagte dir schon, daß mich ja leider ein Versprechen jetzt bindet, so kann ich es diesmal schwer

einrichten. Nun, wir sehen noch. Aber — à propos von Wirt: Du willst mein Wirt sein? Weißt du, woran mich das erinnert? Ich habe ja noch Grüße an dich von Thun."

„Von Thun — an mich?" antwortete der Gefragte langsam, und vor den Augen seiner Seele stieg eine Berner Mädchengestalt auf.

„Ja, sie sind zwar schon alt, aber ich bin auf dem Wege, sie diesen Sommer erneuern zu lassen."

„Wieso?"

„Nun, wenn die Junihitze mich aus Italien vertreibt, habe ich vor, einer freundlichen Einladung deines Onkels zu folgen, den ich auf eine höchst originelle Weise vor zwei Jahren kennen lernte."

Kermatten ließ ihn nicht weiter reden. „Da kommst du leider zu spät, der ist gestorben!"

„Gestorben! Der freundliche, alte Herr! Ach! das thut mir leid! Und ich hatte mich so gefreut, auf der schönen Besitzung am See einige Studien zu machen."

„Das kannst du immer noch, wenn du dir die Mühe nehmen willst, die Läden im Inselhäuslein zu öffnen. Es steht unbewohnt, und ich stelle es dir gern zur Verfügung."

„Bewohnst du es denn nicht selbst? Es ist ein so reizender Aufenthalt."

„Nein, du kannst dich ganz ungeniert darin einrichten."

„Herzlichen Dank, das ist wirklich ein gar liebenswürdiges Anerbieten — aber — nun, ich weiß noch

nicht. Sage, was ist denn aus dem schönen Kind geworden — wie hieß es doch — Rose — Rose von — ja doch: Almenrose?"

„Almenrose?" wiederholte der andere leise und sinnend, und lauter fragte er: „Kanntest du das Mädchen?"

„Ja, es war ein seltsam wunderherrliches Geschöpf, das mir die Idee zu einem trefflichen Gemälde gegeben hat; ich skizzierte sie flüchtig, und eben um ihr ausführliches Bild dazu zu gewinnen, hatte ich mir die Einladung deines Onkels erwirkt. Was ist aus ihr geworden?"

„Sie lebt noch in Thun," antwortete Kermatten nach kurzer Pause.

Während des Gespräches waren sie der Stadt allmählich näher gekommen; wieder huben die Glocken ihr Festgeläute an, und die Wege von Landhäusern und Dörfern her waren voll der Andächtigen, welche den Thoren der Stadt zueilten. Walderfeld zog seine Uhr.

„Ja, es ist Zeit: mein padrone hat mich aufmerksam gemacht, daß ich nicht verfehlen dürfe, der Auferstehung im Dome beizuwohnen. Du gehst doch auch mit?"

Seit den langen Jahren seines Verlustes hatte Eberhard Kermatten den Dom nicht wieder betreten. Dort, in einem der Seitenschiffe, in der trauergeschmückten Familienkapelle der Monte Nervi hatte dereinst, umgeben von Kränzen und Kerzen, seine Braut auf der Bahre gelegen, er konnte die Erinnerung nicht überwinden.

„Ich trenne mich hier von dir," antwortete er aus-

weichend dem Begleiter, meine Wohnung ist im kleinen Palazzo Spino hinter der Signoria, da erwarte ich dich."

Walderfeld aber ließ seinen Arm nicht los, er war in Bewunderung stehen geblieben, und begeistert rief er aus:

„O schau doch, wie die Riesenkuppel des Brunelleschi im Abendgolde glänzt, gleichsam als müsse sie sich auch äußerlich zu der Abendfeier schmücken, die sie in ihrem Innern den Gläubigen vorbereitet. Nein, Onkel, du mußt mit mir gehen, komm nur — ich lasse dich nicht. Was willst du auch sonst thun? Die lange Via San Gallo hinunter kannst du mir auf alle Fälle Gesellschaft leisten."

So kamen sie denn zusammen auf den das Baptisterium und den Dom umgebenden großartigen Platz. Weit geöffnet waren die Kirchenthüren, der schwere Vorhang emporgehoben, und in das Glockengeläute von oben mischte sich das Wogen und Gebrause des heranziehenden Volkes, das von allen Seiten in großer Wallfahrt herbeikam und dann in den geräumigen Hallen des Kirchenbaues verschwand.

Widerstandslos am Arm seines Freundes, der ihn nicht mehr freigab, ließ auch Kermatten sich leiten; ihm war, als werde er willenlos von dem unaufhaltsamen Strom mit fortgerissen, und da er sich noch nicht recht besann, stand er im Dom, umrauscht vom Orgelklang und frommen Gesang. Gefärbt vom bunten Glas fiel durch die hohen Fenster in schrägen breiten Strahlen noch der Wiederschein der Abendglut und mischte sich in das

flackernde Kerzenlicht, das vom Altar her und längs der Säulenhalle entzündet war. Aber all diese Kerzen konnten durch den dicken Weihrauchdunst nur wie mattglänzende Sternlein hindurchschimmern, so daß eine heilige mystische Dämmerung den ganzen großen Raum erfüllte und nur ungenügend die festliche Pracht der mit Gewinde und Fahnen geschmückten Säulen erkennen ließ.

Die Weihe und Andacht, mit welcher die Luft selbst des majestätischen Raumes dieses Gotteshauses wie erfüllt war, und die sich unwillkürlich über alle ausbreitete, welche hier in stummem Gebete knieten, sie verfehlten auch auf Kermattens empfängliches Gemüt ihre altbewährte magische Kraft nicht. Er stand an eine der Säulen gelehnt. Schon die Frühlingslandschaft draußen hatte ihn weich gestimmt, und die unverhoffte Begegnung, die Worte des Freundes, das alles hatte außergewöhnlich auf ihn eingewirkt — jetzt erscholl durch die säulengetragene Wölbung die Auferstehungshymne, und schallend gaben die weiten Hallen den Ostergesang zurück; mit Posaunenbegleitung klang das jubelnde Halleluja, das hoffnungsreiche Osterwort von der Orgel hernieder, rauschend, begeisternd die säulengetragene Wölbung erfüllend.

Halleluja, Halleluja, unser Heiland und Christ
Aus Grab und Tod erstanden ist.
Nun leuchtet der Menschheit aus Grab und Tod
Entgegen ein ewiges Morgenrot.

Und Kermatten fühlte, wie das Wort tausendfach in den Herzen der gläubigen Menge und wie es allgewaltig auch in seinem Herzen wiederklang: Halleluja,

Halleluja — ja, mit diesem heiligen Gesange legte sich über sein wundes Gemüt ein heilender Balsam, und freudig und mutig stärkte auch ihn die Allmacht des Glaubens: „Ein Auferstehn, ein Wiedersehn!"

Während des Gesanges hatte der celebrierende Bischof, geschmückt im reichsten Ornate und begleitet von allen Geistlichen des Kapitels, welche ihm mit flammenden Kerzen prozessionsweise je zwei und zwei folgten, das Ciborium mit der heiligen Hostie aus der Grabkapelle hervorgeholt. Jetzt war er an den Hauptaltar zurückgekehrt und erhob die Monstranz, um den Segen zu erteilen. In diesem Augenblick kam von oben aus der Nacht der himmelhohen Kuppel ein in unzähligen Flammen strahlendes Kreuz herunter, das die ganze weite Kirche mit hellem Lichtschein übergoß; und es mischte sich in die Posaunenklänge, in das Halleluja der Orgel, der tausendstimmige Chorgesang der in die Kniee gesunkenen Gemeinde, im brausenden Tedeum.

Da öffnete auch er die Lippen zum Gebet; er, der so lange nur gegrollt hatte über sein schweres Geschick: „Verzeihe, du Allgütiger, und strafe nicht ferner, weil ich deinen Trost von mir gewiesen. Du aber willst nicht, daß deine Geschöpfe leiden, sondern auferstehen zum Leben. Herr, hilf auch mir und laß mich Gnade finden und deinen Segen!"

„Amen! Amen!" klang es vielstimmig im Wechselgesang und sich immer von neuem wiederholend von den Emporien herunter; das Kreuz erlosch, die Priester ver-

ließen den Altar, und unter den rauschenden Klängen der Orgel strömte die Menge zur Kirche hinaus.

Es war mittlerweile draußen dunkel geworden, schon wurden die Laternen angezündet, obgleich die Mondsichel leuchtend am Himmel stand.

Es war Kermatten recht, daß Graf Walderfeld ihn jetzt verließ. Dieser hatte mehr als beobachtender, neugieriger Reisender und Künstler der kirchlichen Feier beigewohnt und dabei zwei schöne Toskanerinnen ins Auge gefaßt und beobachtet, davon die jüngere den lang herabwallenden Tüllschleier sehr graziös mit einem Rosenbouquet ins hochfrisierte schwarze Haar gesteckt hatte. Schon einmal heute war ihm dieselbe Schöne in den Cascinen aufgefallen, nun wollte er ihre Spur verfolgen, und so verlor er sich von Kermatten, der ihn ganz vergessend wie im Rausch dahinging, getragen noch von dem frommen Gefühl, das ihn so mächtig ergriffen hatte. Nur wie im Traume hatte er Walderfelds kurze Worte gehört, der ihm nachrief: morgen würde er zu ihm kommen! Jetzt war es ihm lieb, allein zu sein.

Durch das Menschengewoge der Via de Calzajoli strebte er einer ruhigeren Seitengasse zu und erreichte endlich die Piazza della Signoria, über den sein Weg ihn führte und der jetzt am Abend gar still und einsam war.

Nur spärlich erleuchtet von einzelnen Laternen, goß doch der Mond seinen ganzen Zauber aus über diesen Platz aller Plätze. Funkelnd spiegelte sich sein Strahl in den aufsteigenden Wassern der Riesenfontaine, in

welcher Neptun sein Viergespann, die mächtigen Seerosse, durch die schäumenden Wogen lenkt, und tausendfältig glitzerten die herabfallenden Tropfen.

Wie oft kam Kermatten hier vorüber, aber trotz der altgewohnten Umgebung, immer wieder von neuem übte die Zaubermacht der Kunst, die ihn in den erhabenen Baudenkmalen umgab, ihren beruhigenden, versöhnenden Einfluß auf sein Gemüt.

Dort der massige zinnengekrönte Palazzo Vecchio, dessen hochaufsteigender Turm sich schlank und fein gegen den nächtlichen Himmel zeichnet und an dessen Burgeingang die beiden Marmorkolosse wie Riesenwächter stehen, der Herkules des Bandinelli und Michel Angelos jugendlicher David. Nicht weit davon die schlanken Arkaden der schönsten Kunsthalle der Welt: die Loggia dei Lanzi.

Kermatten brach von seinem Wege ab, er kam herüber auf die Treppe der Loggia und setzte sich auf den Sockel eines der Löwen, die rechts und links den Eingang hüten. Noch hallte es nach in seinem Innern: „Ostern — Auferstehung — Halleluja" — und mit einem lang entbehrten Freudengefühl ließ er die Augen über den im milden Mondenlichte sanft verklärten Platz schweifen.

Wäre je die Welt so reich an Kunst und Schönheit, wenn ein jeder, den Unglück getroffen, so wie er den Mut verloren und sein Teil Arbeit der Allgemeinheit entzogen hätte? Nein, o nein: hier der Platz vor ihm, mit beredten Zungen wußte er zu erzählen von dem Kampf und Ringen der strebenden Menschen, hier hatte sich ja im kleinen die ganze Geschichte von Florenz ab-

gespielt, und alle die bedeutenden Männer und großen Geister, sie alle hatten wohl auch ihr Teil gehabt am unermeßlichen Leid der Erde.

Ja, Ostern, Auferstehung sollte dieser Tag auch für ihn werden, und sinnend ließ er die letzten Stunden, die er heute erlebt, noch einmal vor seinem Geiste vorüberziehen. Es war ja eigentlich nichts Besonderes, die Begegnung mit seinem jungen Neffen; aber hatte dieser ihm nicht einen Gruß gebracht — nein, keinen Gruß; und doch hatte er vor seine Seele ein Bild heraufbeschworen, das er selbst mit aller Gewalt verwischen wollte. Wie hatte er sie doch genannt: die Almenrose — —

Kermatten stand endlich auf — aber ob er auch über den italischen Platz ging und dann an der Halle der Uffizien und am Strande des Arno entlang — in Gedanken war er in Thun auf dem Grüsisberg und durchlebte die Rückerinnerung einer anderen Mondnacht, einer Auferstehung, wie sie ihm der Himmel in allbarmherziger Güte schon auf Erden hatte geben wollen.

Es war spät geworden, als er den säulengetragenen, mit plätscherndem Springbrunnen geschmückten Hof des kleinen Palazzo durchschritt, in dessen oberen Räumen er seine Wohnung aufgeschlagen. Die Kohlen im Marmorkamin waren zu Asche verglimmt, auf dem Tisch aber brannte die Lampe, welche der junge Sohn des Padrone entzündet hatte, ehe er sich nach vergeblichem Warten auf den Signor Erhardo in den großen Lehnstuhl niedergesetzt, auf dem er jetzt entschlummert war.

Erstaunt ging Kermatten auf den Knaben zu und

faßte ihn sanft an der Schulter. „He, Pietro! Was machst du hier? Geh hinab in dein Bett.“

Kaum schlug ihm die Stimme ans Ohr, da sprang der Knabe empor, schüttelte den lockigen Kopf, um den Schlaf zu verjagen, sprang vom Sessel und trat mit glänzenden Augen vor ihn hin.

„Ah, Signor, seht nur, wie schön, wie schön!“ Dabei deutete er auf den Tisch neben der Lampe: da lag auf einer Unterlage von grünem Moos und Farnkräutern ein blühender Kranz von gelblich weißen Theerosen.

Fragend sah Kermatten den Knaben an; der holte eine große Holzschachtel unter dem Tische hervor, in der noch ein Schreiben lag.

„Das war in dem Paket, das ich für den Signor heute auf der Duane habe holen müssen; die Herren wollten es nicht wieder einpacken, nachdem sie die Schachtel untersucht hatten, so hab' ich's frei hierhergetragen, und meine Mutter hat gesagt, sie habe noch nie so etwas Schönes gesehen! Ich wollte wissen, wie sich der gute Signor darüber freut, darum bin ich hier geblieben.“

„So, freue ich mich darüber?“ antwortete Kermatten, indem er dem erstaunten Knaben ein großes Fünffrankenstück in die Hand legte. „Und nun geh!“

Welch wunderbares Zusammentreffen! Denn nur von Einer konnten diese Rosen stammen, und auf den ersten Blick hatte er gewußt, von wem sie waren; sie also gedachte des fernen, einsamen Mannes. Doch nein — das war wohl nur ein Dankeszeichen, vielleicht hatte der Kaufmann ungeschickt verraten, wer —

Noch hatte er den Brief nicht gelesen, jetzt nahm er ihn aus der Schachtel und entfaltete ihn am Licht. Es war der Kaufmann, der schrieb. Nachdem er sich seines Auftrages entledigt, erzählte er weiter. ‚Das würde wohl der letzte Gruß der kleinen Blumenmacherin sein. Von Tag zu Tag werde sie bleicher und bleicher. Der Arzt meine, sie habe die Zehrung. Vielleicht, wenn sie das Frühjahr noch erlebe, solle sie ins Armenbad nach Weißenburg. Aber ob es helfen werde, jetzt, wo es schon so weit mit ihr gekommen, das sei sehr fraglich.‘

Wie ein Schlag aus heiterem Himmel traf diese Nachricht den ahnungslosen Mann.

Was er in Florenz erstrebt, war ihm gelungen; in der altgewohnten Umgebung, unter dem mächtigen Einfluß der herrlichen Natur und seiner geliebten Kunstschätze hatte Eberhard Kermatten sein früheres Gleichgewicht wieder gefunden; hatte er geglaubt, den Zwischenfall in Thun wieder vergessen zu haben — heute erst war ihm das Gegenteil klar geworden, heute war ihm ein lebendes Mädchenbild vor die Seele getreten, und jetzt mußte er erfahren, daß auch sie dem Tode verfallen war. Mit einemmal erkannte er klar, daß er sie liebte, nicht wie der Jüngling das höchste Kleinod, das er gefunden, aber wie man das einzige Bild liebt, das man von einem angebeteten Dahingeschiedenen noch hat, und wie man sich in die Flammen stürzen würde, die tote Leinwand zu retten, auf der es gemalt ist, so kann er jetzt das wunderbar gefundene Bild seiner Braut nicht wieder verlieren.

Noch in der Nacht ordnete er sein Gepäck und schrieb einige kurze entschuldigende Zeilen an Walderfeld; den andern Morgen, als kaum die ersten Strahlen der Sonne den Tag begrüßten, hatte er den Kranz als frühen Ostergruß dem Marmorengel in die Hand gegeben, der in den Arkaden des Campo Santo über dem geliebten Grabe die Wache hielt.

In der Kirche Santa Maria Novella, dem Bahnhofe gegenüber, verbrachte er die Stunde, die ihm noch blieb bis zum Abgang des Zuges, und dann fuhr er nordwärts, unter den Klängen der Osterglocken, die den schönen sonnigen Festmorgen einläuteten, bangend und hoffend seiner fernen Heimat zu.

14. Ein Name.

In der Laube des Turmhäusleins stand Madame Fabulle und schaute nach ihren in Gläsern gezogenen fein nüancierten Hyacinthen, welche ihr das Dienstmädchen aus ihrer Wohnung gleich in den ersten Tagen ihrer Übersiedelung hierher nachgetragen hatte. Bis jetzt hatte sich die alte Dame noch nicht viel darum gekümmert. Die immer wachsende Sorge um die dahinwelkende Menschenblüte hatte alle ihre Zeit und Gedanken in Anspruch genommen. Rose lag nun seit Tagen teils in irren Phantasien, zuletzt aber in einem lethargischen Zustande. Nicht die hellläutenden Osterglocken hatten sie erwecken können, noch gab sie Antwort auf Anrufung ihres Namens; nur ab und zu schlug sie die Augen auf, wenn ihr belebender Wein oder Medizin eingeflößt wurde, dann blickte sie wohl mit einem wehmütigen Lächeln um sich her, doch in unendlicher Mattigkeit senkten sich alsobald wieder die müden Lider.

Seit heute morgen aber hatte das Mädchen auch keinen Wein mehr genommen, und kaum vernehmbar war der leise Atem, der die Brust langsam hob und senkte. Trostlos war die Alte auf die Laube getreten und rückte nun aus alter Gewohnheit ihre Blumen in die warme

Frühlingssonne. Dabei rollten ihr Thränen die Wangen herunter, und eine und die andere blieb auch an den farbenleuchtenden Kelchen haften. Sonst kam um diese Abendzeit oft Meister Helmbrecht, und sie fühlte so recht das Bedürfnis, ihre Sorge jemandem mitzuteilen, doch der war wohl heute fort, denn die Schmiede drüben blieb wegen der Osterwoche geschlossen.

Sie warf einen Blick hinüber — da sah sie, wie ein fremder Herr, nachdem er den Klopfer mehrere Male vergeblich geschwungen hatte, sich abwandte, das Gartenthor öffnete und auf das Turmhäuslein zukam. Sie ließ ihre Blumen im Stich, um ihm entgegen zu gehen und am unnötigen Heraufkommen zu hindern. Da trat eben Hans aus seiner Dachkammer und glitt eilig die schmale Holztreppe in der hinteren Ecke des Zimmers leise und vorsichtig herunter. Auch er hatte den fremden Herrn durch seine Dachluke kommen sehen.

„Der junge Herr Kermatten!“ flüsterte er aufgeregt. Schon klopfte es an die Thür, Hans sprang hin und öffnete, sagte aber zugleich mit leisem Flüsterton, indem er auf das mit Vorhängen umschlossene Bett zeigte: „Ach Herr, das Rösli ist so sehr krank, es schläft!“

„Um Gott!“ stieß Eberhard erschrocken hervor, „sie ist nicht auf? Sie liegt? Ist es so schlimm? Nein, das kann doch nicht sein! Noch vor kurzen Tagen war sie ja selbst im Kaufladen, ich sprach soeben Herrn Klengel. Sagt mir, liebe Frau —“

Madame Fabulle, an die er sich gewandt, machte ihm ein Zeichen und schritt voran in die Laube, die

während der Wintermonate durch die geschlossenen Fenster und Thür vollständig abgesondert war.

Sie hatte ja den alten Herrn Kermatten noch gekannt, dessen Schützlinge die Waisen gewesen, und wußte durch Pfarrer Klein, wie der Neffe dieses Vermächtnis des Oheims treulich angetreten hatte; so wollte sie ihm alles erzählen, was sie von Rosens Krankheit wußte.

An dem kleinen Arbeitstisch, darauf noch die Laute lag, hatte sie sich niedergesetzt und auch den Herrn mit leichter Handbewegung eingeladen, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Er aber, zu erregt, zog es vor, zu stehen, angelehnt an den Fensterrahmen, und indem er gespannt und angstvoll der Erzählerin lauschte, suchten seine Augen durch die Scheiben im Innern des Zimmers den geschlossenen Vorhang.

In ihrem gebrochenen Deutsch, mit vielen fremden Brocken untermischt, und hin und wieder, wenn sie in Eifer kam, und da sie sah, daß sie verstanden wurde, auf Französisch gab sie den Bericht; und der warme Ton mütterlicher Zuneigung, die sie für das Mädchen an den Tag legte, gewann ihr allsogleich die dankbare Sympathie ihres Zuhörers.

„Sie muß wissen, Monsieur, ick bin ihr maîtresse gewesen im Blumenmachen," fuhr sie nach einer Pause fort, „und da —"

Kermatten unterbrach sie zum erstenmal und sagte, indem er die runzlige Alte in ihrem koketten weißen Spitzenhäubchen mit immer mehr Teilnahme ansah.

„Sie, Madame? O, wie groß muß Ihre Kunst sein! Die Meisterin zu solcher Schülerin!“

Sie schüttelte leise verneinend den Kopf. „Sie macht's ganz egal mit mir; sie hätt's auch gelernt von sich, weil sie ist so geschickt, hat Blumen lieb und versteht ihr Sprak. Und dann — croyez, Monsieur, ihre zarten, jungen Finger — es muß doch was dran sein, um — um — ce parfum de la jeunesse — car voyez vous: meine Blumen sind ganz egal mit die von Rose und doch: le marchand kaufen nur immer die ihre.“

Kermatten sah mit einem etwas verlegenen Blick zu ihr hinüber und fragte hastig:

„Sie verkauft sie dem Kaufmann Klengel, der hat mir von der Krankheit gesagt.“

„Oui, oui, Monsieur, es war der marchand, wie er zu mich is gekommen, weil er wünschen, ick soll einen — une couronne de roses gut pack, wo er wegschicken nach Italie, und da hat er mir erzählt, wie das Jüngferli so sehr slecht aussieht und weil ick lieben la chère enfant, hab' ich gelaufen zu ihr zu sehen — da war's aber schon so slimm, daß ich bin geblieben.“

„Ist denn kein Arzt da?“ fragte er dringend.

„Der sagen, es sei sans espoir.“

„Sans espoir!“ rief Kermatten außer sich. „Nein, das kann nicht sein! Sie schläft ja jetzt — ist das kein gutes Zeichen?“

Die Alte war aufgestanden, sie schüttelte traurig den Kopf. „Ah, Monsieur, das ist nur die Schwäche, der

Doktor sagen, es geht zu Ende — er weiß nicht mehr Rat!"

„So laß ich andere Ärzte kommen," erwiderte fast tonlos in immer leidenschaftlicherer Angst der Unselige, der nun Tage gereist war mit dem Gedanken, helfend einzutreten, und der nicht glauben wollte, daß es zu spät sein könne. „Ich telegraphiere sogleich nach Bern, nach Genf um die berühmtesten Mediziner."

Er trat bittend auf die Alte zu: „Madame, ich muß das Mädchen sehen, nur einen Augenblick schlagen Sie den Vorhang zurück."

Die Alte ging voran und that wie er wünschte. Da lag Rose stumm und still, die Augen geschlossen, die bleiche Stirn umflossen vom rabenschwarzen Haar, das das schöne Gesicht noch weißer, fast marmorgleich erscheinen ließ.

Er stand da sprachlos, atemlos, die Hände gefaltet in unsäglichem Jammer. Das war Viola, war seine Braut, wie sie dagelegen hatte bleich und entseelt, er durchlebte noch einmal den stechenden Schmerz, den er vor Jahren empfunden, und mit äußerster Kraft hielt er sich aufrecht, und stumm schaute er auf sie nieder, doch immer heftiger hob und senkte sich seine Brust — mit Allgewalt zog es ihn hin, noch einmal den Abschiedskuß von diesen bleichen Lippen zu nehmen, und mit herzzerreißendem Stöhnen sank er auf die Kniee nieder — sein Gesicht kam dem ihrigen nahe — da streifte ihn der weiche, warme Atem aus ihrem Munde,

ein Strahl der Hoffnung, des unendlichsten Glücks zog über sein Gesicht.

„Und sie lebt!“ rief er frohlockend aus, „und sie muß leben! Herr, mein Gott, es ist Ostern, es ist Auferstehung — o, gib auch mir ein Ostergeschenk!“

Er hatte die Hände gefaltet und den Kopf erhoben, als höre er wieder das Halleluja von der Empore des Münsters zu ihm heruntertönen. Da fielen seine Augen auf das von Rosens Vater in Holz geschnitzte Reliefbild ihrer Mutter, welches das Mädchen immer über ihrem Bette hängen hatte. Der Name war in goldenen Lettern darunter gemalt, und die Abendsonne, die schräg hereinfallend, schon lange mit den Vorhängen des Bettes gespielt hatte, drang jetzt, da sie geöffnet waren bis zur Rückwand, das Bild beleuchtend mit ihren Strahlen, daß die vergoldeten Buchstaben hell glitzerten und Eberhards Augen unwillkürlich davon angezogen wurden.

„Was ist das?“ rief er mit bebender Stimme und sprang empor, indem er die Hand nach dem Bilde ausstreckte und es wie ein Wunder fragend anstarrte: Lucrezia d. M. N. Soll das heißen dal Monte Nervi? Was bedeuten diese Initialen? Wie kommt das Bild, wie kommt der Name hierher?“

Die alte Fabulle stand seitwärts am Fußende des Bettes. Sie hatte mit unendlicher Teilnahme auf den Mann geblickt, von dem sie nach allem glauben mußte, daß er Rose liebe, und so sein Gebahren ganz natürlich hingenommen. Auch hoffte sie nun, das Mädchen würde vielleicht die Augen aufschlagen und ihn erkennen, es

wäre vielleicht nur Liebesgram gewesen, und dann wäre Rettung möglich. Sie wußte ja von nichts, sie hatte Rose so wenig gesehen, aber Meister Helmbrecht hatte ab und zu ein rätselhaftes Wort fallen lassen.

„Ick weiß nicht, wer ist das Portrait," antwortete sie, „aber ick meine, es wird sein ihre Mutter."

Kermatten hatte das Bild von der Wand genommen: es mußte wohl so sein, es sah Rosen ähnlich, wenn auch das Profil des Mädchens edler war, die Stirn gerader, die unmerklich gebogene Nase feiner gezeichnet — und da — neben den fremden, ihm so wohl vertrauten Initialen stand kleiner eingeritzt der Name des Schnitzers: von Allmen.

Tausend Gedanken wogten ihm durch den Kopf. Lucrezia, er hatte den Namen ja oft gehört, so hieß die verlorene Schwester, die entflohene, um derentwillen Viola dem Kloster verfallen gewesen. War sie dieselbe, die dieses Bild darstellte — der Taufname und die Anfangsbuchstaben des Hauses Nervi deuteten darauf hin. Und wenn sie es war? Wie kam sie nach Thun — was war von Allmen ihr gewesen, war er es, mit dem sie entflohen? Konnte ihm denn niemand Auskunft geben? Wo war Hans geblieben?

Madame Fabulle verstand den suchenden Blick, sie schritt mühsam einige Stufen der kleinen Bodentreppe hinauf, sich am Geländer emporziehend. Der Knabe ordnete oben seine Sämereien, mit denen er nächstens das Hausgärtlein bestellen wollte. Auf ihr wiederholtes

halblautes Rufen trat er eilig aus der schmalen Bodenkammerthür.

„Weißt du, wer das Bild ist?“ fragte Kermatten in großer Aufregung, indem er die Schnitzerei hoch in die Höhe hob, dem Knaben entgegen, der, weil die behäbige Gestalt der Französin noch die Treppe ausfüllte, sich nur oben über das Geländer beugte.

„Freili,“ antwortete er, „das ist unser tots Müetterli, Vater selig hat's selber geschnitzt.“

„O mein Gott!“ rief Kermatten aus, während seine Hände sich um das Bild falteten und seine thränengefüllten Augen auf das bleiche, ruhig atmende Gesicht niederschauten. „Daher also diese Ähnlichkeit, so nahe ihr — so nahe mir verwandt. Das war's, was mich so wunderbar zu dem Kinde hingezogen. Herr! mit neuem Glauben blick' ich auf zu dir — du bist groß, wenn du Gnade üben willst — o nun segne auch dies Osterweihegeschenk und laß sie nicht sterben.“

Es klopfte an die Thür, die drei hatten in der Erregung die vorsichtigen Schritte auf der Treppe nicht gehört. Meister Helmbrecht streckte den Kopf herein, ein Schatten flog über sein Gesicht, unwilliges Stirnrunzeln, als er den Geiger erkannte. Der aber gewahrte es nicht, sondern dem Eintretenden entgegengehend, faßte er ihn bei der Hand und fragte nach hastiger Begrüßung:

„Könnt Ihr mir Aufklärung schaffen: woher stammen die Eltern — oder vielmehr die Mutter dieser Kinder?“

Hans war auch herzugetreten. „Das weiß ich,“ rief

er, „aus Florenz, Rose hat mir oft davon erzählt, sie erinnert sich noch!“

„Geht es besser?“ wandte sich indes der Schmied, von Kermatten wegtretend, an Madame Fabulle.

Diese schüttelte nur verneinend den Kopf und deutete auf das Bett, während der Schmied eine Flasche Champagner auf den Tisch stellte, indem er sprach:

„Der ist vom besten, ich habe ihn aus dem Hotel; der Doktor meint, man solle ihr öfters davon einflößen, um die Lebensgeister zu ermuntern.“

Dann trat er ans Bett, seine weiteren Gedanken kamen nur wie leises Gemurmel zwischen den Zähnen hervor: „Armes Ding! so scheint es doch wahr, was ich vermutete, und nun kommt er und schaut sein Werk, o, er ist es nicht wert, daß ihn die Erde trage — aber, eine Blume mehr oder weniger gebrochen — was liegt solchen Herren daran!“

Er beugte sich nieder zur Französin und sprach vernehmlicher, aber leise, wie aus Vorsicht wegen der Kranken:

„Wenn sie die Augen aufschlagen sollte, sie darf ihn nicht sehen, das wenigstens müssen wir ihr ersparen.“

Die Alte schaute ihn verwundert an; sie begriff nicht recht warum — hatte sie doch gerade das Gegenteil gedacht.

Kermatten hatte einstweilen am Fenster gestanden und mit flüchtigen Zeilen einige Blätter seines Taschenbuches beschrieben; er riß sie jetzt heraus, nahm ein

Zehnfrankenstück aus der Tasche und übergab beides dem Knaben:

„Trage dies sogleich aufs Telegraphenbureau," befahl er, „und vergewissere dich, daß die Depeschen gleich abgeschickt werden; es ist an die Ärzte, die deine Schwester retten sollen."

Ein verächtliches Lächeln zuckte, als er diese Worte vernahm, um den Mund des ehrlichen Handwerkers — doch konnte er nicht umhin, sein arbeitgebräuntes, sorgenvolles Gesicht fragend und etwas freundlicher dem jüngeren Manne zuzuwenden, der ihm erklärend sagte:

„Der Genfer Arzt kann wohl erst übermorgen kommen, aber Doktor Wälti aus Bern, der sehr geschickt ist, muß morgen da sein, wenn er nicht verreist ist. Und, Meister Helmbrecht, eine Bitte: kann ich das Zimmerlein wieder haben, um hier in der Nähe zu sein und zu wissen, wie es geht?"

Der Schmied biß sich auf die Lippen. „Es ist nicht mehr zu vermieten," sagte er kurz, „ich brauche es selbst."

Zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, beachtete Kermatten des andern unfreundliche Art gar nicht. Er streifte noch einmal mit einem langen Blick das bleiche, schlummernde Antlitz und dann die Namenszüge des Bildes, das auf der Decke lag, als müsse er sich nochmals vergewissern, daß er nicht geträumt habe, und dann mit stummem Handgruß gegen die andern eilte er fort.

Noch an demselben Abend fuhr er hinaus zu Pfarrer Klein nach Hilterfingen. Hier erfuhr er alles, was dieser

selbst einst vom alten Kermatten und von Frau Bächi wußte: daß der Holzschnitzer Simon von Allmen lange in Florenz gewesen und dann mit einer fremden, schönen und gar feinen und vornehmen Frau heimgekommen.

„Und wie hieß sie?" unterbrach ihn Kermatten, „sagen Sie mir vor allem den Namen!"

Ja, den Namen hatte der Pfarrer selbst nie gehört, der mußte aber doch auch zu ermitteln sein. Er schlug sogleich die Kirchenbücher nach, fand auch die Geburt von Hans und den Tod der Frau Lucrezia von Allmen verzeichnet, ihr Familienname war aber nirgends beigefügt.

Nach allem, was er gehört, zweifelte Kermatten zwar nicht länger, daß dieses Holzschnitzers Frau die vermißte Lucrezia gewesen, doch er mußte vor allem Gewißheit haben.

Rose selbst war nicht zu fragen, sie hätte es wohl gewußt.

Der Pfarrer sann hin und her — da fiel ihm auf einmal ein, daß er glaubte, auf dem Grabsteine einen fremden Namen gelesen zu haben, doch ob er so laute, wie sein Besucher meinte, das wußte er nicht mehr.

Sogleich war Kermatten bereit, noch heute nachzusehen, und forderte den Pfarrer auf, ihn zu begleiten.

So fuhren sie denn im kleinen Gefährt, welches den Geiger nach Hilterfingen gebracht hatte, hinaus auf den Kirchhof, obgleich der Abend sich schon auf die Felder senkte.

Es war nicht die Jahres- noch Tageszeit, einen Friedhof zu besuchen; öde und traurig lag der düstre

Ort, jeglichen Schmuckes bar, den der Sommer sonst mit buntem Flor friedlich verklärend über die Hügel breitet; die Kränze waren verwittert und vergilbt, an den kahlen Bäumen hingen noch einzeln vorigjährige verwelkte Blätter, die sich der Wind umsonst bemüht hatte abzuschütteln, und dort, wo er vor den Strahlen der Frühlingssonne geschützt war, auf der Nordseite der Hügel und Steine, lag noch zusammengewehter Winterschnee.

Die beiden späten Besucher schritten über das nasse Gras zwischen den Kreuzen einher; Pfarrer Klein erinnerte sich wohl des Platzes, wo er vor Jahren den Sarg Simon von Allmens eingesegnet und in die Erde hatte versenken lassen, neben dem Grabmal der Frau. Er deutete jetzt mit der Hand nach der Richtung und ging zwischen den Reihen der Gräber hindurch seinem Begleiter voran.

„Hier muß es sein, eines von diesen," sagte er und bemühte sich, das Auge dem Stein nähernd, in der zunehmenden Düsterheit die Namen zu lesen; es waren aber nicht die gesuchten.

Einstweilen überflog Kermattens Blick die andere Seite. „Hier liegt ein Lilienkranz, frisch wie von heute," rief er, „der ist doch sicher von Rosens Hand!"

Schon war der Pfarrer herbeigekommen. „Ja wohl, das ist's! Ich suchte nach dem Stein, doch der ist ja vom Epheu vollkommen überwachsen."

Keiner der beiden hatte ein Messer bei sich, so ging es ziemlich mühsam, die hart ineinander verschlungenen

dicken Epheuranken zu lösen und abzureißen, um die Inschrift frei zu machen. Dabei fiel der Schnee, der noch in dicken Flocken zwischen den Blättern lag, hernieder auf die Wachsblumen am Boden und verlieh ihnen neuen, schimmernden Glanz. Es war einstweilen immer dunkler geworden, und Kermatten fuhr in spannungsvollster Ungeduld mit der Hand über den Stein hin und her; er meinte, mit dem Tastgefühl die Buchstaben entziffern zu müssen; da entzündete der Pfarrer ein kleines Wachsstreichholz und hielt es hinter die gelösten Zweige:

„Lucrezia von Allmen, geb. dal Monte Nervi", stand auf der Platte eingehauen.

„Ja, sie ist es: Lucrezia dal Monte Nervi!" rief Kermatten, indem er die Hand wie zur Beglaubigung auf die Inschrift legte. „Ich war dereinst verlobt mit der Schwester dieser Lucrezia," erläuterte er kurz dem Pfarrer zu dessen nicht geringem Erstaunen. „Der Tod raubte mir die Braut vor der Hochzeit. Diese Braut, ich habe sie nie vergessen — ich werde sie nie vergessen; ich bleibe unvermählt, aber die Kinder ihrer Schwester will ich adoptieren."

Fernab verhallte das leichte Rollen des Wagens, der die beiden Herren wieder bergab führte. Auf dem Friedhof war es still wie zuvor; nur der Wind, der vom See heraufkam, rauschte im Geäst der kahlen Bäume, wiegte die Kränze hin und her, daß der Abendtau tropfenweise herunterfiel, strich vorsichtig den Schnee aus den weißen Lilien, spielte mit dem gelösten Epheu an Lucreziens Grab und erzählte ihm mit flüsterndem Wehen:

„Den blassen Mann, der da bei euch gestanden, den kenne ich wohl wieder. Hab' seine Geigentöne dereinst auf meinen Schwingen heraufgetragen vom See zu diesem Grab, um ein armes Mägdlein damit zu trösten. Da hat sie gemeint, es zöge ein Engel vorüber und würde sie schützen auf ihrem einsamen Weg, und ging mutig zurück ins frische Leben. Was wohl aus ihr geworden sein mag?"

Da nickten die weißen Lilien unter des Windes Hauch leise mit den Kelchen und sagten, wessen Hände ihre Blütenblätter geformt, und erzählten, was sie wußten, von ihr und von ihm.

15. Entschlummert.

Der Arzt aus Bern kam; er beobachtete, untersuchte, fragte und besprach sich lange mit seinem Thuner Kollegen. Zehrung, ja — so sah es wohl aus auf den ersten Blick, aber nach allem war es das nicht allein, und je unverständlicher ihm das Rätsel wurde, desto bestimmter stieg ein schrecklicher Verdacht in ihm auf. Kaum sich selber glaubend, doch einmal auf die Spur geleitet, immer mehr durch alle Anzeichen bestärkt, ging er mit äußerster Vorsicht zu Werke.

Er kannte die Verhältnisse ja nicht, und nach allem, was er sah und hörte, hatte das schöne Mädchen nur Freunde, keine Feinde. Es war überhaupt unsinnig, was er vermutete, und doch — und doch —

Nach Bern hatte er gleich zurücktelegraphiert, daß er für einige Tage fortbliebe, umsomehr, da aus Genf eine absagende Antwort des dortigen Arztes gekommen war, nun suchte er sich in gelegentlichem Gespräch mit denen, welche sich in die Sorge und in die Pflege der Dahinschwindenden teilten, Aufklärungen zu verschaffen.

Meister Helmbrecht war nicht mißzuverstehen in seinem hingeworfenen Wort, doch einen sicheren Anhaltspunkt gab es nicht, er ließ sich auf keine Erläuterung ein, denn

was er nach allem doch nicht recht zusammenreimen konnte, wollte er vor sich selbst nicht als bestimmt annehmen, geschweige denn aussprechen. Und als Doktor Wälti nun gar fragte: „Haben Sie von ihr jemals Äußerungen gehört, als sei ihr das Leben verhaßt — als wünsche sie zu sterben? — da rief Helmbrecht außer sich: „O nein, das meine ich nicht, daß sie sich den Tod herbeigesehnt, sie lebte so gern, und die Sorge, was ohne sie aus ihrem Bruder werden sollte, war ja die Angst dieser ganzen letzten Zeit."

Auch Pfarrer Klein wußte nur von Seelenfrieden und stillem Glück; freilich, ein lautes Lachen hatte er nie gehört bei dem bleichen, träumerischen Kinde, sinnend sei sie stets gewesen, aber auch zufrieden und wunschlos. Von einer Liebe bei dem jungen Ding wollte er vollends gar nichts wissen, da müßte er doch auch etwas gehört oder gemerkt haben, denn Rose habe ihm stets Zutrauen gezeigt, wie einem Vater. Nein, Liebesgram sei es nicht, aber vielleicht Überarbeitung.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Von der Arbeit allein kommt das nicht. Sagen Sie, Herr Pfarrer, ist hier in der Gegend möglicherweise unter den Bergbewohnern auch bekannt, was z. B. in Tirol so viel geschieht, daß die Leute Arsenik schlucken, um schönere Farben, üppigeren Haarwuchs zu erzielen, leichter zu atmen, heiter im Gemüt zu werden &c. &c., und was sie alles davon glauben?"

Klein war stehen geblieben in Schreck und Erstaunen. „Arsenik? Das ist ja Gift!" rief er.

„Nun ja, aber dort gewöhnen sie sich allmählich daran, mit äußerster Vorsicht.“

„Was meinen Sie, Herr Doktor? Um Gottes willen!“

Doktor Wälti antwortete nicht allsogleich. In tiefen Gedanken lehnte er über die Brüstung der Brücke, über die sie gerade dahingingen, und schaute in die brausenden, schäumenden Wasser der Aar, die in dunklem Smaragdgrün unaufhaltsam vorüberschossen.

„Sie hat eine so wunderbare Haut, weiß und matt, wie der schneeigste Marmor,“ murmelte er in halbem Selbstgespräch vor sich hin, und dann zu seinem Begleiter gewandt, fragte er diesen plötzlich: „Sie ist wohl eitel und weiß, wie eigentümlich schön sie ist.“

„Das ist das letzte, woran sie wohl je gedacht hat,“ erwiderte halb lachend, halb unwillig der Gefragte. „Im Gegenteil, sie hielt sich wegen ihrer Häßlichkeit für gemieden von den Kindern des Dorfes, da sie noch in Hilterfingen war —“

„Das ist ja die Geschichte vom häßlichen jungen Entlein,“ warf der Doktor dazwischen.

„Und später auch klagte sie ab und zu, daß ihr die Leute das Fremdartige nicht verzeihen wollten.“

„Der Schmied, der ihr gegenüberwohnt, hat mir so etwas angedeutet, als ob —“ Der Arzt brach den Satz mitten ab und begann dann von neuem: „Herr Kermatten, der mich heute morgen an der Bahn abholte und zu der Kranken hinbrachte, ist in großer Sorge um sie — ich müsse sie retten um jeden Preis! In welchem

Verhältnis steht er zu ihr? Sie ist, wie die Alte sagt, kaum achtzehn Jahre."

„Herr Doktor, Rose und Hans sind die Pflegekinder seines alten Onkels. Der junge Herr Kermatten, der stets abgeschieden von der Welt und als Sonderling lebte, hat die Kinder, so viel ich weiß, kaum je vorher viel gesehen gehabt, doch hat er für sie gethan, was im Testament gewünscht war, vielleicht auch etwas mehr. Den ganzen Winter war er fort von hier, erst gestern kam er zurück, erfuhr von der Krankheit und entdeckte zufällig, daß die Geschwister ihm oder vielmehr seiner verstorbenen Braut nahe verwandt sind, nun will er sie adoptieren und leitet die Schritte dazu bei den Behörden eben jetzt ein."

„Seiner Braut? Mit wem war er verlobt?"

„Sie scheint aus einem sehr reichen, vornehmen Hause von Florenz gewesen zu sein, aus dem auch die Mutter der Kinder entstammte."

„Sind die Kinder wohl gar Erben eines großen Vermögens, das ohne sie an andere fiele?" fragte der Doktor gespannt.

„Nein, sie sind arm," antwortete Klein, dann plötzlich sich besinnend, setzte er hinzu, „doch wer weiß, was diese Entdeckung nach sich ziehen kann. Ja — jedenfalls haben sie ein Recht auf den Vermögensanteil ihrer Mutter."

So sprechend waren sie an der Apotheke angelangt, zu welcher der Pfarrer dem in Thun nicht sehr bekannten Berner Arzt den Weg hatte zeigen wollen. Dieser ver-

abschiedete sich nun dankend, aber Klein ließ ihn noch nicht los.

„Und wollen Sie mir gar keine Hoffnung geben für das Mädchen?“

„Ich kann nichts versprechen. Alles, was sich unter normalen Verhältnissen versuchen ließ, hat mein hiesiger Kollege schon gethan. Ich will sie nun einmal ganz anders behandeln. Haben meine Mittel den gewünschten Erfolg, dann freilich würden sie Vermutungen bestätigen, die mir noch unerklärlich sind — ich möchte fast lieber —“

Klein blickte ihn erschrocken an, jetzt erst fuhr ihm flüchtig wie ein Blitz die Ahnung eines Verständnisses für die rätselhaften Worte durchs Gehirn.

„Was haben Sie vorhin von Arsenik gesagt?“ rief er, indem er den Doktor fest bei der Hand hielt.

„Nein, nein, nichts,“ antwortete jener, „ich dachte nur gerade an diese üble Gewohnheit der Tiroler. Arsenik hat andere Folgen. Lassen Sie mich jetzt hinein, mein Freund, und hoffen wir das Beste. Sie können versichert sein, nicht nur als Arzt, es liegt mir menschlich nahe, wie jedem, ein Leben zu retten, ein so jungschönes Leben obendrein — aber auch — der Fall interessiert mich wissenschaftlich im höchsten Grade.“

Damit verschwand er hinter der Glasthür des Apothekers, und Pfarrer Klein, in tiefes Nachdenken versunken, schlug den Weg nach dem Inseli ein, wo Kermatten das vereinsamte Haus wieder hatte aufschließen lassen und sein altes Gastzimmerchen, das er früher immer bewohnt, zum Absteigequartier genommen hatte.

Einsam genug war die Insel, umsomehr, als jetzt überhaupt noch gar wenig Fremde im Städtlein waren, und so weit weg von der Stadt, hinauf nach dem Grüsisberg hatte er nicht gewollt, wo ihn die Geschäfte, die ihm seit gestern am Herzen lagen, wieder näher mit den Menschen in Verbindung brachten.

Pfarrer Klein hatte die Papiere besorgt und war auf dem Rathaus und beim Bürgermeister gewesen. Viel Schwierigkeiten machte die Sache gerade nicht, aber sie erregte überall Aufsehen und großes Erstaunen; doch das verschwieg Pfarrer Klein dem Manne gegenüber, der eine so große Scheu vor jeder Öffentlichkeit hatte.

Noch ehe er den etwas umständlichen und ausführlichen Bericht zu Ende bringen konnte, unterbrach ihn sein Zuhörer mit der angstvollen Frage:

„Und wie geht es im Turm, haben Sie etwas gehört?"

„Eben verließ ich den Berner Arzt; ach! der sprach ganz absonderlich, mir schwirrt der Kopf, und ich habe ihn wohl nicht recht verstanden, aber — nach allem: Hoffnung — —" er vollendete nicht und bewegte nur verneinend und traurig den Kopf.

Der Mann ihm gegenüber war noch um einen Hauch bleicher geworden, er hielt sich krampfhaft an der Tischkante. Da ertönten eilige Schritte auf dem Flur, und gleich darauf folgte heftiges Klopfen an der Thür. Auf das rasche „Herein" kam Hans hoch gerötet vom eiligen Lauf, die Thränen liefen ihm über die Wangen, und im lauten Schluchzen erstickten seine Worte.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?“ tönte es ihm doppelstimmig entgegen.

„Sie ist wach — ganz wach — aber sie kennt uns nicht — sie sieht die Mutter am Bett stehen — und die ist doch tot — und da hebt sie bittend die Hände und ruft: ‚O das Lied — nur das Lied zum Einschlafen!‘ — und Madame Fabulle meint, das sei der Tod, der über sie komme.“

Hänsli erzählte noch weiter, atemlos, in abgerissenen Sätzen, während er mit den beiden Herren, die unmittelbar aufbrachen und ihm folgten, durch den winterkahlen Garten eilte, in dessen Wegen und Gebüschen der Schnee noch haufenweise lag, jetzt leicht gefärbt von der Abendsonne.

„Ich finde den Arzt vielleicht noch beim Apotheker oder suche ihn im Hotel, doch im Fall ich ihn nicht träfe, Hänsli, lauf du auch zu Doktor König.“

„Meister Helmbrecht holt ihn schon — und ich will zurück — wenn ich nur singen könnte — sie bittet so sehr — das Lied, ach! sie hat es immer so gern gehabt und so viel gesungen, eh' sie so krank war.“

Vor Kermattens Geist tauchte das Bild des Mädchens auf, wie es noch in voller Blüte vor ihm stand, dort in der Schmiede, vom flackernden Feuerschein beleuchtet, und das auch ihm so heilige Lied sang, von dem er damals nicht begriff, wie es mit den italienischen Worten in den Mund der jungen Schweizerin kam. Ja, jetzt verstand er den geheimen Zusammenhang: es war das Lieblingslied der beiden Schwestern. „Aus dem Tode

könntest du mich auferwecken mit diesen Tönen!" klang es wieder mit Violas Stimme an seine Ohren. Er blieb einen Augenblick stehen, faßte den Knaben an der Schulter und deutete zurück nach dem Hause:

„Dort auf dem Tische steht meine Geige, willst du sie holen? Ich habe deiner Schwester einst ein Versprechen gegeben, ich werd' es ihr lösen!"

Der Knabe hörte die letzten Worte kaum mehr, er war schon halbwegs zurück nach dem Hause.

Mit hastigen Schritten verfolgten die beiden Männer den Weg durch die lange Baumallee; als sie so schweigend nebeneinander dahineilten, dachte Pfarrer Klein wieder an die Worte des Arztes, und in seiner Aufregung murmelte er laut vor sich hin:

„Es ist ja nicht möglich! Wie käme sie zu Arsenik!"

Wie vom Donner gerührt blieb Kermatten stehen. „Was, Gift?" rief er, „sie auch vergiftet, wie — durch wen? wer, wer sagt das?"

„Nein," rief Klein, der sich ängstlich umsah, ob der Knabe, der indes noch nicht zurückgekommen, es auch nicht habe hören können, „nein, ich habe ihn nicht verstanden, er sprach so rätselhaft, stellte Fragen, ob sie des Lebens überdrüssig gewesen, ob sie Feinde gehabt — ein Arzt verfällt auf allerlei, wenn er die Krankheit nicht erkennt. Wie mancher hat sich schon geirrt, und so hoffe ich doch immer noch, ob auch alle ihr Todesurteil schon gesprochen haben. Doch hier trennt sich unser Weg — ich suche den Arzt, möge er nur helfen — einerlei, was er meint."

Während er den Weg über die Aarbrücke einschlug, eilte der andere den engen Steg zwischen den hochgetürmten Häusern und dem Fluß entlang. Wie weit dünkte ihm der Weg, wie endlos der dunkle Thorgang unter den Gebäuden hinweg, wo die Lampe noch nicht angezündet war und er verschiedene Male zur Seite treten mußte, um hochgeladenen Schiebkarren mit Holz oder aufgetürmten Paketen auszuweichen, die hier im sich stauenden Verkehr von der Hauptstraße her nur langsam und vorsichtig weiter kamen. Er aber sah und hörte nicht, was um ihn her vorging; die Gedanken jagten sich durch sein Gehirn: „Gift — Gift!" Hatte ihn dieser schreckliche Verdacht nicht schon einmal gefoltert — aber hier, wie war das möglich? Sollte sich denn für ihn alles das Schreckliche wiederholen? Nun konnte er wieder weiter, die Angst trug ihn vorwärts, wie auf Flügeln. Endlich erreichte er die Gasse und sah den Turm, hinter dessen blinkenden Laubenfenstern, darin die Abendsonne sich spiegelte, die bunten Blumen freundlich grüßten, als schmückten sie ein glückliches Heim. Er durchschritt den Garten, erstieg leise und langsam die Treppe, sich am Geländer emporziehend, weil sein stürmisch klopfendes Herz immer mehr verzagte, und ihm, am nahen Ziel, die Füße fast den Dienst weigerten.

Oben auf der Treppe und dem kleinen Vorplätzchen war es schon ganz dunkel, tastend mußte er die Thür suchen, und stockend hielt er inne, denn er wähnte Totenstille im Gemach, aus dem ihm kein Laut entgegenklang.

Doch im Augenblick, da die Thürklinke seinem Druck

nachgab, schlug der liebliche Klang der ihm so wohl vertrauten Stimme mit leisem Ausruf an sein Ohr. Sie lebte noch! Eine Freude durchströmte ihn und brachte im Dankgebet die Worte auf seine Lippen: „Allbarmherziger Gott, beschütze sie!"

Die Vorhänge des Bettes waren weit zurückgeschlagen, daß die Abendsonne, die mit warmen Strahlen das Gemach durchdrang, wie ein Heiligenschein über dem gelösten schwarzen Haar der Kranken lag. Auch das blasse, durchgeistigte Gesicht war von ihrem Schein umwoben, es sah aus, als gehöre es jetzt schon einem überirdischen Wesen an. Hinter dem Bette, das sie etwas von der Wand abgerückt hatte, um besser die hochgeschichteten Kissen zurecht schieben zu können, stand die Greisin, Rose unterstützend, die zurückgelehnt aufrecht saß und mit großen, weit geöffneten aber ins Leere blickenden Augen träumerisch um sich sah. Von ihren blutlosen Lippen fielen Worte und Sätze ohne Zusammenhang, ohne Folge. Um ihren Mund spielte ein leises Lächeln, als begrüße sie einen fernen Freund, um gleich darauf dem Ausdruck von Angst und herber Enttäuschung Platz zu machen, der mit unbeschreiblichem Weh über die ersterbenden Züge glitt. Es war ein trostloses, aber phantastisches Bild, das sich dem Eintretenden bot, denn alles, was Rose in ihren irren fiebernden Reden berührte und verlangte, hatte ihr die alte Fabulle unter Thränen herbeigetragen, wie einem Kinde, dem man die Spielzeuge gibt, um es zu beruhigen. Um sie herum, ausgestreut über die weißen Kissen, lagen die farbenprächtigen Blüten und Blumen

aus Körben und Vasen. Dazwischen die Laute, über deren Saiten ihre durchsichtigen Finger hin und wieder bewußtlos glitten, daß, wenn der Ton ihr Ohr traf, sie lauschend horchte, innehaltend im irren Sprechen, um dann langsam den Kopf zu schütteln und im wehmütig klagenden Tone zu rufen: „Nein, o nein, das ist es nicht!"

Eberhard Kermatten war mit so unhörbarem Schritt hereingetreten, daß Doktor Wälti, der schon da war und ihm den Rücken kehrend, beobachtend am Fußende des Bettes stand, seine Anwesenheit gar nicht gewahr wurde.

Erschöpft war der Kopf der Kranken in die Kissen zurückgesunken, die hellen Tropfen traten ihr auf die kalte Stirn, und immer heftiger hob sich die atmende Brust. Sie hielt die Augen auf die Greisin geheftet, die sich angstvoll über sie niederbeugte und mit runzliger zitternder Hand ihr das wirre Haar aus der Stirn strich. In dem flehenden Blick lag eine verzweifelte Bitte, aber die Alte mühte sich umsonst, sie zu verstehen.

„Courage, Rose, die lieb Gott wird helfen; der Herr Doktor ist schon da!"

„Nein," hauchte sie mühsam und abgebrochen — kein Doktor kann's — sie helfen mir alle nicht — Mutter, meine Mutter — o komm zu deinem kranken Kinde, komm wieder an die Wiege — du singst mir deine Lieder — schlaf ein — schlaf ein — ich hab's dem Vater ja auch gesungen, wie er im Sarg gelegen, und nun — du willst nicht — du schüttelst den Kopf — nein —

nicht das — o, wer hilft mir denn; — so kann ich nicht beten — so kann ich nicht sterben!“

Madame Fabulle hob die Hände bittend gegen den Arzt, der noch nicht eingegriffen, nichts verordnet hatte, der machte aber nur ein abwehrend Zeichen, da sank die Alte in die Kniee nieder und legte weinend ihr Gesicht auf das Bett.

Geräuschvoller als vorher Kermatten öffnete jetzt Hans die Thür, da erst gewahrte der Arzt die beiden und wandte sich zu ihnen. Kermatten nahm ihn bei der Hand und zog ihn zur Laube, während Hans, der die Geige rasch auf den Tisch niederlegte, auf das Bett zutrat. Nachdem er unter der Kranken zitternden Fingern die Laute weggenommen, schlang er den Arm um ihren Hals und schrie ihr mit lauter Stimme zu, weil sie die Zeit wie taub gewesen war auf alle seine Fragen.

„Rösli, liebs Schwesterli, ich bin's ja — der Hans — kennst dein Brüderli nit mehr?“

Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, immer unruhiger ward sie und immer heftiger ihre Aufregung.

„Nein — du bist nicht da — ich muß dich suchen — hinauf — hinauf — dort muß es sein — hörst du nichts — das Lied — das Lied!“

„Ich kann's nicht,“ beruhigte der Knabe, „aber der junge Herr ist da — weißt du, Rösli, der Geiger — der soll dir's spielen!“

Ein Strahl von Verständnis blitzte aus ihren Augen,

aber dann schaute sie angstvoll umher, dann plötzlich aufschreiend, rief sie entsetzt:

„Nein, o nein, der darf mich nicht schauen — nie — nie, nie mehr — o, mein unglückselig Gesicht!“ Und mit den Fingern in die Haare greifend, zog sie dieselben über die Stirn herunter und verbarg hinter den ausgebreiteten Händen schaudernd ihr Antlitz.

Kermatten, vom Aufschrei erschreckt, hatte das Antlitz gewandt und die ganze Scene gehört und gesehen. Was war das? Er sollte sie nicht mehr schauen dürfen? Vor ihm wollte sie verborgen sein — warum? Waren das nur ihre irrenden Träume — oder lag Sinn in den Reden — wenn sie doch Gift genommen, um — — — Er dachte den Gedanken nicht aus, legte den Arm auf die Schulter des Arztes, zog ihn vollends hinaus auf die Laube und flüsterte mit schreckerstickter Stimme:

„Um Gottes willen, sagen Sie, es kann doch nicht wahr sein, was mir Pfarrer Klein gesagt. Was ist's, das Sie vermuten? Er sprach von Arsenik — das ist ja nicht möglich! Aber was es auch sei — helfen Sie, helfen Sie! Warum zögern Sie, ein Gegenmittel zu geben — oder thaten Sie es schon?“

„Nein,“ erwiderte der Arzt ruhig und ernst, während auch seine Züge die tiefste Besorgnis bekundeten. „Ich muß sie vor allen Dingen beobachten. Arsenik ist's nicht, dabei sind andere Symptome.“

Kermatten atmete erleichtert auf. „Aber ein anderes Gift ist's, — nicht minder tödlich.“ Er zog ein kleines Fläschchen aus der Tasche: „Wenn diese Tropfen sie

retten, dann ist es so, wie ich nach allem glauben muß. Hätte ich mich aber geirrt, so beschleunigt dieses Gegengift ihren sicheren Tod; darum muß ich zögern, bis mir keine andere Hoffnung mehr übrig bleibt. Und dann auch muß sie ruhig sein, wenn ich ihr die Tropfen geben soll, ihre Aufregung ist momentan zu groß."

„Ist sie wahnsinnig?"

„Nein — ihr Geist durchirrt nur phantasierend, was sie wohl die letzten Monate viel beschäftigt hat."

Kermatten blieb in der Laube stehen, er lehnte den Kopf an die kalten Scheiben, während der Arzt wieder hineinging an seinen Posten.

Die Erregung der Kranken war aufs höchste gestiegen; um sie im Kreis die Blumen, auf welche die Sonnenstrahlen wärmend fielen, verbreiteten einen eigentümlichen prägnanten Geruch der Wachsfarben, untermischt mit dem der lebenden Hyacinthen. Doktor Wälti machte der Alten ein Zeichen, sie wegzuthun; als dies aber geschehen sollte, breitete Rose ihre Arme schützend über ihre Lieblinge aus.

„Ich geh' nicht wieder heim, hier im Wald will ich bleiben, wo die Lilien blühen unter den Eichen." Ihre Hände suchten unter den Blumen, unbewußt, wie sie ihre eigene mühevolle Arbeit achtlos vernichtete; ein grüner Epheuzweig blieb ihr in den Fingern haften, dessen Ende um eine der gelblichen Rosen geschlungen war, die ward nachgezogen und blieb auf ihrer Brust liegen, als sie mit zitternden Händen das Epheu in die wirren Haare schlang. „Ja, ja — das Epheu rankt

sich fest an den trauten Stamm — Hänsli, wo bist du — o, ich muß dich suchen — so lang — so lang — so lang! Du bist nicht das Epheu — das bin ich!" Ihr Blick hatte sich gesenkt und fiel auf die Blume auf ihrer Brust: „O die Rose, die schöne Theerose — horch, wo ist der Ton — ja — o ja —, meine Rosen, die nimmt er schon — aber das Lied — das Lied — er gibt mir's nicht."

Da löste Hans seinen Arm vom Nacken der Schwester, die er noch immer umschlungen hielt, stand auf, nahm die Geige vom Tisch, trat damit hinaus auf die Laube und ohne ein Wort zu sagen, nur mit bittendem Blick, reichte er sie dar.

Wie leblos hatte der Geiger dagestanden, seine bebenden Lippen verrieten die innere Qual, sein ganzes Wesen war schmerzdurchdrungen, und nur mit eiserner Gewalt konnte er alle Kraft zusammennehmen, um seine Ruhe zu bewahren.

Aber jetzt, da er die Geige sah, machte er eine heftig verneinende Bewegung. Sollte er sie an seine Gegenwart gemahnen, an ihn, der schuld war an dem ganzen schrecklichen Unglück? Nein, o nein! Er riß das geliebte Instrument dem Knaben aus der Hand, um es zur Seite zu schleudern, da trat Professor Wälti auf ihn zu und hielt es fest.

„Ihr Atem ist röchelnd, der Angstschweiß steht auf ihrer Stirn, und der Glanz ihrer Augen scheint zu erlöschen. Mir bleibt keine Wahl, ich will ihr die Tropfen geben — aber versuchen Sie, ob es Ihnen gelingt, sie

zu beruhigen, sie einzuschläfern; ist es das richtige Mittel, so wird sie wieder erwachen."

„Und wenn nicht?" hauchte Kermatten.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Es bleibt keine Wahl und ist die einzig mögliche Rettung, freilich nur, wenn sie vergiftet ist, sonst —" er vollendete nicht, sondern hob die Geige empor.

„Sie will ein Lied, das raubt ihr die Ruhe, spielen Sie, damit sie entschlummert!"

Und der blasse Mann legte den Bogen über die Saiten und entlockte ihnen die Töne, von denen seine Braut einst gesagt: vom Tode erwecken könne er sie damit, und jetzt spielte er, um eine Lebende einzuschläfern, einzusingen — vielleicht in den Tod.

Nicht seine Hand, seine sinnenden Gedanken führten den Bogen, wie aus weitester Ferne zogen die ersten Töne durch das stille Gemach.

Rose horchte auf, aus ihren Zügen entschwand die angstvolle Spannung, und erlösend glitt ein Lächeln darüber hin. Und wie die Klänge anschwollen und sich verschlangen zur altvertrauten Melodie, da faltete sie die Hände und schloß in seligem Behagen die von feuchtem Glanz umflorten Augen. Doch ehe sie ganz entschlief, schlürfte sie langsam die Tropfen, die der Arzt ihr in silbernem Löffel reichte.

Kermatten hatte alles beobachtet; die Töne zitterten unter seinem Strich: das war der sichere Tod, wenn das Mittel verfehlt war!

Was er weiter noch spielte, wie er geendet — er wußte es nicht. — Aber noch ehe sein letzter Ton verklungen, lag das Mädchen entschlummert unter ihren Blumen.

Wird sie erwachen?

16. Ausfahrt.

Das Gegengift hatte seine Wirkung ganz auffallend gethan: nach langem, tiefem, todesähnlichem Schlaf war Rose zu neuem Leben erwacht. Aber sie blieb so hinfällig, daß ein leiser Hauch das kaum entflammte Licht zu löschen vermocht hätte, und immer wieder mußte Doktor Wälti die Tropfen geben, entgegen arbeitend einer fast chronischen Vergiftung, die stets noch fortwirkte. Er hatte zurückgemußt nach Bern, als er nach acht Tagen keine wesentliche Besserung, nur ein Hinhalten gefunden, da faßte er den raschen Entschluß, den er sogleich mit Herrn Kermatten und Pfarrer Klein besprach, die Kranke aus ihrer ganzen Umgebung herauszunehmen und ins Bad nach Weißenburg zu senden. Es blieb nichts anderes übrig, als zu glauben, daß sie neben allem andern doch auch auszehrend sei.

Der Weißenburger Badearzt war ein Bekannter Doktor Wältis; auf eine betreffende Anfrage kam die umgehende Antwort, daß alles zum Empfang der Kranken bereit sei.

So ward dieselbe gut verwahrt in den Omnibus gebracht, der ausnahmsweise vor das Turmhäuslein gefahren kam. Pfarrer Klein, mit Briefen des Professors

versehen, hatte es übernommen, seinen Liebling hinzubringen, denn die gute, alte, siebzigjährige Madame Fabulle getraute sich nicht mehr, eine so weite Reise zu machen, war es doch seit Jahren das erste Mal gewesen, daß sie ihre Behausung verlassend die hundert Stufen der Kirchentreppe, an deren Mitte ihre Wohnung lag, herunter gestiegen war.

Hans nahm auch im Omnibus Platz, seelenvergnügt, durfte er doch mit und bei der Schwester bleiben, damit sie nicht ganz allein unter den fremden Menschen sei. Am Wagenschlag standen außer der alten Französin, welche mit Thränen in den Augen ihren lieben Pflegling scheiden sah, noch Meister Helmbrecht und Sepp.

Während ersterer dem Pfarrer und Rosen die Hand zum Abschied reichte und mit herzlichen Worten guten Erfolg und völlige Wiedergenesung wünschte, machten die Knaben in heimlichem Geflüster miteinander aus, daß, wenn Hans in den Pfingstferien noch fort sei, Sepp ein Ränzel aufschnallen würde und ihn als Fußreisender besuchen.

Jetzt aber wurde der Wagenschlag geschlossen, der Postillon knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, daß die kleinen Schellen am Geschirr lustig klingelten, und fort fuhr das schwerfällige Gefährt, dem die Blicke der Zurückbleibenden nachfolgten, bis es um die Ecke der nächsten Gasse verschwand.

Es war noch früh im Jahr und keine Überfüllung des Omnibus zu befürchten. Nur eine ärmliche Frau stieg ein, als der Wagen am Postwirtshause hielt, um

noch einige Minuten auf die tarifmäßige Stunde des Abfahrens zu warten. Dann schmetterte der Postillon auf seinem Posthorn eine lustige Weise, der Omnibus setzte sich abermals in Bewegung, und nun erst begann nach Hansens Meinung die richtige Reise. Er kniete auf dem Sitz und hatte die roten Backen an die klirrenden Fenster gelegt, denn es war ein ganz neues, eigenartiges Vergnügen, die alten wohlbekannten Straßen und Häuser so an sich vorüberziehen zu lassen, ohne daß man selbst eine Bewegung machte. Und wie die Leute aufschauten und nachgafften! Sie wunderten sich gewiß, daß er, der Hans, so vornehm dahinfuhr. Sie kannten ihn ja doch alle, diese guten Thuner, das stolze Bewußtsein hatte er in seinem Innern, denn er war der Hosenmann vom vorigen Jahr. Nun ging es über die Aarbrücke, hu! wie das holperte — dann an dem schönen Klosehaus vorüber, wo auf den breiten Balken unter dem weit vorspringenden Dach mit großen Buchstaben nach alter Sitte ein Spruch eingeschrieben stand; Hans las ihn halblaut vor sich hin.

„Ei, lies das noch einmal," rief Pfarrer Klein, indem er sein Taschenbuch hervorzog, um einzuschreiben. „Die Verse sind ja gar schön. Schade, nun sind wir schon vorüber, da muß ich doch einmal extra hierher gehen."

„Die kann ich auswendig," rief Hans, indem er von seinem Sitze heruntersprang und sich vor den Pfarrer stellte. „Wir kommen ja oft genug da vorbei, wenn's zum Schießen geht auf die Allmend."

„Gut denn, sag sie — aber langsam, daß ich schreiben kann."

Sehr gewichtig kam sich Hans vor, daß er wie der Lehrer vom Katheder herunter diktieren sollte; er steckte die Hände in die Hosentasche, spreizte die Beine, damit er beim Geholper des Wagens das Gleichgewicht nicht verliere, und schaute aufmerksam dem sich fortbewegenden Bleistifte nach, um erst, wenn eine Zeile beendet, die andere zu beginnen.

„Also, so heißt's:

Ob Glück anklopft, ob Trübsal naht,
Sie kehren ein nach Gottes Rat.
Lug, Untreu, Tücke, falschem Schein
Soll dieses Haus verschlossen sein."

Schon hatte der Pfarrer das Einschreibebüchlein zugeklappt und wollte es eben wieder einstecken, da rief Hans: „Ich weiß auch das zweite Sprüchlein."

„So, wie heißt denn das?"

„Dein Leib verwest, dein Haus verfällt,
Staub wird einst alle Erdenwelt;
Doch niemals stirbt, was Menschenkraft
Im Geist und in der Wahrheit schafft."

Wieder wartete Hans, bis das Buch geschlossen war, um abermals zu beginnen:

„Und über der Eingangsthür da steht auch noch ein Spruch."

„Gut, den sage nur auch! Nun also, der heißt?"

„Dem Scheidenden ein frohes Wiedersehn,
Dem Eingang Frieden,
Und Gruß den Wanderern, die vorübergehn.“

Diesmal, da Hans das Verslein geschlossen, klappte der Herr Pfarrer sein Notizbüchlein nicht zu, und sah den kleinen Schelm fragend an.

„Nun, und der andere? Sag den nur auch gleich: das Haus hat vier Seiten.“

„Ja den, den weiß ich nicht, die hintere Landstraße gehen wir nie.“

„Ist gewiß auch schön wie diese,“ meinte der Pfarrer.

Aus der Umhüllung ihrer Kissen und der Decke, die warm um sie gewickelt war, hob sich jetzt Rosens bleiches Antlitz:

„Der vierte Spruch heißt:

So lang es Tag ist, sollst du rastlos wirken,
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann;
Durch Arbeit nur und strenge Pflichterfüllung
Macht sich der Freiheit wert der rechte Mann.

„Der ist doch schön und klingt wie ein Gebet,“ fuhr sie mit matter Stimme, aber begeistert fort. „Ich habe die Sprüche dem seligen Herrn einst abschreiben müssen, weil sie von einem berühmten badischen Dichter sind, der sie einmal eigens dazu gemacht hat, als er bei seinem Freunde im Klosehaus zu Besuch war!“

„Wißt Ihr den Namen, Jungfer?“

„Es ist der Verfasser jenes Buches, des Trompeters von Säkkingen, aus dem ich dem Herrn damals im

Treibhaus vorlas an seinem letzten Lebenstage. Ich weiß noch so genau das Lied, bei dem er einschlief:

> Nun ist er hinaus in die weite Welt,
> Hat keinen Abschied genommen —

‚Gerade wie der Eberhard, der wird auch nicht wiederkommen!‘ hat er noch vor sich hingemurmelt so halb im Schlaf — und das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe.“

Sie schwieg und sah gedankenvoll durch die Scheiben nach der Seite, wo sie glaubte, die großen Bäume des Inseli in der Ferne verschwinden zu sehen.

Er war wohl wiedergekommen — sie aber wußte noch nichts davon. Was in den letzten Tagen vor dem Wendepunkte der glücklichen Krisis um sie herum vorgegangen, war ihr in der Erinnerung nur als verschwommenes Traumbild geblieben — Einbildung und Wirklichkeit konnte sie nicht unterscheiden, und von keinem erfuhr sie, daß Herr Eberhard Kermatten aus Florenz zurückgekehrt sei.

Unter dem Eindruck ihrer irren Reden hatte dieser das Gefühl gehabt, als ob ihr seine Anwesenheit ein Grauen einflößte, der Gedanke ihrer Selbstvergiftung hatte ihn so furchtbar gepeinigt und geängstet, er wollte jede schädliche Aufregung für die Wiedergenesende vermeiden, so hatte er mit dem Pfarrer Rücksprache genommen, daß sie nichts von ihm erführe, auch nichts von seinem Plane, den Waisen Vaterstelle zu vertreten. Seitdem Rose unter den Klängen seiner Geige einge-

schlafen, war er nicht wieder im Turmhäuslein erschienen, Hans und der Pfarrer mußten ihm Bericht erstatten, und nur von ferne lauschte er am heutigen Morgen auf die Klänge des Posthorns, mit deren Signal der Postillon dem Weichbild des Städtleins Valet sagte. Er stand in der Nähe der Baumallee, die quer auf die Simmenthaler Landstraße einlief, und sah den gelben Omnibus vorüberfahren, in dessen Innern er die kleine Reisegesellschaft geborgen wußte.

Hansens scharfe Augen hatten ihn übrigens trotz des raschen Vorüberfahrens dort, ganz am anderen Ende der Straße, gesehen, er wollte es eben laut ausrufen, da fiel ihm glücklicherweise noch rechtzeitig das Verbot ein, das er übrigens sehr dumm und hinderlich fand. Er war auch ganz sicher, daß das auf die Dauer nicht ginge, daß er doch noch einmal mit einem ungeschickten Worte herausplatzen würde! Warum sollte nun auch gerade Rösli nicht wissen, daß der Geiger da sei, sie, die doch sein Spiel gar so gern anhörte? Hatte er sie doch, wie der Knabe steif und fest glaubte, durch die Erfüllung ihres Wunsches gerettet. Medizin hatte der Thuner Arzt ihr genug gegeben, der eine Löffel von dem Berner Professor, der war's auch nicht gewesen, der etwas geholfen! Warum sollte also die Wohlthat des jungen Herrn ein solches Geheimnis sein? Plötzlich blitzte es auf in den Augen des Knaben: er hatte die Lösung gefunden. Jawohl, der Geiger war eben ein Sonderling, der sonst nur für den Mond und die Sterne spielte, und weil er fürchten mußte, Rose möchte ihn wohl noch

manchmal bitten, ihr etwas vorzuspielen, das machte ihn wohl so scheu und widerspenstig.

Eben wollte er den Herrn Pfarrer fragen, ob das der richtige Grund sei, da legte dieser, Schweigen heischend, den Finger auf den Mund, denn die Schwester, erschöpft von der ungewohnten Anstrengung, war allmählich eingeschlafen.

So kehrte Hans wieder auf seinen Observationspunkt am Fenster zurück, doch wurde ihm bald die Aussicht über die weite Ebene, wo jetzt noch wenig Leben herrschte, und später auf den See, den er ja von der andern Seite kannte, höchst monoton, und er wandte seine Aufmerksamkeit der einzigen fremden Mitreisenden zu, welche sich bescheiden in die hinterste Ecke des Wagens gedrückt hatte. Sie war ärmlich gekleidet, und das dünne Tuch, das sie um hatte, mußte sie gerade auch nicht absonderlich erwärmen; sie hauchte ab und zu in die Hände, zog auch bald ihre dicken Schuhe aus, um ein wenig von dem Stroh, das zum Fußwärmen über den Boden des Wagens gebreitet war, auf die Sohlen zu legen. Zum großen Ergötzen von Hans standen die Strohenden oben heraus, als seien die Füße der Frau zwei Schollen Erde von einem Stoppelfeld. Neben sich hatte sie ein neues, dickes, in vielfacher Umwindung zum Kranz geschlungenes Seil liegen. Das mußte furchtbar lang sein, so oft wie es übereinander gelegt war! Als Hans zu diesem Teil seiner Betrachtungen angelangt war, wechselte er den Platz und setzte sich direkt neben den Gegenstand seiner Neugierde. Mit dem Finger sie verfolgend, fing

er leise an die Reihen zu zählen. Da erblickte er eine glänzend neue Sichel zwischen dem Seil eingebunden. Das war ein Anknüpfungspunkt!

„Ach! die habt Ihr gewiß bei Meister Helmbrecht in der Schmiede gekauft?"

„Freili," nickte die Frau, „der hat die besten!"

„Und wozu ist denn das Seil so dick und fest?"

„Ja, dös muß scho so si — denn's muß den Mann trage und die ganze Last, wenn er über die Buntschischlucht hinüber will zur andren Felswand auf den kürzern Weg zur Kirchen — oder um's Wildheu zu verkaufen drunten auf dem Markt von Weißenburg!"

„So, Ihr wohnt dort rum bei Weißenburg? Da fahren wir grad auch hin ins Bad — meine Schwester ist krank!"

„Das arme Jüngferli," sagte die Frau mit einem bedauernden Blick auf die Kranke, „'s schaut gar so elendiglich aus!"

„Ja, aber dort wird sie sicher wieder gesund! Ist das Badehaus groß, und sind viele Fremde drin?" fragte Hans wißbegierig weiter.

„Groß?" antwortete die Frau in einem Tone, als müsse sie sich die Frage erst selber vorlegen. „Aus der Nähe g'seh hab' ich's noch nie, und von da oben herunter schaun die Häuser winzig genug aus. Aber 's mueß schon so sein, denn zur hohe Sommerszeit halt's gar viele Menschen; das merken wir denn auch, und 's verdient sich manchs Fränkli dabei, wenn sie heraufkommen nach der Leiterweid, um das Seilreiten zu sehen."

„Seilreiten?“ rief Hans mit glänzenden Augen. „Da läßt sich der Bauer am Seil herunter ins Thal?“

„Nein, dös net; wir können von unsrer Alm an der steilen Felswand auch an Leitern herunter — aber dann müssen wir drüben überm Bach auf der andern Seite wieder hinauf, um auf den Weg zu kommen — das ist aber fast eine Stunde Umweg, und keine Kleinigkeit, die Lasten so felsab und bergauf zu schleppen. Jetzt hat der Mann das Seil über die Schlucht gefestigt, da geht's durch die Luft wie der Blitz hinüber.“

„Ei,“ rief Hans begeistert, „das muß ich sehen!“ und bewundert schaute er auf das dicke Paket an seiner Seite, das sich vor seinem Geiste urplötzlich aufwickelte und einem Seiltänzer als höchst behagliche Bahn diente, hoch oben am Himmel hin.

Während dessen rollte der Omnibus gleichmäßig weiter, dabei rutschte allmählich der Teppich, womit die schlafende Kranke bedeckt war, langsam herab und fiel endlich bei einem etwas härteren Stoß vollständig zu Boden, ohne daß Pfarrer Klein es bemerkte. Man fuhr dem linken Seeufer entlang. In dem ruhigen Wasser spiegelten sich die jenseitigen Berge mit ihren Wäldern und der dorfgeschmückte Strand; die Aussicht fesselte ihn, erst als die fremde Frau aufstand und herzukam, um den Teppich zurecht zu legen, merkte er, was geschehen war und nickte ihr freundlich dankend zu. Er sah dann mit Befriedigung, wie die Frau sorgfältig und sachte das wärmende Tuch um die Schlafende zurechtlegte und sich neben dieselbe setzte, um abermaliges Herabrutschen zu verhüten.

Daraufhin fing nun der Herr Pfarrer auch an, sich mit der Frau zu unterhalten, und bemerkend, daß er ihr die Fürsorge für die Kranke wohl anvertrauen konnte, stieg er in Gwatt, wo einige Minuten Aufenthalt waren, aus, um sich zum Postillon auf den Bock zu setzen und ihn etliches zu fragen über Land und Leute.

Da traf sich's denn sehr gut, daß gerade noch ein anderer Reisender mit aufstieg, der sich gar bald als ein sehr gelehrter Herr auswies, die Gegend hier nach allen Richtungen durchforscht hatte und sich mit dem wißbegierigen Pfarrer schnell in ein Gespräch einließ über das, was ihn selbst interessierte. Er begann:

„Wenn man so dahinfährt durch die Ebene von Thun aus, so meint man, man müsse endlich direkt an die hohe Wand der Stockhornkette kommen, die man den breiten Thalgrund abschließen sieht. Aber schauen Sie nur, je näher wir kommen, desto weiter schieben sich die hinteren Bergwände zurück; und wie malerisch lösen sich diese niederen, teils bewaldeten, teils angebauten Hügel vom Hintergrunde der himmelanstrebenden Felswände.

„Und so läuft dieser Hügelzug parallel der ganzen Stockhornkette entlang," erklärte der Fremde nach einer kleinen Pause eifrig weiter. „Überhaupt ist diese ganze Gegend von Spiez über Strättlingen, Amsoldingen und Thierachern, sowohl landschaftlich als geognostisch und historisch vom größten Interesse: es ist die ausgeprägteste, charakteristischste Moränenlandschaft*). Alle diese Hügel

*) Aus Thun und Umgegend. Desor — le paysage morainique.

sind ursprünglich nichts anderes als die in der Urzeit abgelagerten Schutthaufen der Gletscher. Das hat sich nun im Laufe der Jahrtausende bebaut und bewaldet. In grauer Vorzeit nämlich, die kein Menschenauge gesehen, bedeckte der Aargletscher von seinem Ursprung am Finsteraarhorn bis hinunter nach Bern das ganze Land; dort fand er sich zusammen mit dem noch viel mächtigeren Rhonegletscher. Hier bei Spiez, Strättlingen u. s. w. nahm er die Gletscherströme aus dem Frutigland und aus dem Simmenthal in sich auf. Infolge von erhöhter mittlerer Jahrestemperatur wichen die Gletscher allmählich zurück, und diese verschiedenen Stadien wurden bezeichnet durch enorme Geschiebsablagerungen. Diese sind es nun, die teils als sogenannte Lateral- oder Seitenmoränen, teils als Frontalmoränen die Längs- und Querhügelzüge bilden, die diese Landschaft auszeichnen und ihr ein so eigentümliches Gepräge geben."

„Nun," meinte Pfarrer Klein, „auf jeden Fall sind diese Erklärungen recht interessant, und die Gletscher haben's recht gemacht: sehen Sie nur, wie malerisch der Turm und das Schlößchen dort von der kleinen Höhe über das Tannenwäldchen heruntersieht."

„Das ist Strättlingen," erwiderte der andere, „dort habe ich mein Asyl für einige Wochen aufgeschlagen; man hat mir die Zimmer im Schlößchen freundlichst überlassen, da ich zu meinen kulturhistorischen Studien die Strättlinger Chronik und noch andere alt erhaltene Aktenstücke studieren muß. Ich suche nämlich zu einer Sammlung nach Liedern des Minnesängers Heinrich von

Strättlingen, habe aber bis jetzt nur drei auffinden können."

„Das ist ja derselbe, der die Chartreuse drüben bei Thun erbaut hat," bemerkte der Pfarrer, „und dessen Grabmal im Bächihölzli zu sehen ist; unter uralten Eichen eine Steinplatte mit eingehauener ganzer Figur des Ritters, und darüber steht geschrieben: ‚Hier im Schatten des Haines dichtete der edle Ritter Heinrich von Strättlingen, der Minnesänger, seine Lieder der Freud und der Minne!'"

„Ei, das ist mir ja sehr wertvoll, da werde ich in diesen Tagen hinübergehen," rief der Fremde vergnügt, worauf sein Nachbar ihm in sehr verbindlicher Weise erwiderte:

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie hinzuführen, wenn Sie Ihre Wanderung ein klein wenig ausdehnen und mich in Hilterfingen abholen wollten. Mein Name ist Klein, Pfarrer Klein in Hilterfingen — sehen Sie dort das Dorf etwas höher überm See — man sieht das Kirchlein genau. Die Aussicht von meinen Fenstern wird Sie gewiß erfreuen."

„Das nehme ich mit Dank an; darf ich mich Ihnen vorstellen: Professor v. Michaelis aus München, ich bin dort an der Universität und leider augenblicklich auf Urlaub."

„Leider?" fragte Klein lächelnd.

„Ja, da ich meine kranke Frau auf einige Wochen nach Weißenburg ins Bad gebracht habe. Ich will sie heute gerade einmal wieder besuchen, sie und mein

Töchterchen, das zur Pflege bei ihr ist. Ich selbst treibe mich während dieser Kur einstweilen hier in der Gegend studierend und forschend herum."

„Und mit bestem Erfolg, wie Sie eben bekundeten."

„Ja, wenn die Veranlassung des Urlaubs eine andere wäre, würde ich sicher nicht leider gesagt haben. Das Geschlecht der Strättlinger ist von der Sage mit reichem, glänzendem Schmuck umwoben worden, und ich habe manche hübsche Legende gefunden aus der Zeit ‚da Bertha spann', denn diese gute Burgunden-Königin soll ihm ja auch entstammt sein."

Bald war das Strättlinger Schlößchen den Augen der Reisenden entrückt; die überwaldeten Hügel drängten sich enger aneinander, das schmaler werdende Thal gewann immer mehr an wilder Romantik, und schon hörte man das Rauschen des wilden Bergstroms, der aus der Vereinigung der Simmis und der Kander gebildet ist. Da machte der Postillon einen Augenblick Halt und wies mit der Peitsche nach dem gegenüberliegenden Berg. Ein tiefer, senkrechter Einschnitt, durch welchen das sprudelnde Wasser über Fels und Geröll dahin rauschte, ließ nochmals einen Blick frei auf den tiefer unten liegenden blauen See.

„Dös habe die Herre von Bern mache lasse — 's möge scho an die hundert Jährli her sein," erklärte der Postillon, „und seitdem fließet die Kander gradaus in den See und verwüstet's Ländli nicht mehr."

„Ja," fügte Professor Michaelis bei, „früher, ehe der Berg durchstochen war, da ist der oft furchtbar an-

geschwollene Bergbach erst eine Stunde unterhalb Thun in die Aar geflossen und soll oft genug die schrecklichsten Verheerungen angerichtet haben, indem er die ganze flache Gegend der Allmend überschwemmte. Jetzt ist der See ein natürlicher Regulator."

Der Weg lief nun der schäumenden Kander entgegen, das Thal weitete sich wieder, und bald sah man die tief überhängenden Strohdächer und die Kirche von Wimmis.

Hier war man ungefähr halbweges; es wurde ein kurzer Halt gemacht, den der Pfarrer benutzte, um im Innern des Wagens wieder nach der Kranken zu sehen. Schon kam ihm die Älplerin entgegen und berichtete, daß das Jüngferli dürste, und sie wolle ihr eine „Milli" im Stall des Wirtes melken lassen.

Rose bat den Pfarrer, nur ruhig draußen sitzen zu bleiben, die gute Frau sei so besorgt um sie, und sie habe bereits vollkommen Freundschaft mit ihr geschlossen.

„Ja," rief auch Hans, „wir wissen schon alles von ihr, wieviel Ziegen sie hat, und wieviel Hühner, und wieviel Schweinli, und wieviel Kinder. Und ihr Bub, der Friedliseppel, der jünger ist als ich, reitet auch schon auf dem Seil hoch übers Thal. Das muß zu schön sein!"

Pfarrer Klein sah des Knaben leuchtende Augen; ein Gedanke durchzuckte ihn:

„Du wirst das aber hübsch bleiben lassen," sagte er, „so etwas muß man gar sehr gewohnt sein, sonst erfaßt einem der Schwindel, und man stürzt in die Tiefe!"

Eben kam die Frau wieder herein mit der schäumenden Milch, und der Postillon blies zur Abfahrt.

Alles nahm seine Sitze ein, und fort ging es, lustig weiter in das schöne grüne Simmenthal hinein, am Fuße des gewaltigen Niessen hin. Glitzernd lag die Sonne auf den feuchten Wiesen, hing an den moosübersponnenen Halden und lockte am Gesträuch die ersten Knospentriebe hervor; freilich, das Laubholz war noch kahl und blattlos, aber überall die immer grünen Tannen, das üppig wuchernde Epheu, das sich bald um einen alten Baumstamm, bald um ein verwittertes Bildstöcklein am Wege emporrankte. Dort eine baufällige Hütte an bemoosten Felsgrad gelehnt, dann wieder einige Häuser, die sich wie ein verlorenes Dorf hinter Gebüsch verstecken, eine Herde im umfriedeten Wiesengrund, Quellen und Waldbäche, welche in dieser wasserreichen ersten Frühlingszeit doppelt reichlich an den Felswänden herunterfließen — kurz, wer könnte sie alle beschreiben, die Schönheiten, die sich hier dem Auge des Reisenden so verschwenderisch bieten!

Die beiden Herren im Coupé hatten sich Zigarren angezündet und freuten sich in gemütlicher Behaglichkeit und heiterem Geplauder all der Bilder, die wechselnd an ihnen vorüberzogen. Nur in dem pferde- und rindviehreichen Erlenbach, das sie nach einer Stunde erreichten, war wegen dem Geläute und Gebrüll der zur Tränke ziehenden Kühe jede Unterhaltung unmöglich. Dafür ergötzten sie sich am Anblick der herrlichen kraftstrotzenden Tiere.

Immer enger wurde das Thal, von beiden Seiten türmten sich die Felswände in die Höhe, rauschend strömte die Simme durch die Tiefe — nach einer weiteren Stunde endlich sah man die Balkenhäuser, die breiten, felsstückbeschwerten Dächer von Weißenburg.

Hier hatte der Postillon ein ganz besonderes Vergnügen, sein Liedlein zu blasen, denn von allen Seiten kam ihm das Echo zurück, als habe er mit seinem Posthorn ein ganzes Heer schlummernder Musikanten aufgeweckt, die nun wetteiferten, ihm Antwort zu geben, und noch als der Wagen bereits vor dem Wirtshause hielt, kamen aus der Ferne die letzten verhallenden Klänge.

Schon lange vorher hatten sich unter dem großen Thorbogen der Wirt und die sonstigen Bewohner versammelt, denn das tägliche Ankommen der Post war stets ein Ereignis im Orte. Auf dem Trittstein neben dem Thor stand ein zierliches Mädchen, dessen rotes Haar man schon von ferne in der Sonne leuchten sah. Es winkte unablässig mit dem Taschentuch, bis der Wagen nahe genug war, daß es ihm entgegeneilen konnte. Dann lief es nebenher; zum offenen Coupé schauend warf es eine Kußhand hinauf, und folgendes Gespräch flog her und hin über die rollenden Räder.

„Das ist einmal schön, Papa, daß du uns besuchst!"

„Nun, Friederike, wie geht es der Mama?"

„Recht ordentlich; aber ich bin allein hier, dich abzuholen!"

„Natürlich! Das wäre doch auch ein Unsinn gewesen! Ist ein Maultier für mich da?"

„Ja, aber ich habe vorerst hier ein Frühstück bestellt. Weißt du, Papa, ich muß mich auch erst stärken, um den steilen Weg ins Bad zurückzunehmen; hierher bin ich zwar geritten; du aber wirst nach der langen Fahrt auch hungrig sein!"

Bald stand der Wagen; Professor v. Michaelis stieg bedächtig herunter, wurde stürmisch von seinem Töchterchen gegrüßt und geküßt und, gefolgt vom Wirt, nach dem Zimmer geführt, wo das Frühstück hergerichtet war.

Unterdessen hatte Pfarrer Klein mit einigen Trägern verhandelt, aber erst als der alte, durch zwei Stangen zur Sänfte hergerichtete Ledersessel bereit stand, wurde Rose geholt, welche die gute Älplerin auf ihren kräftigen Armen selbst zum Omnibus heraustrug, auf den Tragsessel brachte und warm mit Decken verwahrte. Zwei sehnige Simmenthäler hoben leicht den Sessel empor, und so setzte sich der kleine Zug ohne Verschub in Bewegung. Hans schritt voran, neben dem Burschen, der auf einem Gestell über Schulter und Kopf das Gepäck den jähen Pfad so leicht hinauftrug, als fühle er gar keine Belastung.

Auch Pfarrer Klein schritt rüstig einher, er war gut zu Fuß und hatte ein Maultier verächtlich verschmäht. „Ich bin kein Engländer," sagte er. Die Frau schritt neben dem Tragsessel her, ihr Pfad nach der Alm zweigte erst weiter oben ab.

Im steten Zickzack ging's hinauf, immer höher über Weißenburg hin, das bald unten in senkrechter Tiefe lag. Endlich nach mühseligem Steigen war die Höhe erreicht;

hier von der überhängenden Felswand hätte man den Leuten in die Stuben sehen können, wenn die Dächer abgedeckt gewesen wären.

Nun ging's am steilen Abhang der Schlucht entlang, aus deren Tiefen das Rauschen und Toben des wilden Buntschibaches heraufdrang; manchmal auch leuchtete sein weißer Schaum zwischen den Gipfeln hoher, prachtvoller Tannen, die ab und zu noch Fuß gefaßt hatten an der abgrundjähen Felswand. So tief der Schlund nach unten, so hoch über den Köpfen der Wanderer erhob sich noch die felsige, meist dicht bewaldete Wand der Schlucht.

Als sich endlich der Pfad senkte, streckte Rose dankend der guten Frau ihre Hand entgegen, denn diese hatte ihr eben den kleinen Fußpfad gezeigt, auf welchem sie den Heimweg abkürzen könne. Aber die Frau schüttelte den Kopf.

„Nei, dös lass' i mir heut scho nit nehme, das Jüngferli bis ins Bad zu begleite — den Umweg mach' ich schon gern, und 's dauert auch nimmer lang, so sind wir herunten."

In der That, bald sah man zwischen den Bäumen hindurch in den Kessel, wo der Buntschibach die Schlucht etwas weiter ausgefressen hatte. Da stand an die hohe Felswand gelehnt, auf künstlich geebnetem Platz, ein hohes, vielfenstriges, einfaches Haus.

Einer der Träger deutete hinunter: „Das ist das neue Bad!" sagte er.

„Geschützt liegt das allerdings," meinte der Pfarrer,

„und jetzt scheint die Sonne auch recht lieblich in die Schlucht; aber früh wird sie für die da unten nicht aufgehen; ist's nicht ein bißchen trüb und düster für Kranke?"

„O nein, des grad nit; aber freili, wenn die Berge ihre grauen Nebelkappen aufsetzen, dann wird's im hintern Bad gar nicht Tag und im vordern nur halb; doch sonst ist's schön genug. Im hohen Sommer scheint die Sonne von neun bis drei Uhr."

„Wo ist denn das Armenbad?"

„Ja, das liegt ein Viertelstündli weiter hinten an den warmen Quellen; dort verengert sich die Schlucht so nach oben, daß man den Himmel zwischen den Felsen nur sehen kann, wenn man sich auf den Rücken legt, und Sonne hat man dort nie."

Im Bade unten waren die Ankömmlinge schon gesehen worden, welche langsam den gewundenen Fußpfad herunterkamen. Einige Fenster öffneten sich, und verschiedene Gestalten erschienen im Thorbogen. Es waren außer einigen Knechten und Mägden der Wirt, der Doktor und dessen große, stämmige, aber gutmütig dreinschauende Frau. Sehr freundlich und besorgt trat diese auf die Kranke zu, da der Tragsessel nun vor der Pforte niedergesetzt war; mit teilnehmenden und zuversichtlichen Worten grüßte sie Rose, als sie aber in die tiefliegenden Augen sah, machte sie ein gar bedenkliches Gesicht und beeilte sich, sie mit Hilfe der Frau in das nette kleine Zimmerchen zu bringen, das sehr angenehm und behaglich für den Empfang hergerichtet war.

Die gute Älplerin hatte in den kurzen Stunden der gemeinsamen Fahrt, durch die Sorgfalt, die sie ihr gewidmet, Rosens ganzes Herz gewonnen, nun dankte ihr das Mädchen mit innigen Worten. Da sah auch die Frau Doktor, welche bisher nur Augen für die schöne junge Kranke gehabt, die Frau näher an.

„Ach! Ihr seid's, Frau Scheitlin; grüeß Gott! Was macht denn Ihr herunten in der Schlucht? Das ist wohl auch das erste Mal?"

„Ja, ich hab' zu Thun ein frisch Seil holen müssen, das alte thut's nimmer lang."

„Seid nur vorsichtig, Frau, und prägt's auch dem Hansjörgi nur recht ein, daß er sich nicht mehr mit Fremden auf dergleichen einläßt, wie im vergangenen Jahr, mag einer noch so viel Geld bieten. Das kann uns ja unser ganzes Bad in Verruf bringen."

„Bhüet Gott! Tag und Nacht haben wir die grausige Geschicht' nicht vergessen können — nein, fürs Leben läßt mein Mann keinen Fremden mehr über die Schlucht!"

Rose hatte aufgehorcht. „Was war's?" fragte sie mit leisem Schauder.

„Das erzähl' ich Euch ein andermal, Jungfer; jetzt solltet Ihr gleich Euch niederlegen und ausruhen von der Fahrt. Aber zuerst bring' ich Euch ein klein Frühstück herauf und der Frau Scheitlin da einen Schnaps als Stärkung auf den Weg. Sollt sehen, Jungferli, bei uns wird's schon besser werden, mein lieber Mann ist ein gar geschickter Doktor, und unsere Neuwassernymphe, wie die feinen Patientinnen sagen, ist weit berühmt."

Mittlerweile hatte Pfarrer Klein mit dem Arzte Rücksprache genommen, ihm das nötige Geld überantwortet und mit dem Wirte die Pension geregelt. Hans bekam ein kleines Kämmerlein für sich, er wurde in der Kost den Kindern des Wirtes zugesellt, während die Frau Doktor sich gern bereit erklärte, Rose ganz bei sich aufzunehmen, wie sie dieselbe schon in das Zimmer ihrer Tochter einquartiert hatte, welche erst vor kurzem in ein Erziehungsinstitut nach Frankreich gebracht worden war.

Es waren trotz der frühen Saison schon verschiedene Kranke da, junge Männer, Frauen und Mädchen, von Müttern oder Tanten begleitet, meist magere Gestalten mit eingesunkener Brust, langem vorgestrecktem Hals und den verdächtigen Rosen auf den Wangen, mehr Einheimische als Fremde. Als Pfarrer Klein am gemeinsamen Speisetische sich umsah, und das unheimliche Hüsteln und Husten vernahm, wollte ihm fast der Mut versagen, aber es herrschte so viel Munterkeit und fröhliches Geplauder unter den verschiedenen Gruppen, daß auch ihm die Zuversicht zurückkam.

Hier traf er auch wieder mit seinem Reisegefährten zusammen, der einstweilen nachgekommen war. Frau von Michaelis war nicht so leidend, daß sie nicht hätte erscheinen können, so lernte Pfarrer Klein auch sie und das nette rothaarige Töchterlein kennen und bat diese beiden, sich des kranken Mädchens, das er hergeleitet habe, freundlich annehmen zu wollen, da er selbst nicht bleiben könne. Was er in kurzen Worten von ihr erzählte, erweckte die größte Teilnahme; hauptsächlich Friederike

fühlte sich schon jetzt mit schwärmerischer Sympathie zu ihr hingezogen und war sehr gespannt, sie kennen zu lernen.

So konnte Klein ruhig am andern Tage Abschied nehmen von seinem Schützling, er wußte ihn in guten Händen.

Für die Heimfahrt freute er sich auf das abermalige Zusammensein mit Professor v. Michaelis, der nach kurzem Besuch auch wieder zurückfuhr auf sein Strättlinger Schloß.

Friederike hätte den Vater gern wieder bis Weißenburg begleitet, aber die Mutter konnte sie diesmal nicht so lange entbehren, so ging sie mit Hans nur bis an den Waldesrand und kam dann in großer Eile zurück. Aber sie trat nicht ins Haus, sondern stellte sich hinauf auf die neben dem Thore angebrachte Bank, um noch mit dem Taschentuche zu winken, wenn die Wanderer an einer etwas höher liegenden Lichtung der Felswand zum letztenmal herunter grüßen würden.

Da, wie diese eben erscheinen mußten, öffnete sich ihr zur Seite das Fenster, und eine schmale hohe Gestalt erschien in der Umrahmung, ein wunderholdes Antlitz, aber so bleich und durchsichtig die verklärten Züge, daß, wären die großen Augen nicht gewesen, man sie erschrocken für eine Tote hätte halten können.

Unwillkürlich hatte Friederike sich beim Klingen des Fensters gewendet, da ließ sie die Hand mit dem Tuche sinken und schaute eine Weile wie verzaubert die Fremde an. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und wie

angezogen durch unwiderstehliche Gewalt, bog sie sich vor und schlang den Arm um den Nacken des Mädchens, an das sie seit gestern immer hatte denken müssen, ohne es sich doch so traumhaft schön vorstellen zu können.

Hochauf glühten ihre Wangen, als sie ihr blühendes Antlitz an das der Fremden schmiegte, und während ihr rotes Blondhaar von den schwarzen Flechten abstach wie eitel Gold, berührte sie mit ihren kirschroten Lippen den bleichen Mund und hauchte leise:

„Du arme weiße Rose, ich will dich pflegen, und dein Leid mußt du mir vertrauen, dann werden deine Wangen wieder aufblühen mit dem Frühling, der jetzt ins Land kommt!“

Ein ferner freudiger Jodler von heller Knabenstimme tönte von der Bergwand herunter, wie zur bejahenden glücklichen Antwort.

Die Wanderer hatten die Lichtung erreicht, und Hans, der bis zur Felsplatte mitging, deutete hinunter, wo vor dem Hause zwei weiße Tücher hin und her flatterten und sich verschlangen mit den Händen der Winkenden.

17. Weißenburg.

Und der Frühling war voll eingezogen in das Land. Alles ringsum, selbst die schattentiefe Weißenburger Schlucht hatte er überschüttet mit seinen Knospen und Blüten und ausgeschmückt mit seinem jungen Grün. In Strauch und Buschwerk ließen die Vögel ihr hellschmetternd Willkommlied ertönen, und aus den Gründen und Schlünden hatte die warme Mittagssonne die letzte Spur von Eis und Schnee hinweggeküßt. Aus dem grünen Moos der Bergwand lugten tausendfältig die blauen Veilchen und verbreiteten berauschenden Duft, wenn sie in Fülle gepflückt die Körbe der zwei jungen Mädchen füllten, die, ein gar ungleiches, aber liebliches Schwesternpaar, täglich die Halden und Waldwege zusammen durchstreiften.

Wenige Wochen erst waren verflossen, seit Rose angekommen, aber ein Wunder hatte die Quellennymphe an ihr gewirkt; oder war es die stärkende reine Luft? Denn nur wenig hatten ihre Lippen den Becher mit dem dampfenden Wasser berührt. Das war kein langsam Genesen bei ihr, das war ein freudig rasch Erblühen. Wie die Ursache der Krankheit ein Geheimnis geblieben,

so stand der Arzt vor dieser zauberschnellen Wendung zu völliger Gesundheit wieder vor einem Rätsel. Denn ob auch die Frau Doktor ihres Doktors Geschicklichkeit jubelnd pries, er wußte am besten, wie wenig er dazu gethan, wohl aber, daß die jugendstarke Natur sich selber geholfen.

Ja! der Frühling mit seiner Allgewalt! Auch auf Rosens sonst so blasse Wangen hatte er einen zarten Schimmer seiner Glut gehaucht. In schwärmerischer Freundschaft hatte die lebhafte Friederike sich mit Rose verbunden und hing ihr an in unwandelbarer Verehrung. Die junge Schweizerin nahm dankbar hin, was ihr so freundlich geboten wurde, aber viel erwidern konnte sie nicht, stets gewohnt, einsam zu sein, sinnend und träumend und des Ausdrucks ihrer Gefühle nur fähig, wenn sie den geliebten Bruder neckend an sich heranzog, war ihr dieses plötzliche, immerwährende Zusammensein mit einem so ganz anders gearteten Wesen oft ermüdend genug, aber herzensgut wie sie war und gewohnt, an sich selbst zuletzt zu denken, ließ sie alles geduldig über sich ergehen. Auch war sie durch Friederike vor der Neugier anderer Badegäste geschützt, da dieselbe eine leichte Art hatte, jeder Annäherung anderer mit eifersüchtigem Geschick auszuweichen. Und Rose konnte nicht umhin, der lustigen Gespielin von Herzen gut zu sein; sie gewöhnte sich auch nach und nach an das heitere Geplauder neben ihr, sie brauchte ja selbst dabei nicht viel zu reden. Oft, wenn ihre Gedanken sich eigenmächtig andere Wege bahnten, kam es ihr vor, als schritte sie einem Bächlein zur Seite,

dessen immerwährendes Gemurmel gar nicht vermochte, sie irgendwie zu stören.

Heute aber, endlich einmal konnte sie so recht nach Herzenslust für sich allein den Walddust einatmen, den Vöglein zuhören und die Veilchen in ihrem Schoße zum Kranze fügen: das murmelnde Bächlein mußte früher denn sonst zu Thal niederrauschen — noch sah man das helle Gewand zwischen den Baumstämmen durchschimmern, ein letztes Addio klang verhallend herauf und mischte sich mit dem tiefen Seufzer Rosens, der wie Erlösung ihrer Brust entstieg.

Sie ließ die Hände sinken, die an dem Veilchenkranz noch fleißig gearbeitet hatten, lehnte den Kopf an den bemoosten Baumstamm, auf dessen Wurzeln sie zwischen hohem Farnkraut saß, das ringsum an ihr emporstrebte, und ließ ihre Gedanken über die vergangene Zeit zurückstreifen.

Wie war es nur gekommen, daß sie dem Tode entgangen, dem sie so sicher ins Auge geblickt, sie wußte noch wohl all die bangen Ahnungen, als sie immer schwächer und elender wurde, und dann die furchtbare Gewißheit, daß sie sterben müsse, als an jenem Morgen die Vorhänge ihres Bettes um sie geschlossen blieben. Doch was sie sich weiter erinnerte, das war gewiß nur Traum, aber ein Traum, so klar, so wirklich, als sei er eben so wahr, wie die Nacht auf dem Grüsisberg. Um sie herum ein Meer von Blumen, sie lag eingebettet unter all den rankenden Pflanzen; die aber verbreiteten einen Duft, ach! so betäubend und stark, daß es ihr den

Atem benahm, und die wuchsen um sie empor, immer mehr und immer mehr, bis sie all die weißen Vorhänge übersponnen hatten. Zwischen dem Gerank hatte sie Gesichter geschaut, fremde und bekannte, und Hände hatten sich nach ihr ausgestreckt, die wollten sie herausziehen aus dem Blumenmeer, das sie immer mehr umflutete — aber sie verschwanden auch wieder und konnten ihr nicht helfen, und Verzweiflung erfaßte sie mit namenloser Angst. Da zog ein Hauch durch die Luft, ein Tönen und Klingen und verjagte den giftigen Duft, der sie töten wollte, und die Blumen sanken und sanken immer tiefer in den See, an dessen Ufern sie stand, und gaben sie frei aus ihrer Verschlingung. Aber weit in der Ferne über den See hin, daß sein weißes Gewand die Wellen kräuselnd berührte, schwebte ein Engel und schlug die Harfe, von der die erlösenden Töne kamen. Nein, ein Segelschiff war's, das glitt über die Wellen dahin, und die Klänge wurden lauter und voller, es waren die Geigentöne, die sie so heiß ersehnt, und als der Kahn näher kam, da sah sie in ein blasses Antlitz, in die großen, blauen, traurigen Augen, die sie so wohl kannte, und all das tötende Sehnen schwand dahin unter seinem friedebringenden Liede, und im Bewußtsein seiner Nähe kam ein himmlisches Gefühl seliger Ruhe über sie.

Nun aber in der Erinnerung an den Traum schlugen ihre Pulse in fiebernder Hast: wie war es möglich, daß sie ihn so nahe gefühlt, auch nur im Traum, ihn, der doch so fern — so sehr fern weilte, der ihrer wohl nie mehr gedacht, seitdem er geschieden!

Ein lautes, fröhliches Jauchzen unterbrach ihr Sinnen, Hans stürmte atemlos heran:

„Gefunden, gefunden!“ rief er frohlockend. „Jetzt komm einmal gleich bis herauf zur Almhütte — sie sammeln Laub drüben über der Schlucht, da sollst du sehen, wie der Senne übers Thal fliegt.“

„Nein,“ antwortete Rose schaudernd, „ich mag nicht. Ich sah das Seil schon unten, ’s ist wie ein Sommerfaden, der sich von einem Felsen zum andern spinnt; mir graut’s, wenn ich nur daran denke, daß ein Mensch über der furchtbaren Tiefe hängen soll.“

„Es ist ganz sicher,“ wiederholte Hans und drängte und bat, ihm zu folgen.

„Laß mich erst meinen Kranz fertig machen,“ antwortete sie endlich.

„Freili, ja,“ versetzte der Knabe, indem er sich neben sie niederließ und ihr Veilchen aus der Schürze zureichte, „es hat noch lange Zeit, vor einer Stunde kommen sie nicht wieder herüber. Ei, wie schön ist dein Kranz, man sieht, welch Geschick du hast!“

Sie antwortete nicht, aber in der Lust der gewohnten Beschäftigung fühlte sie erst recht: jetzt war sie wieder ganz gesund, und junger Lebensmut und frische Kraft durchströmten ihr ganzes Wesen. Zum erstenmal dachte sie darüber nach, wie lange sie nicht gearbeitet, und daß wohl Pfarrer Klein alles Geld verbraucht habe, welches sie ihm nach und nach zum Aufbewahren gegeben. Es mußte mehr sein, viel, viel mehr als ihre Ersparnisse, denn wie lange hatte sie nichts verdient, und der Auf-

enthalt hier im Bad war doch auch sehr kostspielig! Ihre Augen blitzten auf, sie wußte es nun: das war das Geld vom jungen Herrn, das er einst dem Pfarrer für die Waisen zurückgelassen. Als ihr so die Gedanken der Reihe nach kamen, ließ sie den Kranz in den Schoß sinken, preßte die Hände wie mit Dankesgruß fest ineinander und hob den leuchtenden Blick segenflehend zum Himmel empor: ja, er — er — der blasse Geiger war wirklich ihr rettender Engel gewesen — wenn sie ihm doch danken könnte!

Hans sah sie erstaunt an, er stand auf und nahm sie um den Hals:

„Rösli, gelt, du denkst, jetzt müßtest wieder arbeiten so alle Tage und dich mühen und fleißig sein wie früher.“

„O ja,“ rief sie, „wir wollen zurück — ich bin ganz gesund und —“

„Nein, o nein,“ eiferte der Knabe, „das sollst du gar nicht mehr — das leidet der junge Herr Kermatten gar nicht — weißt du, er will, wir sollen seine Kinder sein!“

„Was meinst du, Hans? Wer leidet es nicht? Wessen Kinder sollen wir sein?“

„Ach! ich hab's nicht sagen sollen! Du weißt ja nicht, daß er da war, wie du krank warst, an deinem Bett — er hat gespielt, damit du einschlafen solltest.“

„Wer — wer war da?“

„Der Geiger — aber sag's nicht, daß ich's ausgeplaudert hab'. Du sollst es ja nicht wissen, weil sie glauben, du könntest ihn nicht leiden, und doch will er

uns Vater sein, — denn er hat — es war etwas mit unsrer Mutter — ich weiß nicht, wie das ist, aber Pfarrer Klein, der weiß alles."

Rose hörte nur unklar, was Hans weiter erzählte — also doch! Ihr Gefühl hatte sie nicht getäuscht, er war ihr nahe gewesen — jene Töne, die sie gehört, sie waren kein Traum. Und er — er konnte glauben, sie wolle ihn nicht sehen — er hielt sie wohl für sehr undankbar — jawohl — weil sie damals seine Hilfe abgelehnt. O, der Himmel hatte ihren Hochmut, ihren stolzen Sinn gedemütigt, jetzt war sie nur zu gern bereit, alles, alles hinzunehmen, wie er es wollte. Sie mußte an Pfarrer Klein schreiben — heute noch — er sollte es sagen, wie dankbar sie sei.

Mechanisch hatte sie indes den Kranz vollendet und drückte ihn, aufstehend, dem Bruder aufs Haupt. Der aber rief:

„Das schickt sich nicht für Buben — da — setz ihn selber auf, siehst du, er paßt dir herrlich! Jetzt aber komm hinauf auf die Platte, sie müssen nun bald mit dem Laubsammeln fertig sein."

So that sie ihm denn den Gefallen und ließ sich von ihm führen, während ihre Gedanken weit, weit ab waren.

Sie hatten lange und jäh zu steigen und kamen endlich auf der Höhe durch einen Forst der schönsten Edeltannen. Da sie aus diesem heraustraten, breitete sich eine schmale, grüne Ebene vor ihnen aus, auf der die zwei Kühe und die Ziegen des Alplers weideten. Da

wo die Halde wieder sanft zu steigen begann, lag sein kleines braunes Blockhäuschen unter dem Schutze einiger dunklen Tannen; nach links war der jähe Abgrund und zeigte sich, schroff abgeschnitten, die äußerste Kante des Erdreichs. Fast lotrecht sank die steile Felswand wohl sechshundert Schritt in die Tiefe hinab. Unten schäumte und tobte der Wildbach zwischen hohen Felsblöcken dahin. Die furchtbare Erdspalte mochte eine Breite von achtzig Klafter haben, und jenseits des Baches erhob sich die Felswand wieder eben so steil und schwindelnd in die Höhe. An zwei Tannen, diesseits und jenseits, war das Seil über den gähnenden Abgrund gespannt.

„Siehst du,“ rief Hans, indem er hinüber deutete, wo der Älpler mit seiner Frau und dem Bub eben beschäftigt waren, die Laubsäcke mit dem eingebrachten Vorrate zu füllen, „jetzt kommen wir gerade recht!“

Er trat vor an den Felsenrand, erhob einen lauten Juchzer, der von dem kleinen Bub drüben auch gleich freudig erwidert wurde; auch die Frau schaute auf, und Rose gewahrend, rief sie ein lautes: „Gottwilche bi us!“ herüber, und machte Zeichen, daß sie sogleich bei ihr sein würde.

Hans war außer sich vor Freude, daß nun Rose endlich die Luftfahrt sehen sollte. Diese aber ging zurück ans Haus und lehnte sich an die Wand, als müsse sie selbst eine feste Stütze haben, um nicht umzusinken. Sie sah noch, wie der Bub drüben sich einsetzte in eine Schlinge, welche an dem Seil befestigt war, sie sah, wie sein Vater

ihn hochhielt und losschleuderte, dann schloß sie, überwältigt von innerem Schauder, die Augen, und erst als sie nach kaum einer Minute Hansens stürmische Begrüßung diesseits hörte, schaute sie erleichtert und tief aufatmend auf.

Der Bub stand ungefährdet neben ihrem Bruder an der Tanne, jetzt trat auch sie herbei und schaute mit Schrecken der Sache näher zu.

Es war der Gabelast einer Hainbuche, an dessen fußlangen Zinken der Strick zum Sitzen befestigt war, und der glatt geschält rittlings über dem Seile hing. Das große Tau war in ziemlicher Höhe um die Tannen geschlungen; es hing nicht straff, sondern in leisem Bogen; der bei der ersten Hälfte der Fahrt erhaltene starke Schwung mußte den Seilreiter auf der andern Seite wieder in die Höhe treiben, wie Rose dies an den Laubsäcken sah, die eben an ähnlichen Haken herübergeschleudert wurden. Der Alplersbub hielt sie kunstgerecht an, daß sie nicht wieder zurückrutschten.

Jetzt setzte sich drüben auch die Frau in der Schlinge zurecht; der Mann prüfte vorher noch mit großer Sorgfalt, ob die Schlinge gut befestigt sei; dann faßte sie mit der einen Hand den Gabelast, mit der andern das Tau.

„Da hat sie ein Büschel Heu drin," erklärte Hans, „damit die Hand nicht aufgerieben wird; denn mit der rechten Hand muß sie sich zurückhalten können, damit sie nicht mit zu großer Gewalt an den Baum hier geschleudert wird, und mit der andern hält sie sich am

Ast — das weiß ich schon alles," setzte er stolz und mit hochgerötetem Kopf hinzu, „es ist gar keine Kunst dabei, und ich —"

In dem Augenblick ließ der Alpler die Frau los und wie ein Pfeil kam sie über den Abgrund geflogen. Wenige Augenblicke später folgte der Mann.

Noch stand Rose sprachlos und zitternd da, doch die freundliche Begrüßung der Alplerin verjagte bald den fröstelnden Schauder; nur als sie hörte, wie Hans den Mann bat, ihn auch einmal fliegen zu lassen, wandte sie sich entsetzt um. Zu ihrer Beruhigung sah sie, daß der Alpler mit entschiedener Verneinung den Kopf schüttelte und sprach:

„So leicht ist das Kunststück denn doch nicht, es muß es einer schon sehr gewohnt sein; denn wenn er das Tau nicht fest genug hält, kann er leicht durch die Gewalt des Schwunges aus der Schlinge geworfen werden, oder es erfaßt ihn mitten auf der Bahn der Schwindel, daß er losläßt und in die Tiefe stürzt."

„Ich bin aber ganz schwindelfrei," versicherte Hans wieder.

Die Frau sah Rose gerade an und erriet, was sie dachte.

„Gelt, Mann, das Jüngferli braucht sich nicht zu ängstigen, du gibst's nicht zu, und sieh," fügte sie zu Hans hinzu, „sieh meine geschundenen Händ', wenn ich auch den Büschel Heu nehm', ich fühl's jedesmal. Jetzt aber, weißt was?" sprach sie weiter, um Hans auf andere Gedanken zu bringen, „lauft, ihr Buben, und

fangt mir die Bless' ein, das Ziegenmekerl dort; da soll das Jüngferli einmal ein Glas würzige Alpenmilch trinken. Solche ‚Milli' versteht's noch besser, rote Backen zu machen, als das weißschäumende Quellwasser da unten."

Doch zu lange ließ sich Rose nicht halten bei der freundlichen Alplerin auf der Hüttenbank: sie müsse noch einen Brief schreiben, der morgen mit der Frühpost fort solle, und unten in der Kluft würde es schon Abend sein, bis sie nur hinunter komme.

So betrat sie denn wieder den moosigen Waldweg, wählte aber den etwas weiteren, der nicht so steil bergab, sondern durch den höheren Tannenwald führte. Hans war nur ab und zu an ihrer Seite; zwischen den Stämmen quer hindurchspringend, schnitt er die Zickzackwege ab, wartete dann wohl ein Weilchen, aber kaum, daß ihn die Schwester erreicht hatte, war er auch schon wieder fort.

Sie dachte nicht mehr an die Leiterweid, an das Seil und die Alplersleute, wohl aber daran, daß sie dem jungen Herrn dienen dürfe, wie sie dem alten Herrn gedient, daß sie wieder eine Heimat haben solle, und ihr Herz war übervoll von Freude und Glück.

Die Sonne, auf dieser Höhe noch schräg hereinfallend in den Wald, spielte mit dem Veilchenkranz auf ihrem Kopfe und entlockte ihm den süßesten Duft; sie hatte vergessen, daß sie also geschmückt sei, nur in dem Duft und in der schönen Waldesluft und in der Freude, die

sie im Herzen trug, rang sich ein frohlockendes Frühlingslied jubelnd von ihren Lippen.

Da sie den zweiten Vers beginnen wollte und zufällig die Augen aufschlug, sah sie zwischen den Bäumen hindurch einen Fremden auf einem der Querwege ihr entgegenkommen; so nahm sie den Gesang nicht wieder auf und ging schweigend weiter.

Gerade wo die Wege sich kreuzten, trafen sie zusammen; ihr kam das von blondem Haar und Bart umgebene Gesicht, die schlanke, vornehme Gestalt des jungen Mannes sehr bekannt vor, ohne daß sie sich so rasch erinnern konnte, wo sie ihn schon gesehen hatte; es war keiner der anderen Kurgäste, sie wollte grußlos vorübergehen, da hörte sie, wie er in halblautem, begeistertem Tone den Schluß eines Geibelschen Gedichtes vor sich hin sagte, das sie auch schon gelesen:

„Und aus den Büschen tritt, den Blick voll Glanz,
Im goldnen Haar den jungen Veilchenkranz,
Die Muse lächelnd ihm entgegen."

Jetzt war er ihr ganz nahe und vertrat ihr den Weg.

„Rose von Allmen — Sie sind's — Sie müssen es sein!" sagte er in leise fragendem Tone und doch zugleich im Blick vollkommene Gewißheit ausdrückend.

„Sie kennen mich?" fragte sie, indem sie die großen Augen erstaunt zu ihm aufschlug.

„Jawohl," erwiderte er jetzt freudig und sicher, „trotz der Veilchen erkannte ich die Rose, die Rose von Allmen — die Rose vom Inseli auf den ersten Blick."

Mit dem Worte Inseli erwachte auch in ihr die Erinnerung, sie wußte nun, daß es ein Verwandter des alten Herrn war — der Maler, der einst so zufällig Einkehr gehalten.

„Ach! Sie sind's, Herr von Walderfeld," sagte sie, indem sie ihm freundlich die Hand zum Willkomm reichte, während sie mit der anderen den vergessenen Veilchenkranz, an den sie durch seine Worte gemahnt worden war, vom Kopfe nehmen wollte. „Mein Brüderli hat ihn mir aufgesetzt," fügte sie mit leichtem Lächeln wie entschuldigend bei. Er aber hinderte sie.

„Nein, lassen Sie, er sieht gar anmutig aus und paßt so recht in diesen Frühlingsabend. Wie freundlich, daß Sie sich meines Namens erinnern."

„Der selige Herr Kermatten hat noch oft von Ihnen gesprochen und Sie halb und halb in dem darauffolgenden Herbste erwartet — jetzt —"

„Ist er tot, ich weiß, aber ich bin dennoch auf dem Wege zum Inselhäusli, das mir mein Oheim, der Geiger, den ich um Ostern in Florenz traf, freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Mein Gepäck wird wohl schon dort sein — ich wollte nur hier durchs Simmenthal einen Abstecher zu Fuß machen, um eine mir befreundete Familie zu besuchen, die sich in Weißenburg zur Kur aufhält. Daß ich Sie dabei so unerwartet treffe, ist ein gar freundlicher Zufall; wie kommen Sie hierher?"

„Auch ich bin im Weißenburger Bad, ich war krank," erwiderte Rose, „und habe mir hier in der guten Luft Gesundheit geholt. Doch wollen wir nicht vorangehen,

es wird Abend, und wenn auch Sie ein Gast des Kurhauses sein wollen, kann ich Ihnen ja den Weg zeigen."

So gingen sie nebeneinander her. Hans hatte nicht gewartet, sondern war längst unter den Bäumen verschwunden. Als man jetzt an den Ausblick kam, wo das Kurhaus zu sehen war, hemmte Rose unwillkürlich den Schritt und deutete hinunter. Auch Walderfeld hielt inne und sah hinab. Auf den Bänken vor dem Hause saßen plaudernd einige Kurgäste, andere ergingen sich längs dem Bach. Das gemahnte Rose, wie sie oft gehört, daß die Leute, in Ermangelung anderer Unterhaltung, alles durchhechelten, was an ihnen vorüberschritt; indem sie weiter ging, löste sie den Veilchenkranz aus ihrem Haare und hing ihn an den Arm.

„Fräulein Rose," redete sie Walderfeld nach einer kurzen Pause an, „haben Sie noch die kleine Skizze, die ich Ihnen einst von Ihrem Vaterhause machte?"

„Ei freili — sie hängt in meinem Zimmerlein, und ich bin gar froh, das liebe Häusli so täglich sehen zu können."

„Nun — es ist zwar nicht großmütig, nach so langer Zeit noch Belohnung zu heischen, aber wenn Sie mir eine Freude machen wollten, geben Sie mir den Veilchenkranz da."

„Den Kranz? Ich wollt' ihn einer Freundin mitbringen," und lächelnd fügte sie bei: „in deren golden Haar paßt er besser als in das meine. Er ist überdies schon halb verwelkt."

„So können Sie ihn ja doch nicht der Dame geben und machen ihr morgen einen andern.“

„O,“ meinte sie, „das Welken thut nichts: strömen die Veilchen doch dann erst den herrlichsten Duft aus, wenn sie sterben müssen.“

„Fräulein Rose,“ begann er wieder, „wir Künstler haben so manchmal unsere Grillen; ich für meinen Teil bin abergläubisch, und Blumen und Blüten sind mir immer von guter Vorbedeutung gewesen; geben Sie mir den Kranz, den so unverhofft hier im Walde zu erblicken mir so viel Freude gemacht hat. Ich habe eine größere Arbeit hier im Berner Oberland vor, sammle Skizzen und Studien dafür und will drunten im Inseli ein Altarbild malen. Da soll mir der Kranz ein Zeichen des Gelingens sein — dann geh' ich viel mutiger und frischer ans Werk.“

Lächelnd gab sie ihn hin.

Auf der letzten Ausruhebank unten im Walde trafen sie endlich wieder auf Hans; er saß inmitten einer Schar anderer Knaben und Mädchen, Kinder des Wirtes und einiger Bediensteten aus dem hinteren Bad. Ihr fröhliches Kichern und Geplauder war schon von weitem hörbar gewesen. Sobald aber die Kinder Rose erblickten, die auf dem schmalen Steg vor dem Fremden einherging, sprangen sie ihr entgegen, umringten sie und zogen sie nach der Bank: „Heute das Ende! O bitte, bitte recht schön!“

„Aber, Kinderli, ich kann heut' nicht, ich hab' noch einen Brief zu schreiben und bin in Eil.“

„Hans hat uns gesagt, die Geschichte sei bald aus, wir sollten dich nur nicht wieder loslassen!“

„Na, denn also, ihr Plagegeister, aber rasch — setzt euch recht still und aufmerksam da zu mir her — nein — nicht auf die Bank! Kommt hier ins Moos, da geht's besser; und du, Hänsli, führ den fremden Herrn vollends hinüber nach dem Kurhaus.“

Der junge Mann war stehen geblieben, er verstand gleich, um was es sich handelte, und freute sich an der zwanglosen Gruppierung.

„Mit nichten,“ wehrte er, „ich will den Buben nicht um das Ende seiner hübschen Geschichte bringen, und höre selbst gern zu.“

Da schüttelte Rose den Kopf. „Es ist nur für die Kleinen, denen gefällt's auch gar nicht, wenn Große zuhören. Nicht wahr, ihr! Ihr mögt das nicht?“

„Nein, nein,“ ertönte es freimütig von allen Seiten.

„Einstimmig hinausgeworfen!“ lachte Walderfeld. „Nun wohl — auf Wiedersehn!“

Und er ging, während Rose unter der jubelnden Kinderschar noch eine kleine Weile länger verblieb. Gar schnell war heute ihr Märchen fertig. Trotzdem kostete es ihr unendliche Mühe, sich von den nie zufriedenen Kindern frei zu machen, die noch eine zweite Geschichte wollten, weil die erste so kurz gewesen. Sie aber eilte in der größten Hast heim; morgen früh zwar wurden erst die Briefe geholt, doch sie, die noch kaum dazu gekommen war, einen Brief zu schreiben, wie sollte sie fertig werden mit allem, was sie zu sagen hatte!

Sie eilte zur Doktorin, bat sie um einen Briefbogen und fragte, wie sie wohl die Anrede machen müsse an den Herrn Pfarrer Klein.

Erstaunt sah sie diese an. „Jüngferli, mein Mann muß dem Herrn Pfarrer doch ein Briefli beantworten, da braucht Ihr's ihm nur zu sagen, was Ihr wollt — er richtet's Euch aus."

„Ich dank' gar schön; aber diesmal muß ich schon selbst schreiben, es kann mir keiner das sagen, was ich will."

Damit eilte sie nach ihrem Zimmer; aber lange saß sie mit gefalteten Händen vor dem Papier, ehe sie begann; es war so einfach, was sie zu sagen hatte, und doch konnte sie den Anfang nicht finden. Mehrere Male hatte sie begonnen und warf den Bogen immer wieder zur Seite, endlich kam ihr in den Sinn, daß er, der Geiger, den Brief ja nicht zu sehen bekäme, daß sie nur an den guten Pfarrer schreiben wollte, da ging's endlich besser, und der Brief kam zu stande.

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Wie Ihr aus einem Briefe das verstehen sollet, was ich Euch so gern sagen möchte, Euch und dem jungen Herrn Kermatten, das weiß ich nicht, denn mein Herz ist voll Dankbarkeit, und das läßt sich nicht so recht schreiben.

Hans hat mir alles gesagt, alles, was der junge Herr für uns gethan hat und noch thun will; er hat mir auch gesagt, Ihr glaubtet, ich wolle ihn nicht sehen,

ich sei undankbar, o nein — dem ist nicht so. Früher einmal wohl war ich so stolz und meinte, ich könne allein sorgen für meinen Bruder; aber die Krankheit hat mir gezeigt, wie geschwind all meine Kraft gebrochen sein kann, und wie wenig ich vermag. Der Bruder soll nicht darunter leiden, ich danke Gott, daß er wieder einen Beschützer gefunden hat.

Wenn ich Euch nur alles sagen könnte, mit dem Schreiben will es nicht gehen, ich bin das so ungewohnt.

Alles ist mir recht, und ich will den jungen Herrn ehren und ihm dienen, wie ich's dem alten Herrn, seinem Onkel, gethan habe. Aber nicht wahr — hochwürdiger Herr Pfarrer — ich brauche nicht Vater zu ihm zu sagen. Das, das kann ich nicht.

Ich bin jetzt wieder ganz gesund und sehne mich zurück an die Arbeit, und sehne mich, dem jungen Herrn all meinen Dank zu sagen, und auch Ihnen, lieber Herr Pfarrer, und der alten Madame Fabulle. Bitte, grüßen Sie auch Meister Helmbrecht von

Ihrer dankbaren

Rose von Allmen."

Längst war das gemeinschaftliche Nachtessen vorüber, die meisten Kurgäste hatten schon ihr Lager aufgesucht, denn frühe Ruhe war eine der Hauptpflichten gewissenhafter Patienten, da kam Rose nochmals herunter und trat vor die noch offene Hausthür, um ihr endlich beendetes Schreiben in die Brieflade zu werfen.

„Ach! Rose, du? Das ist schön! Komm, wir wollen noch ein wenig miteinander den Bach hinaufwandern, es ist gar nicht so kühl heute abend, und sieh, mein Plaid reicht für uns zwei.“

So sprechend hatte sich von der Bank vor dem Hause Friederike erhoben, sie schlug ihr Tuch um die Freundin und zog diese mit sich fort, dem rauschenden Wasser entlang.

„Komm, laß uns eilen, ehe andere uns einholen, denn sie kommen wohl noch alle heraus. Siehst du den Mond, wie voll und glänzend er die Schlucht erleuchtet; der Wirt sagte mir's vorhin: es ist eine der seltenen Nächte, in der der Mond gerade über der Klamm steht und sogar noch hinten im Armenbad durch die ganz enge Felsenspalte zu sehen ist. Das ist eine der Merkwürdigkeiten von Weißenburg, die man nicht versäumen darf.“

Und wirklich, so schauervoll sonst die Nacht in dem dunklen felsigen Gestein war, von jedem Reflex des gestirnten Himmels ausgeschlossen, durchtönt vom Geräusch des schäumenden Wassers — heute war alles anders, mild und phantastisch. Auf den schroffen Felswänden lag des Mondes matter Glanz, zwischen den dunklen Tannenästen hindurch blitzte sein silberner Strahl, und er selbst hing wie eine große runde Ampel über der Öffnung der halbgewölbten Steindecke der Schlucht.

Arm in Arm gingen die Mädchen dahin, schweigsam, denn selbst Friederike war heute stiller als sonst und schien ihren eigenen Gedanken nachzuhängen.

Sie waren jetzt an eine Stelle gekommen, wo das Wasser des Wildbachs sich den Felsen zum breiteren Behälter ausgespült hatte, um für einige Augenblicke still auszuruhen vom tollen Lauf, es war unmittelbar unter der Mitte der hier so engen Felsenspalte, und voll und ganz spiegelte sich das Mondbild in seinen klaren ruhigen Wellen.

„Es gäbe weder Sonne noch Mond hier in dieser Schlucht, haben sie mir in München gesagt," erzählte Friederike, „nun könnte ich ihnen das Gegenteil bezeugen. Wenn ich den Mond nur einfangen könnte da im Wasser, ich schickte ihn ihnen wahrlich zum Beweis."

Rose lächelte. „Das gemahnt mich an eine Fabel, die mir meine alte Lehrerin, bei der ich das Blumenmachen erlernte, erzählt hat: Ein verwöhnter Knabe, der von seiner Mutter verlangte, sie solle ihm den Mond aus einem Kübel Wasser geben, und weinte, da es nicht geschehen konnte."

„Ja," antwortete Friederike gedankenvoll und schaute träumerisch in den hellleuchtenden Schein, „was man als Kind nicht alles wünscht! Auch ich wollte einmal durchaus den Mond aus dem Springbrunnen haben, der daheim in unserm Garten Tag und Nacht plätschert. Und — ich hab' ihn bekommen! Es ist doch gut, wenn man so einen lieben Bruder hat, der einem alle Wünsche, selbst die tollsten, gern erfüllt."

„So hast auch du einen Bruder? Davon hast du ja noch nie erzählt!"

„Ach freilich hab' ich dir schon oft genug davon er-

zählt; wir nannten uns aber nur so, weil wir uns beide so sehr wünschten, Geschwister zu haben: weißt du, der Knabe war's, mit dem ich immer zusammen gespielt habe; unsere Gärten stießen aneinander, und verschiedene Latten waren los an der Gartenhecke."

„Aber den Mond, wie hat er dir den geben können?"

„Er war schon viel größer als ich und sehr geschickt; er zeichnete sehr hübsch; viele von meinen Bilderbüchern hat er mir in bunten Farben angemalt; der Mond im Springbrunnen, der lag den andern Morgen auf meinem Frühstückstisch: ein Bildchen; ich hab' es noch, oder vielmehr noch ein Stück davon. Er hatte mich auch darauf gemalt, das heißt, mein Haar — ganz lang und von hinten; das glänzte nur so im Mondenscheine. Er sagte: ich sollte das sein, aber es war nicht so, es war so eine Art Mondelbe mit schrecklichem roten Haar. Ich war so erbost darüber, daß ich das Bild gerade da durchgerissen habe, wo die Nixe an den Springbrunnen lehnte. Dabei wollte er mir immer auch noch weiß machen, rote Haare seien wunderschön. In der Schule aber hatte ich einmal gehört, wie sie mich ganz leise ‚die rote Hex'' genannt hatten, da war ich sehr unglücklich gewesen und hatte bitterlich geweint."

Bei den Worten fiel Rose ihre eigene Kindheit ein. „Ach," unterbrach sie Friederike, „mich auch haben sie Hexe gescholten!"

„Dich?"

„Ja, schwarze Hex' riefen sie mir nach!"

Friederike lachte hell auf. „Nun, und ich hab' mir

immer gewünscht, dunkle Haare zu haben. Schwarze Hex' — rote Hex' — das ist sehr nett. Du siehst, Rose, wir sind wirklich Schwestern, es war kein Zufall, daß wir zusammen kamen."

Dabei stieg das lebhafte zierliche Mädchen auf einen der Felssteine zwischen dem Gewässer, um auf gleicher Höhe zu sein mit der stattlichen Gestalt ihrer Freundin, umschlang mit beiden Händen deren Kopf und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Der Plaid fiel herab und ins Wasser, schnell sprang Friederike herunter, beugte sich tief über den Stein, um das Tuch zu erreichen, dabei fiel der helle Mondenschein auf das breit über dem Rücken liegende Haar.

„Das glaub' ich wohl, daß einer das malt," dachte Rose, und laut fügte sie hinzu:

„Goldhaar hast du, Friederike, nun seh' ich's erst."

„Ach! geh, fängst du auch an?" antwortete Friederike, indem sie das Tuch schüttelte, daß die glitzernden Tropfen um sie herumflogen. „Goldrike, ja, so nannte er mich, und so rief er über den Zaun, wenn er mich recht ärgern wollte. Er ist ein Maler geworden, und die haben immer gar sonderbarliche Grillen; aber sein Geschmack wird sich wohl einstweilen gebessert haben. Doch komm heim, wir müssen springen, um warm zu bleiben, den nassen Plaid können wir nicht mehr umnehmen, und du darfst dich nicht erkälten. Wenn du mir wieder krank würdest, und ich wäre schuld daran! Komm, komm geschwind."

Wie der Wind sauste sie dahin, dann drehte sie sich

lachend wieder um und wartete eine Minute, denn so rasch folgte ihr Rose nicht. Das feuchte weiße Tuch, an dessen Fransen die Tropfen immer noch herabfielen, glitzerte im Mondenschein, die Haare flogen im Abendwind, da fiel Rose auf einmal ein, wie schön der Veilchenkranz dazu passen würde — sie dachte an den Maler, dem sie ihn gegeben — der Maler — ja, der war ja auch aus München, und er kam, alte Freunde zu besuchen!

Wenn es derselbe wäre? Und während Friederike schon unter der Hausthür verschwunden, klang ihr der heute im Walde gehörte Vers wieder in den Ohren:

„Und aus den Büschen tritt, den Blick voll Glanz,
Im goldnen Haar den jungen Veilchenkranz,
Die Muse lächelnd ihm entgegen.“

18. Alte Bekannte.

Es war wirklich so, wie Rose vermutet hatte: den andern Tag begrüßten sich die Nachbarskinder, und Graf Walderfeld erzählte der überraschten und erfreuten Friederike und ihrer Mutter, daß er durch Briefe aus München von ihrem Verweilen im Weißenburger Bad vernommen und daher seine Reise darauf eingerichtet hatte, sie zu besuchen.

Er war vom Rhonethal, von Sion aus über den Rawyler Paß gekommen, der erst kürzlich eröffnet worden war. An dem blauen Schein des Schnees, in den die Hufe der Maultiere tief eingesunken waren, hatten die Führer die erst kurz vorher niedergegangenen Lawinen erkannt und zu verdoppelter Eile und Vorsicht gemahnt. Man war noch gut durchgekommen, obgleich man im Niederstieg viel donnerähnliches Getöse von herabstürzenden Schneemassen vernahm. Von Bad Leuk nach Zweizimmen war Walderfeld dann gefahren, aber den andern Teil des Weges hatte er sich als Fußtour eingerichtet, der Simme entlang — und da war er nun und freute sich, die alten Nachbarn einmal wieder zu sehen nach so langer Zeit, nur war ihm leid, daß der

Professor, an dem er mit besonderer Verehrung hing, nicht dabei war.

Den wollte er übrigens gar bald aus seinem Strättlinger Schlößchen ausquartieren und zu sich nach Thun nehmen ins Inselhäusli.

Aber vorerst schien dieser Gedanke ihm wieder entfallen zu sein, denn er selbst ging nicht so rasch fort, als er erst vorgehabt, er schob seine Weiterreise von Weißenburg von Tag zu Tag hinaus. Die enge Schlucht, das Felsengeklüft interessierten ihn; er skizzierte und malte bald hier, bald dort, und war zwischendurch der Mädchen Begleiter auf ihren Gängen im waldigen Gehege.

Graf Walderfeld hatte die kleine Friederike nicht wiedergesehen, seit sie erwachsen war. Als er, erst als Student, dann als Kunstschüler das Elternhaus verlassen hatte, war sie schon fortgewesen zu ihrer Erziehung in einer französischen Pension in Straßburg, in welcher sie jahrelang blieb, so daß auch während seiner Ferien, die er zum größten Teil daheim verbrachte, der Nachbargarten öde und vereinsamt geblieben war. Den vorigen Winter, da Friederike zum erstenmal in die große Welt geführt worden war, hatte er aber selbst nicht in München verbracht, so war er ihr fremd geworden, und das merkte er wohl an der ersten Befangenheit, mit der sie ihm entgegentrat. Erst durch seine eigene Freude, durch seinen fröhlich neckenden Ton gab er ihr die alte Harmlosigkeit zurück, denn sie, wenn auch erwachsen, kam ihm gar nicht verändert vor; er konnte sich nicht recht gewöhnen, sie als große Dame anzusehen, sie, die zierlich und klein

war und das Haar wie früher, nur im Wirbel ein wenig gezöpft, lose über dem Rücken trug, sie war ihm noch immer das altbekannte Nachbarskind, wenn er sie auch nicht mehr Goldrike nannte, sondern sie mit komischem Ernst: „Fräulein Friederike" oder gar „mein gnädiges Fräulein" titulierte.

Sie hatte auch bald nach dem ersten Tage, da er da war, ihr lustig heiteres Geplauder wieder gefunden, und jetzt im Gegenteil sprudelte es noch mehr hervor, wenn sie von alter Zeit erzählte und auch von ihm wissen wollte, was er alles seitdem erlebt hatte, seine Skizzenbücher durchblätterte und mit bewundernden Ausrufen sie Rose zeigte.

Wenn dann die beiden Mädchen gingen, den Maler an seinen Studienplätzen aufzusuchen, hallte ihr goldenes Lachen durch den Wald, daß die verträumte ernste Gefährtin unwillkürlich von dem heiteren Wesen mit angesteckt wurde.

Rose war jünger als Friederike, aber wie schon das erste Mal, da Walderfeld sie gesehen, sie ihm über ihre Jahre ernst und als Jungfrau erschien, da sie noch Kind gewesen, so auch stand er ihr jetzt gegenüber, als sei sie die einzige, der seine Bewunderung, seine stille Huldigung gebührte. An ihr hingen seine Blicke, wenn sie es nicht sah, und ihr zuliebe erzählte er Friederike alles, was sie wollte, von seinen Reisen und Studienfahrten.

Rose merkte das zwar nicht, sie war des Verkehrs mit Menschen zu ungewohnt, aber willig gab sie sich dem schönen Eindruck hin und freute sich der Bilder,

welche die begeisterte Schilderung fremder Länder vor ihrem geistigen Auge erscheinen ließ.

Walderfeld hatte die Gabe des Erzählens und Beschreibens im höchsten Grade; wie er als Maler mit einem Blick die charakteristischen Schönheiten der Gegend erfaßte und in raschem Pinselstrich auf die Leinwand zu bannen wußte, so malten seine im Zauberfluß dahinströmenden Worte vor den Augen des Zuhörers die farbenglühenden, prächtigsten Scenen. Es war, als wandle man ihm zur Seite selbst in diese lichtstrahlende Südlandschaft hinein, wo von den grünen Hügelketten die kirchenreichen Städte mit den flachgedeckten weißen Häusern ins Thal herniederschauen, wo die Olivenwälder die Höhen krönen und über den Kornfeldern, die hundertfältig den Samen des Landmanns zurückgeben, die Rebe sich in Bogen und Gewinden von Ulme zu Ulme schlingt, zwischen dem grünen Blattwerk die im Abendsonnenschein leuchtenden Trauben.

Rose lauschte mit gespanntem Interesse und hemmte unwillkürlich den Schritt, wenn sie dem Ziele nahe kamen. Sie hörte so gern vom Lande ihrer Kindheit, daher wohl kam es auch, daß sie, trotz ihrem sonst sich so sehr abschließenden Wesen, Gefallen zu haben schien an Walderfelds Gesellschaft und gern mit ihm verkehrte.

Seine Anrede gefiel ihr aber gar nicht. „Fräulein Rose, Fräulein von Allmen“ hatte er sie anfangs genannt.

„Wie das klingt,“ hatte sie ihm dann einmal verweisend zur Antwort gegeben. „Ich bin eine Schweizer Dirn, eine Bernerin, wenn das meine selige Tante hörte,

ich glaub', sie hielt' sich noch im Grab die Ohren zu — mich hat noch keiner anders gerufen als Jungfer Rose — sagen Sie doch auch so, ich glaube immer, Sie meinen jemand anders als mich!"

Ihm war das Wort Jungfer fremd und ungebräuchlich, so kam es, daß er es manchmal ganz wegließ, was dem jungen Mädchen viel weniger unangenehm war oder auffiel, als die steife, vornehme Förmlichkeit.

Je ahnungsloser sie selbst aber war, desto stiller wurde Friederike; diese blieb zwar immer die willige und scheinbar heitere Begleiterin auf den Gängen durch Wald und Berg und Höhen, aber nach und nach mußte sie sich doch wohl auserzählt haben, sie wußte nichts mehr und schwieg öfter und länger als sonst.

Nur einmal, als ihr Rose einen eben vollendeten Kranz wilder Heckenrosen ins Haar flechten wollte und dazu sagte:

„Das gibt eine Waldnixe auf das gestern angefangene neue Bild, wenn wir jetzt hinaufkommen oben in den Tann, und er dich so sieht."

Da hatte Friederike den Kranz genommen — sie standen gerade über der Brücke auf dem Wildbach — und ihn in die schäumenden Wasser hinuntergeworfen mit den Worten:

„Wir wollen ihn lieber der Quellnixe darbringen als Dank für deine Genesung," und dann laut auflachend fügte sie hinzu: „Mir scheint in der That, sein Geschmack hat sich gebessert, und das ist ein Glück. Rotgoldblond gefällt ihm jetzt nicht mehr, wohl aber:

Ob die Nacht so schwarz auch war,
Schwärzer war ihr Rabenhaar!"

Sie war vorgesprungen und hatte den letzten Vers vor sich hingeträllert. Rose konnte es nicht mehr gehört haben, und wenn auch — sie hätte doch nicht verstanden, was Friederike damit meinte.

Mittlerweile war Pfingsten herangekommen, und der erste Festtag hatte auch für Hans den versprochenen Besuch gebracht. Meister Helmbrechts Sepp war angerückt mit einem Ränzli auf dem Rücken, einigen Fränkli im Beutel und der Erlaubnis, die Ferientage mit dem getreuen Schützenkameraden zu verbringen. Selbst die Armbrust fehlte den beiden Buben nicht, sie wollten jagen „mit dem Pfeil und Bogen durch Gebirg und Thal."

Das thaten sie denn auch redlich; den ganzen Tag waren sie unten im Bad nicht zu sehen, nur zur Essenszeit trieb sie der Hunger heim oder abends die Dunkelheit. Und manchmal schaute Rose in Angst und Sorge nach ihnen aus, wenn die Nacht früher als sie zur Schlucht herniederkam.

Seit sie wohler war, aß auch Rose mit am gemeinschaftlichen Mittagstisch; man hatte ihr den Platz neben Friederikens Mutter gegeben, die dem aufmerksamen, lieblichen Mädchen besonders hold war; bei ihr hatte Rose nun schon seit einigen Abenden das Amt der Vorleserin wieder aufgenommen, auf welches sie sich bei ihrem verstorbenen Herrn dereinst so gut eingeübt hatte. Anknüpfend an diese Lektüre, wußte Graf Walderfeld, der

neben Friederike an der anderen Seite des Tisches saß, die Gesellschaft mit leichtem Gespräch so gut zu unterhalten, daß, obgleich das Essen schon eine Weile beendet war, die Gäste doch noch plaudernd sitzen blieben.

Es war der vorletzte Tag der Pfingstferien, nach deren Beendigung Sepp wieder heim sollte, da wollten die Buben, wie es schien, die Freiheit noch recht ausnutzen, denn eben kam die Wirtin, um Rosen zu klagen, daß die beiden wieder nicht zur rechten Zeit zum Essen da seien und sie ihre eigenen Kinder nicht länger warten ließe. Unzufrieden blickte das Mädchen auf und wollte eben so gut wie möglich entschuldigen, da wurde die Thür rasch aufgestoßen und Sepp kam hereingestürzt, keuchend und atemlos. Die hellen Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, aber trotz der Röte der Anstrengung sah man auf den ersten Blick, daß ihm Schreckliches widerfahren sein müsse, seine Züge waren verstört, eine furchtbare Angst drückte sich in denselben aus, und kaum brachten seine zitternden Lippen die Worte hervor: „Zu Hilfe, zu Hilfe — der Hans — das Seil!"

Ein markerschütternder Schrei unterbrach ihn — alle Farbe war aus Rosens Gesicht entwichen, sie sprang auf, aber ihre Kniee wankten, sie mußte sich am Tische halten, und keine Frage kam über ihre blutlosen Lippen. Schon war Walderfeld an ihr vorübergeeilt, er stürzte auf den Unglücksboten los: „Wo? wo?" rief er, aber ohne Antwort abzuwarten riß er ihn mit sich fort, zur Stube hinaus.

In stummem Entsetzen hatten die anderen einen

Augenblick auf Erklärung, auf einen Bericht des Knaben gewartet, nun wurde ein lautes Fragen und Gemurmel von Vermutungen laut, und in drängender Hast folgten die Gäste den beiden Voraneilenden, um zu erkunden, was geschehen und wohin Hilfe zu bringen sei. Auch Rose hatte sich von der ersten Starrheit befreit — verzweifelnd die Hände ringend, folgte sie ihnen, sie stieß Friederike, die sie zurückhalten wollte, heftig zur Seite und überholte bald alle anderen, welche mitleidig vor ihr zurückwichen, in atemlosem Lauf.

Sie brauchte nicht zu fragen, wohin? Sie wußte es: das eine Wort, das verhängnisvolle, hatte ihr alles gesagt, und mit grausendem Entsetzen sah sie den geliebten Bruder unten in der Leiterweidschlucht zerschmettert im schäumenden Wildbach liegen. Doch wie sie auch eilen mochte, mit fliegendem Atem und geflügeltem Schritt, Walderfeld mit dem Knaben war weit voran.

Aber was war das? Dort am Köhlerplatz hinter dem Armenbad eilten die beiden ja bergan den steilen Bergpfad hinauf — Hans war also nicht in die Tiefe gestürzt; jetzt fiel ihr auch erst ein, Sepp hatte ja um Hilfe gerufen — so war noch Hilfe möglich — er lebte noch — er konnte noch gerettet werden — er war vielleicht nur gestürzt, wo der Abgrund nicht so jäh, nicht so todessicher war, wie auf der Leiterweid. Ein Hoffnungsstrahl mischte sich in die qualvolle Angst. Sie flog mehr als sie schritt den Berg hinauf, und doch war ihr der Weg nie so endlos lang, nie so zahlreich, so oft wiederkehrend die Biegungen vorgekommen, nie so

unerreichbar weit der obere Wald. Freilich, es war ja eine gute halbe Wegstunde bis zur Platte, und da hinauf gingen sie, die zwei dahinjagenden Führer, deren Gestalten sich jetzt aber unter den Waldbäumen verloren hatten.

Endlich — endlich war die Höhe erreicht; einen Augenblick, bei der Biegung, hatte sie den Ausblick nach der Schlucht, nach der Platte, wo des Alplers Hütte stand — ihr Falkenauge erkannte das Seil, fein wie ein Haar, in der Mitte daran hing ein schwarzer Punkt, klein wie eine Mücke in der Entfernung — aber sie erriet, was es war, und mit lautem Aufschrei brach sie zusammen. Doch ehe noch Friederike und die nachkommenden Leute sie erreichen und zu Hilfe kommen konnten, hatte sie sich wieder aufgerafft und eilte flüchtig weiter, wie zuvor.

Nahe dem Abgrund, oben an der Tanne, an welcher das Tau befestigt war, stand indessen die Alplerin in unsäglicher Angst, händeringend und jammernd. Ihr Mann war seit dem Morgen fort, hinunter nach Erlenbach, um auf dem Viehmarkt ein junges Kalb einzuhandeln; sie selbst war in der Hütte gewesen, beim Käsen, als sie das Hilfegeschrei draußen vernommen hatte, und als sie zur Thür hinausgeeilt, sah sie zu ihrem Entsetzen Hans den Seilritt machen.

Am Rande des Abgrundes stand ihr Bub und der andere, fremde; beide mit verzweifelten Gebärden dem unglücklichen Hans zurufend, wie er sich vielleicht helfen könne. Der saß in einer Schlinge, länger als die ge-

wöhnlichen, und war augenscheinlich nicht bis herüber gekommen, der Schwung hatte zu früh nachgelassen — oder er hatte zu stark mit der Hand gebremst, welche das obere Tau hielt, vielleicht auch war das Tau nicht mehr fest gespannt — kurz, nachdem er über die Hälfte des Abgrundes sich geschwungen, war die Gabel allmählich langsamer und langsamer gegangen und noch etwa fünf bis sechs Klafter vom Felsen, da, wo das Seil wieder sachte aufwärtsging, hatte sie mit ihrer Last einen Augenblick ganz still gehalten, um dann zum tödlichen Erschrecken der Knaben ziemlich rasch wieder nach der Mitte der Kluft zurückzusinken. Und da hing er nun über der schauerlichen Tiefe und konnte weder vor noch zurück — man sah es, er war leichenblaß, und immer starrer und immer größer wurden seine Augen. Umsonst rief ihm die Frau zu, er solle suchen, sich am oberen Tau herzuarbeiten — er konnte nicht, er hatte genug zu thun, sich des Schwindels zu erwehren, und krampfhaft hielt er sich an Tau und Gabel fest, ohne zu wagen, die Hände auch nur ein wenig loser zu machen.

Die arme Alplerin wußte in Verzweiflung nicht, was thun. Sie schalt ihren Buben:

„Wie hast du ihm die Gabel geben können?“

„Nein,“ erwiderte der, „er hat sie sich selbst gemacht, ich bin eben erst dazu gekommen. Ach! wenn nur der Vater da wäre!“

„Zum Drusenjörgi drüben auf der Steinmatt, wenn's nur nicht so weit wär',“ hatte die Frau eben gesagt, und schon war ihr Bub in vollem Lauf auf dem Wege

dahin, während Sepp Helmbrecht den Waldweg zum Kurhaus hinunterstürmte, um dort Hilfe zu holen.

So stand die Frau denn in qualvoller Angst die ganze Zeit und rief ab und zu über die Schlucht: „Mach die Augen zu — schau nicht 'nunter! — Halt dich fest, um Gottes willen, halt dich fest; 's kommt gleich Hilfe, nur noch ein Augenblick!" Und dann betete sie wieder ein Vaterunser und ein Gegrüßet seist du Maria, damit er nur ihre Stimme hören solle und wissen, daß er nicht allein sei.

Aber es währte eine Ewigkeit, bis die eiligen Schritte im Walde erschallten; fast zugleich mit Graf Walderfeld und Sepp folgte von der anderen Seite dem voraneilenden Alplersbuben der Drusenjörgi. Der war kein junger Mann mehr, knochig und mager und braun gebrannt von Sonne und Wetter. Er schaute kopfschüttelnd hinaus. „Ja, wenn er halsbrecherische Höhen erklettern oder sich in die Tiefe hinunter lassen solle — aber da könne er nicht helfen, das habe er dem Buben schon unterwegs gesagt, auf einem Seil über den Abgrund sei er sein Lebtag nicht geritten — er habe Frau und Kinder daheim."

Hans hatte die ganze Zeit die Augen fest geschlossen gehalten, jetzt, da er Stimmen vernahm, schaute er auf, ob die Hilfe komme — aber zugleich erfaßte ihn der Schwindel mit schrecklicher Gewalt, die Haare standen ihm zu Berge, der kalte Angstschweiß perlte ihm über das todblasse Gesicht, er schrie jämmerlich: „O helft mir, o rettet mich, um Gottes willen!"

Umsonst hob die Alplerin die gefalteten Hände zum Drusenjörgi empor. „Wenn man ein Seil an den Knaben heranwerfe, um ihn heranzuziehen,“ meinte sie. „Das wäre nicht zurückzufangen,“ erwiderte er, „und daß es der Bub auffange, davon sei gar keine Rede, da ziehe man ihn vollends noch eher aus der Schlinge mit heraus!“

Auch Graf Walderfeld hatte den Mann um Gotteswillen gebeten, den Knaben zu retten. „Unmöglich!“ war die einzige Antwort, die er bekam; da rief er plötzlich: „Ist denn kein ander solches Gestell da, wie das, darauf er sitzt, dann will ich selbst versuchen, zu ihm hinzukommen und ihn zu holen!“ Indem er das sagte, trat er vor bis an den äußersten Rand des Abgrundes und sah entschlossen in die Tiefe hinab.

Die Frau war zur Hütte geeilt, sie kam mit leeren Händen zurück.

„Der Mann hat die Gabeln verschlossen und den Schlüssel mit, er thut das immer, weil er nicht will, daß einer ohne ihn den Seilritt wagt.“

„Ich kann nicht mehr festhalten!“ rief Hans jetzt mit heiserer Stimme herüber. Eben kam Rose an, hinter ihr Friederike, und nach und nach auch alle die anderen Gäste des Badehauses, welche nur irgend bergsteigen konnten. Bebend standen sie und blickten schaudergriffen nach der furchtbaren Scene.

Jetzt stürzte Rose, die einen Augenblick starr wie eine Bildsäule gestanden, auf die Alplerin zu, dann erblickte sie den fremden Senn an deren Seite, fiel vor

ihm nieder, umschlang seine Kniee: „O rettet, rettet ihn!“ bat sie in herzzerreißendem Ton.

„Ich kann nicht — ich hab' Weib und Kind daheim — es kann's auch keiner — wie nur sollte —“

„Da hilft kein Zögern und Überlegen mehr,“ rief jetzt der Graf, „wenn gerettet werden soll, so muß es gleich geschehen — und ist kein Sitz zur Hand — dann in Gottes Namen!“

Es ward ein leiser und unterdrückter Schrei des Entsetzens rings gehört, Rose blickte auf, ihre Lippen bebten, ihr Atem stockte: sie sah den jungen Mann am Seile hängen.

Nur mit den Händen hatte er das Tau erfaßt und langsam, eine Hand um die andere lösend, schwebte er vorwärts auf dem entsetzlichen Wege.

Atemlose Stille herrschte rings umher, jeder Augenblick konnte Verderben bringen, ein schreckliches Ende herbeiführen; es war kaum möglich, daß die Kräfte ihm ausreichen würden. Die Kluft war wohl achtzig Klafter breit, und der Knabe hing in der Mitte. Aber stetig ging es vorwärts, er kam näher und näher, jetzt waren es nur noch wenige Schritte — jetzt hatte er ihn erreicht. Walderfeld mußte etwas gesprochen haben, man sah, wie der Knabe heftig den Kopf schüttelte: „Ich kann nicht!“ tönte es herüber. „Du mußt!“ — Doch der Knabe rührte und regte sich nicht von seinem Sitz und ließ keine Hand los von da, wo er sich angekrallt hatte. Ein Moment entsetzlichster Erwartung trat ein;

nur mit einem Arm hing der kühne Turner am Seil, mit der anderen löste er gewaltsam des Knaben steif gewordene Finger und legte dessen Arm um seinen Hals; man sah, wie krampfhaft ihn derselbe umschloß. Da, wo der Graf hing, war das Seil durch seine größere Körperschwere tiefer gezogen — so wie Hans das Tau losgelassen, rutschte die Gabel nach, stark schlug sie gegen die Hand des Retters an, und nun ging es zurück — langsam — langsam — mühsamer, als er gekommen, und seine Kräfte erschöpften sich mehr und mehr.

Jetzt war er nur noch etwa sechs Klafter von der Platte entfernt, aber hier hob sich das Seil wieder steiler zur Tanne empor, die ratlosen Zuschauer am Felsrand sahen, daß er so nicht weiter kommen würde. „Löst das Tau vom Baum!" rief die Alplerin. Sogleich sprangen die Knechte und Männer, die vom Bade mit heraufgekommen waren, gegen die Tanne, aber der Drusenjörgi stand verteitigend davor: „Es ist zu kurz, ihr könnt's nicht halten, es reißt's in die Tiefe!"

Vom Abgrund her ertönte der Ruf: „Ein Seil, ist kein Seil zur Hand!" Es waren genug zur Stelle; die Knechte hatten sie von unten schon mitgebracht, rasch raffte einer derselben das längste auf, der Drusenjörgi warf es geschickt nach dem Grafen hin — nach zwei bis drei vergeblichen Versuchen blieb das Ende über dem Taue haften; der junge Mann haschte danach mit tollkühnem Griff, er schlang es durch die Zinken der Gabel. „Laß mich los!" rief er dabei dem Knaben zu. „Du bist gerettet, wenn du mich losläßt, sonst sind wir beide

verloren!" Der Knabe gehorchte diesmal. „Nicht am Tau halte dich — nur an der Gabel!"

Nun mit letzter Kraft, zwischen den Zähnen das Ende des Strickes, arbeitete sich der Erschöpfte allein dem Felsrande zu. Da standen die Männer und streckten die Hände nach ihm aus, so wie sie ihn erreichen konnten, ihm zu helfen, ihn zu halten, herzuziehen. Kaum hatte er den Boden berührt, so rief er: „Laßt nicht los, packt das Seil fest!" indem er selbst das andere Ende anzog. Und nun ward ohne weitere Gefahr der Gabelast herangezogen, auf welchem der Knabe mehr tot als lebendig saß. Als er nahe genug war, ihn zu greifen, riß ihn sein Retter bebend aus der Schlinge, hielt ihn einen Augenblick mit starken Armen hoch in die Höhe vor sich hin, als wolle er dem Himmel ein Dankopfer bringen, und stellte ihn dann vor der Schwester nieder, die in die Kniee gesunken war und mit einem Jubelschrei den Knaben in leidenschaftlichem Ungestüm an sich drückte. Ihre schönen großen Augen schwammen in Thränen, ihr Busen wogte in überwallendem Dankgefühl, als sie nun stumm aber lächelnd zu Walderfeld aufblickte, der daneben stand und kein Auge mehr von ihr verwandte.

Die Leute umringten in lebhaftem Herandrängen die kleine Gruppe, der Bann des Schweigens, der Angst, war gelöst, sie drückten Walderfeld die Hände und priesen seinen Mut, seine übergroße Gewandtheit. Andere versammelten sich um Sepp, um ihn erzählen zu lassen, wie es gekommen, wie er hatte helfen müssen, den Gabelast herzustellen — seit zwei Tagen arbeiteten sie daran —

wie Hans ihm versichert, sei es ohne Gefahr — wie er selbst auch hatte fahren sollen.

Rose nur sah und hörte nichts anderes als ihren Bruder und hielt den geretteten Liebling noch immer fest in den Armen. Jetzt stand sie auf, beide Hände gegen Walderfeld ausgestreckt, aber im selben Augenblick, da sie es sprechen wollte, erstarb das Dankeswort auf ihren Lippen, sie stieß einen unterdrückten Schrei aus. Hinter der Tanne, ausgestreckt im grünen Moos, die Arme schlaff herabhängend, lag bleich und leblos Friederike. Keiner hatte sie in der furchtbaren Spannung fallen sehen, wo aller Augen nach dem Abgrunde gerichtet waren, jetzt erst erblickte sie auch die Alplerin und eilte herzu. Doch ihre Bemühungen, die Ohnmächtige zu erwecken, blieben fruchtlos.

„Helft sie mir hineintragen ins Haus!“ rief sie dem Drusenjörgi zu. Rose wollte es thun. Da aber trat Graf Walderfeld hinzu, hob die leichte Last auf und folgte der voraneilenden Frau.

Rose schritt neben ihm her und sagte, indem sie gedankenvoll auf die roten Haare blickte, die über den Arm Walderfelds lang herunterquollen: „Auch sie hat sich geängstigt um den Bruder — arme Goldrike!“

Es währte sehr lange, bis Friederike, die hinter dem verschlossenen rot und blau gewürfelten Bettvorhang auf dem ärmlichen Laubsack der Alplerin niedergelegt worden war, sich zu erholen begann. Mit kaltem Wasser besprengte ihr Rose Stirn und Wangen, während die Frau sich bemühte, ihr einige Tropfen Enziangeist zwischen

die Lippen zu träufeln. Walderfeld stand weiter ab und schaute sinnend zu — das eine Wort: „Goldrike“, hatte längst vergessene Jugendträume wieder wachgerufen. Er fragte sich, wie Rose zu dem Namen komme, ob Friederike wohl davon erzählt?

Endlich schlug Friederike die Augen auf, doch kaum kamen ihr die Gedanken zurück, so schaute sie wild um sich her — den jungen Mann konnte sie nicht sehen, er stand, wo ihn der Vorhang verdeckte, und mit einem herzzerreißenden Stöhnen schlug sie die Hände schaudernd vors Gesicht. Da kniete Rose bei ihr nieder und rief ihr halblaut zu, indem sie den Arm um ihren Hals schlang: „Beruhige dich, sie sind gerettet, alle zwei.“

Auch Walderfeld trat herzu, da löste sich der bannende Schreck und die furchtbare Aufregung in einen reichlichen Strom befreiender Thränen, erst nach und nach wurde sie ruhiger und sah unendlich glücklich zu ihm auf. Er aber nahm ihre kleine weiße Hand in die seine und sprach wie in früheren Tagen: „Mein arm klein Schwesterlein hat sich so geängstigt!“

In dem Augenblick ging die Thür auf und Hans rief herein:

„Rösli, Rösli, der Herr Pfarrer ist da!“

„Der Herr Pfarrer?“ wiederholte Rose erstaunt und trat eilig auf die Schwelle.

Es war wieder einsam draußen auf dem Platz, die Menschen hatten sich verlaufen, nur Pfarrer Klein kam auf sie zu und neben ihm noch jemand. Ein unaussprechlicher Liebreiz innigster Freude überstrahlte ihr

Gesicht, als sie ihn erkannte, den großen, stattlichen Mann, dessen Augen ihr im Geiste immer vorgeschwebt hatten und sie so traurig fragend angeschaut — diese tiefblauen Augensterne. Jetzt auch fühlte sie sich ganz umfaßt von seinen Blicken, aber es war nichts Träumendes, Geistesabwesendes dabei wie in jener Nacht, er sah sie nicht als wesenlose Erscheinung an, und da Rose die Schritte zögernd hemmte, eilte er selbst rascher auf sie zu, faßte ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und sagte in warmem, glücklichem Ton:

„So willst du mein Kind sein, Viola, und die Sorge für dich und deinen Bruder mir überlassen?"

„Ja, Herr," erwiderte sie, „ich will Euch danken mein Leben hindurch."

„Nicht das — ich habe ein Recht an euch — und meinem Dasein ist wieder eine Aufgabe gestellt — ihr sollt mir ein teures Vermächtnis sein!"

Den Brief Rosens hatte Pfarrer Klein dem Geiger gebracht, zugleich mit einem Schreiben des Arztes, daß Rose vollständig genesen sei. Da wollte Eberhard Kermatten nicht warten, bis sie zurückkehrte, selbst wollte er sie holen, die ihm der Himmel geschenkt — ein lebend Andenken an verlorenes Glück.

So hatte der Pfarrer für unnötig gefunden, nochmals zu schreiben, er war mit Kermatten gekommen, ohne sich anzumelden; unterwegs trafen sie noch den

Professor von Michaelis, der, durch einen Brief seiner Tochter von Walderfelds Besuch unterrichtet, kam, um sich der ihn nun mehr interessierenden Gesellschaft im Kurhause anzuschließen.

Aber das Badehaus war fast leer, als die Gäste ankamen; durch den verstörten Ausdruck in den Gesichtern der wenigen Zurückgebliebenen und deren rasche Erzählung wußten sie gar bald, daß ein Unglück sich ereignet habe. Herr von Michaelis blieb bei seiner Frau, die anderen aber, ohne einen Augenblick zu verweilen, hatten sich den Weg nach der Leiterweid zeigen lassen und waren in jähem Schrecken nachgeeilt. Halbwegs aber schon waren sie auf die ersten Zurückkehrenden gestoßen und hatten von diesen unter vielen Ausrufen der aufgeregtesten Bewunderung und nachträglichen Staunens Kunde vernommen von dem glücklichen Ausgang, von des Malers wagehalsigem Rettungswerk.

Noch hielt Kermatten Rosens Hand, da kam auch Hans scheu herzu, er hatte sich fern gehalten im Bewußtsein seiner Schuld. Pfarrer Klein aber winkte ihn heran und stellte ihn neben der Schwester auf. „Und die erste Vaterpflicht an ihm ist wohl eine strenge Strafpredigt,“ sagte er ernst.

Aber Rose hob bittend die Augen, sie schauderte zusammen in der Erregung. „O, wenn Ihr's gesehen hättet — er ist gestraft genug, das vergißt er nie wieder!“

Dabei wandte sie sich nach der Hütte, sie dachte des Retters. „Und auch ihm bleibe ich dankbar mein Leben hindurch!“ fügte sie hinzu, als eben dort die Thür sich

öffnete und Friederike, die sich inzwischen vollständig erholt hatte, heraustrat, gefolgt von der Alplerin und Graf Walderfeld. Für diesen war die Überraschung groß, Kermatten hier zu finden, größer noch, als er den Zusammenhang erfuhr. Doch nach und nach mußte sich auch wohl bei ihm, nach der übermenschlichen Anstrengung, die Ermüdung und Abspannung eingestellt haben, denn er war stiller und ernster denn sonst, als sie nun alle zusammen den Heimweg einschlugen, und als er unten ankam, er, der bewunderte Held des Tages, da schienen ihm selbst Rosens Dankesworte zu viel, er suchte so bald wie möglich sich loszumachen und zog sich mit Professor von Michaelis, der ihn wie einen lieben Sohn begrüßt hatte, auf sein Zimmer zurück.

Erst beim gemeinsamen Nachtessen erfuhr er, daß Rose schon anderen Tages mit ihren Beschützern nach Thun zurückkehren würde.

Friederike war nicht so trostlos über diese Trennung von der schwärmerisch geliebten Freundin, als sie wohl früher selbst gefürchtet hatte: ihr Papa war ja nun auch hier und wollte mit Graf Walderfeld die Gegend geognostisch untersuchen; dafür interessierte sie sich sehr.

Der Maler hatte zwar seine Skizzen beendet, er hatte so wie so schon längst nach Thun gewollt, die angenehme Reisegesellschaft für die lange Fahrt, sein Onkel und der biedere Landpfarrer, wäre ihm gerade gelegen gewesen, aber da Professor von Michaelis seinetwegen gekommen, so mußte er notgedrungen seinen Aufenthalt in Weißenburg noch um einige Tage verlängern.

Den andern Morgen nahm Rose freundlichsten Abschied von all den Menschen, die ihr gut gewesen; so schön die Frühlingstage in der waldigen Schlucht auch gewesen waren, sie freute sich zurück zu Arbeit und geordneter Beschäftigung und ihr war's, als fiele ein Sonnenstrahl aus ihrem stillen Glück auch über ein anderes trauriges Leben, um es zu erhellen zu neuem Glanz. Sie wußte nicht warum, aber so freundlich schien die Zukunft noch nie vor ihr gelegen zu haben, als gerade jetzt. Hans war ebenfalls nicht abgeneigt, dem Schauplatz seiner Heldenthaten so rasch wie möglich den Rücken zu kehren. Auch Sepp mußte wieder heim — so war es ein fröhliches Scheiden, als die kleine Wandergesellschaft nun endlich aufbrach, um die steile Bergwand zu überschreiten und die Post im Städtchen Weißenburg zu erreichen.

Walderfeld und Friederike gaben ihnen eine Strecke weit das Geleite bis zur Höhe und winkten dann noch lange mit den Tüchern. Im Tragsessel war Rose gekommen: ein farblos Edelweiß, so hatte die Doktorin heute beim Abschied gesagt, nun stieg sie fröhlich bergan, den Alpenrosen gleich, die sie in großen Sträußen, von den Freunden geschenkt, in Händen trug — sie selbst die schönste Almenrose, wie Walderfeld dachte, da er ihr nachschaute.

19. Die Untere Wart.

Ihr altes Heim im Turmhäuslein bewohnte Rose nur kurze Tage, der Arzt wollte für sie auch ferner die frische Bergluft, so nahm Kermatten die beiden Geschwister zu sich herauf auf den Grüsisberg.

In der Unteren Wart bei der Pächtersfamilie wurden sie freundlich aufgenommen: unter dem breiten behäbigen Strohdach war viel übriger Platz, und Frau Burgel ließ es sich wohl gefallen, daß ein kleiner Teil des großen Wohnraumes durch eingefügte Bretterwand zum Zimmer für ihr neues „Töchterli“, wie sie Rose gleich nannte, abgetrennt wurde.

Es war ein gar freundliches Stüblein geworden, in das Rose nun einzog, als die Werkleute den Hammer weggelegt hatten. Durch die lange Reihe der kleinen Fenster, die gegen Süden lagen, schien die Sonne fast den ganzen Tag über lustig herein, und auf den breiten Gestellen davor konnte Rose ihre vielen lieben Blumen gut unterbringen. Was aber das schönste war: über die freie Wiese hin schweifte der Blick bis zu den blauen Bergen des Stockhorn und Niessen. Auch ein Teil der grünen Allmend war zu sehen und die zerstreuten einzelnen Land- und Bauernhäuser, sowie der Strättlinger

Turm. Der See und Thun selbst waren verdeckt, nur über das grüne Laubwerk des Waldes, der die breite Wiese umsäumte, ragte die alte, hochgetürmte Grafenburg mit ihren spitzen, roten Dächern und den Wetterfähnlein hervor.

Hier oben lebte Rose fast immer draußen im Freien und ging der Pächterin fleißig an die Hand. Einen ganz neuen Reiz hatte für sie dies Schaffen auf Feld und Wiesen.

Am liebsten aber war sie im Walde, unter den hohen Eichbäumen und Tannen der Oberen Wart, da pflegte sie mit dem Herrn zusammen die Blumenanlagen, die so lange vernachlässigt gewesen; oder sie ging neben ihm her auf den einsamen Wegen, in der ersten Zeit oft stundenlang ohne ein Wort zu sprechen. Sie wußte gar wohl, was sie dem ernsten traurigen Manne war: das Bild einer verlorenen Braut — doch die Ähnlichkeit that ihm nicht mehr weh, sie war ihm ein lieber Ersatz geworden, und Rose ließ es sich gern gefallen, daß er sie nie mit ihrem eigenen Namen, daß er sie immer Viola nannte. Er hatte auch bald eine willige Zuhörerin an ihr, als er anfing, öfter mit ihr zu sprechen — und nicht genug konnte sie sich erzählen lassen von allem, was sie nun ja auch so nahe anging, durch die Entdeckung, daß ihre Mutter und Viola Geschwister gewesen. Sie sah, wie wohl ihm das alles that, wie die düstere Schwermut allmählich wich, wie er Freude zu haben schien an dem, was ihr lieb war, an den Büchern, die sie einst mit dem alten seligen Herrn gelesen und die sie

jetzt wieder vom Schafte herunterholte, um auch ihm ihre Lieblingsstellen daraus zu wiederholen.

Sie hatte nicht mehr um Hans zu sorgen; es war nun August, seine Schule beendet, und da er immer noch Gärtner werden wollte, so sollte er die Sommerferien beim Joseph in Interlaken zubringen. Für das nächste Schuljahr aber wurde er einem Geistlichen in Lausanne in Pension gegeben. Nach langer Beratung mit Pfarrer Klein hatte Kermatten sich hierzu entschlossen. Er wollte den Knaben, ohne ihn dem Stande, in dem er geboren war, zu entrücken, eine höhere Realschule besuchen lassen, als die, in welcher er bisher gewesen war. In Thun selbst ging das nicht gut; auch sollte er in feste Hand kommen, um tüchtig zu lernen. Hans hatte das Zeug dazu, war aufgeweckt und thätig, und wollte er später ein Handwerk ergreifen, so konnte ihm ein wenig mehr Wissen und ein an konsequente Arbeit gewohntes Leben nicht schaden, zeigte er aber Fähigkeit und Lust zu höherem Beruf, so sollten ihm die Mittel dazu gegeben werden, denn auch an ihm wollte Kermatten Vaterstelle vertreten im vollsten Sinne des Wortes.

Soweit nötig, wurde Rose von diesen Plänen unterrichtet, und immer wieder mußte sie in dankbarer Anerkennung ihre Zustimmung geben zu allem, was ihr Beschützer in so wohlüberlegter Weise für sie und den Bruder that. Wohl war es ihr recht schwer, Hans von sich zu lassen, aber es geschah ja zu seinem Besten, und so fügte sie sich willig.

Nun war aber auch all ihr Sinnen darauf gerichtet,

in dankbarer Sorge über ihren geliebten Herrn zu wachen, ihn zu erfreuen, ihm die Behaglichkeit zu schaffen, die sie selbst durch seine Güte in so vollem Maße genoß. Wohl hatte bisher das Lungi, die Obermagd der Pächtersleute, sein Gemach und das ganze Häuslein der Oberen Wart in guter Ordnung gehalten. Es hatte allwöchentlich den Boden gescheuert und die Fensterscheiben blank gewischt, aber an die vielen Gerätschaften und Waffen, welche das Getäfel der Wände, die Kommoden und Wandbretter verzierten, wagte es sich nur selten, wenn der Spinngewebe gar zu viele wurden, oder der Staub auf dem Eckschrank so dick lag, daß man Rübsamen hätte einstreuen können, der wohl aufgegangen wäre. Die ausgestopften Vögel berührte es überhaupt nicht mehr, seit es den einen beim etwas kräftigen Abstäuben vom Sitz hatte abfliegen lassen, daß er mit dem Schnabel zuerst zu Boden kam, wobei er das Genick und einen der ausgebreiteten Flügel brach.

So hatten mit der Zeit all die buntgefiederten Bewohner der Oberen Wart einen leichten grauen Mantel angelegt über ihre farbigen Federn und stachen trübselig ab gegen die bunten Blumen, die prächtig zu den Fenstern hereinblühten. Das wurde nun aber anders, als Rose dem Lungi helfend zur Seite ging: kein Stäubchen war mehr zu sehen auf den glänzenden Schaften, kein noch so kleines Spinnweblein zwischen Pfeil und Bogen und den anderen wilden Indianerwaffen. Die kleinen Kolibris unter den frisch geputzten Glaskugeln ließen den Metallglanz ihrer schimmernden Federn wie leuchtende Edel-

steine spielen, und auch die anderen Vögel prangten wieder in ihrer ursprünglichen Pracht. Und dazwischen standen frische Wald- und Feldsträuße, die nie welkten, weil sie gar oft durch neugepflückte ersetzt wurden.

Früher hatte der mit dem Leben grollende Mann kein Gefühl dafür gehabt, ob er gut oder schlecht untergebracht war, jetzt dankte er den kleinen Händen, die ihm das enge Heim traulich machten und verschönten.

Und auch er gab ihr aus der Fülle seines reichen Geistes. Ihre Erziehung war zwar nicht lückenhaft, denn von Lücken konnte da nicht die Rede sein, wo überhaupt nach dem eigentlichen Sinne des Wortes gar keine Erziehung gewesen war, aber sie war gleichmäßig und harmonisch, wie überhaupt ihr ganzes liebreizendes Wesen. Nur die Klosterklasse in München und die Dorfschule in Hilterfingen hatte sie kurze Wochen besucht, das war aber auch alles gewesen, was sie an regelmäßigem Unterricht genossen. Doch der Umgang mit dem alten Herrn, das Lesen und Schreiben unter seiner Leitung war vom größten Werte für sie gewesen. Mit tiefer Empfindung und Bewunderung für alles Vollkommene und Edle begabt, nahm sie das Schöne von selbst in sich auf, ahnungslos — wie die Blume, deren Kelch sich der Luft, dem Sonnenstrahle erschließt, die sich in ihr vereinen zu süßem Duft. Eberhard Kermatten fand in dem Geist, der sich ihm so lieblich erschloß, keine Fehler, wohl aber des unbebauten gut vorbereiteten Feldes genug, daß es ihm eine Freude sein sollte, weiter darauf anzupflanzen. Er fing damit an, die Geschichte ihrer schweizer Heimat

mit ihr durchzunehmen, er lehrte sie Karten kennen und durchwanderte im Geiste mit ihr fremde Länder und Völkerschaften.

So empfing er nicht nur, so gab er auch, und bei dem Unterricht arbeitete er sich immer fester in den Glauben hinein, es seien wirklich väterliche Gefühle, die er für die schöne Schülerin an seiner Seite hegte. Kamen dann manchmal auch andere Gedanken, wollte es ihm bedünken, daß auch er noch Anspruch habe auf eigen Glück, auf die Lebensseligkeit, von der er nur in heißen Wünschen dereinst geträumt, um sie ungekannt für immer zu verlieren, dann warf er wohl einen fragenden Blick in die dunklen Augensterne, die ihn so mächtig anzogen, aber er las nur Dankbarkeit darin oder tiefes Mitleid, und er hütete sich wohl, einen Irrtum in sich selbst heraufzubeschwören.

Er war's zufrieden, sie so um sich zu haben, die Trauer und die Treue der verstorbenen Geliebten nicht zu brechen und doch der Einsamkeit und trostlosen Öde eines in Gram verbitterten Herzens zu entgehen; und sollte sich die Blüte ihres Herzens ihm dereinst erschließen — o, dann wäre es keine Untreue an der Geliebten, ihr Ebenbild zu lieben, wie er sie geliebt — aber er stellte die Zukunft Gott anheim, wäre es doch ein Frevel gewesen, ein so jung erblühendes Leben an das seine zu fesseln.

Wenn Rose ihn manchmal so tief versunken fand in seine grübelnden Gedanken, dann holte sie wohl die Laute herbei, sie wußte, welches Lied auch ihm das liebste war.

Als sie einmal wieder gegen Abend unter seinem Fenster sitzend es angestimmt hatte und ihre schöne klare Stimme so hell in den Wald klang, da mischte sich erst zart und leise, dann immer voller und breiter der Geige Ton hinein und verschlang sich mit ihrer Stimme zu einem Duett, daß sie begeistert fühlte, wie ihr Gesang sich verschönte und veredelte, getragen durch den tiefen, vollen und süßen Accord. Von Stund an ließ sie nicht mehr nach, es immer wieder zu versuchen, auch mit allen anderen Gesängen, die sie wußte, und neue Lieder wollte sie lernen, daß Kermatten ein Liederbuch um das andere kommen ließ und ihr die Melodien auf der Geige vorspielte. So gern sie sang, ihr war es weniger um sich selbst zu thun, als ihm die Freude am Spiel zurückzugeben. Die Geige sollte ihm nicht nur klagen helfen, sie sollte auch andere Menschen wieder erfreuen, und wirklich brachte sie es dahin, daß ihr Kermatten versprach, sie auch einmal zu begleiten, wenn Pfarrer Klein sie besuchen würde.

Ihren lieben alten Freund hatte sie nämlich schon oft auf dem Grüsisberg bewirtet; sie selbst aß dann nicht bei den Pächtersleuten, sondern richtete ein gemütliches Mahl her in des Geigers Zimmer auf der Oberen Wart. Wie beim alten Herrn auf dem Inseli servierte sie zugleich und aß doch mit am Tisch.

Als der Pfarrer nun das nächste Mal wieder kam, da, nachdem sie den Kaffee aufgetragen und das dampfende Getränk in die Tassen gegossen hatte, war sie so erregt und erfüllt von ihrem Plan, daß sie selbst vergaß, den

ihren zu trinken, sondern gleich die Laute holte und zu singen anfing.

Kermatten hielt Wort, er nahm seine Geige und begleitete sie. In hellem Jubel schloß sie das Lied, dann die Laute beiseite legend, sprang sie auf von ihrem Sitze an dem Fensterbrett, eilte auf ihn zu und hielt die Geige fest, die er wieder in den Kasten legen wollte.

„Ich bitt' Euch, Herr, nur einmal das, was Ihr gestern morgen gespielt habt; eine Serenade sei's, habt Ihr mir gesagt, wie sie in meiner Mutter schönem Land abends auf den Straßen erklingen. Der Herr Pfarrer muß das hören — o bitte!"

Auch den Gefallen that er ihr, und wie er die Freude las aus dem Blick seiner Zuhörer, da spielte er weiter und weiter; glockenrein und seelenvoll erklangen die Saiten unter seinem Strich, und als er endlich aufhörte, da sah er nicht nur des jungen Mädchens strahlenden Blick, er sah auch in dem feuchten Auge des würdigen Landpfarrers und fühlte an seinem stummen warmen Händedruck, daß auch das ein Glück sein kann, ferner stehende Menschen mit dem Überfluß der Gaben zu erfreuen, die eine gütige Vorsehung uns gegeben, nicht für uns allein, sondern zum Segen für viele.

Es war nur kurze Tage nachher, da kam Rose den Forstweg herauf, der von Thun über den Grüsisberg führt. Sie war unten im Städtlein gewesen, nach ihrer guten alten Fabulle zu sehen, und hatte auch einen Besuch in der Schmiede beim Meister Helmbrecht gemacht. Sinnend ging sie, in tiefen Gedanken und mit einem

Ausdruck, als überlege sie große Pläne — hin und wieder leise lächelnd, dann sah sie auch wieder enttäuscht aus, als wenn sie fürchtete, daß ihr Vorhaben nicht gelingen würde.

Längst war Feierabendzeit vorüber, und die Pächterin wartete schon ein geraumes Weilchen mit dem Abendbrot. „Eßt nur einstweilen, ihr Leute," sagte sie endlich und schob eine der Schüsseln mit den dampfenden Erdäpfeln an die Seite des Tisches hinunter, wo das Lungi und die Knechte saßen, während sie die andere vorsorglich mit einem vierfach zusammengelegten Tuche zudeckte, „ich will dem Jüngferli ein weniges entgegengehen."

Als sie aber durch die Hausthür trat, sah sie das Mädchen schon unten über die Wiese hineilen, doch nicht zum Hause hatte es die Schritte gewandt, es wollte eben wieder in den Waldweg einbiegen, der zur Oberen Wart hinaufführte.

„Jungfer von Allmen!" rief Frau Burgel ihr zu, „'s ist Nachtessenszeit, kommt, wir warten schon!"

„Ach, so spät!" erwiderte Rose sichtlich enttäuscht und bog sogleich von der früheren Richtung ab, um quer über die Wiese ins Haus zu kommen.

Bei Tisch sah die Pächterin sie fragend an: „Nun, man sollt' meinen, nach so einem Gang dürftet Ihr schon mehr Hunger mitgebracht haben, Jüngferli! Ihr müßt besser essen — sonst, wißt Ihr wohl, ängstigt sich der arme Herr wieder um Euch, und er ist gar leicht besorgt."

Aber Rose war so in Betrachtungen vertieft, sie hörte kaum, was zu ihr gesagt wurde, und als nun das Lungi

die Schüsseln abgetragen hatte und die Frau sich an ihr Spinnrädchen setzen wollte, holte Rose nicht wie sonst ihre Bücher, um das Stück Schweizer Geschichte, das sie heute mit dem jungen Herrn durchgenommen, zu wiederholen, sondern sie trat zur Bäuerin hin, faßte dieselbe unter den Arm und sagte:

„Ich vermöcht's nicht zu schlafen heut, wenn ich nicht vorher dem Herrn gesagt, was für ein schrecklich Unglück auf der Jungfrau geschehen ist."

„Ein Unglück auf der Jungfrau? Ach! mein Gott, was ist's?" rief der Pächter zugleich mit seiner Frau.

„Meister Helmbrecht hat mir's erzählt, und deswegen will ich gerade noch einmal hinauf zum Herrn. Kommt Ihr mit?"

„Freili, Jüngferli, sagt nur geschwind, was es ist."

„'s hat sich wieder einmal einer verfallen", gab Rose traurig zur Antwort.

Schon waren die Frauen zur Thür hinaus; Pächter Nußhold hatte nur noch die letzten Worte gehört, da stand auch er vom alten Lehnsessel auf, darin er sein Abendpfeiflein gemächlich rauchte, und folgte den beiden nach dem Walde hinauf.

Aus den Fenstern der Oberen Wart drang freundlicher Lampenschein, aber er täuschte die Erwartung der Herannahenden, denn sie sahen den Herrn nicht im Zimmer, als sie durch die Scheiben hineinblickten; auch stand die Thür ins Freie halb geöffnet: so war er wohl noch im Walde, entweder bei dem Rosengebüsche oder wo die Lilien blühten, unten am Sturzbach. Nicht lange

brauchten die Suchenden sich umzusehen: eben erklangen ferne Geigentöne und gaben den Weg bergaufwärts an. „Ach! jetzt weiß ich," rief Rose, „oben am neuen Teich, wo wir vorgestern die Wasserlilien eingelegt haben, die der Joseph in der großen Tonne geschickt hat. Denkt nur, Frau Burgel, sie blühen so ruhig weiter, als hätten sie die Heimat nie gewechselt."

Es war so, wie Rose vermutet: sie fanden den Geiger oben am Teich. Ihn hatte die rötliche Sichel des zunehmenden Mondes, als er mild leuchtend am Horizonte aufstieg, hinausgelockt in die Sommernacht, und trotz aller freundlichen Zerstreuung des Tages kam die alte Schwermut mächtig über sein Herz, gemischt mit unklarem Hoffen und Sehnen nach Glück. Wie meisterhaft er am Tage auch spielen mochte, nichts glich der ätherischen Weichheit, dem hinschmelzenden geisterhaften Klang dieser Nachtmusik.

Als er die nahenden Schritte vernahm, schloß er mit raschem Accord.

„Wie schade," sagte Rose leise und ließ den Arm der Pächterin los, um einen Schritt näher gegen den Teich vorzugehen, von dessen anderm Ufer der nächtliche Spieler herüberblickte. Rose war jetzt aus dem Schatten des Waldes ins dämmerische Mondlicht getreten; er erkannte sie sogleich und ging ihr freudig erstaunt entgegen.

„Verzeiht, Herr, mir ist's leid, daß wir Euch unterbrochen. Ach! ich könnte die ganze Nacht zuhören — aber, aber — Meister Helmbrecht hat mir etwas gesagt,

das ist gar so sehr traurig, und ich will's Euch lieber heute noch erzählen als morgen."

„Es hat sich wieder einer verfallen," warf Frau Burgel ein, welche mit dem Manne nun auch näher getreten war, „der Jakob Karst, der beste Führer weit und breit — 's ist schrecklich — und hat Frau und Kind."

Rose war einstweilen noch einige Schritte gegangen; unter einer Tanne, deren Zweige sich weit über den nächtlichen Teich ausbreiteten, stand eine kleine Bank, sie setzte sich und ließ auch noch Platz neben sich für Frau Burgel.

„Ja," begann sie, „schon vor drei Wochen ist's geschehen — wir hören hier oben eben so wenig von der Welt — bei dem furchtbaren Unwetter, wo morgens auch drüben der Niessen wieder eine Schneekappe trug. Der Jakob Karst war zwei Tage zuvor mit einem jungen Studenten nach Interlaken gefahren, um über die Wengernalb nach dem Grindelwaldgletscher zu gehen und vielleicht die Jungfrau zu ersteigen. Helmbrecht sagt, der Karst sei schon zweimal dort gewesen, ebenso auf dem Finsteraarhorn, wo jeder Schritt lebensgefährlich; er sei als der kühnste und zuverlässigste Führer bekannt. Nur vier Tage sollte er ausbleiben, aber er kam nicht, auch nicht nach fünf und sechs; und da stand denn auch bald in der Zeitung die schreckliche Nachricht. Von Interlaken waren noch andere mitgegangen, zwei Fremde und drei Führer. Alles ging gut, sie kamen von der höchsten Sennhütte aus auch glücklich auf den Gipfel, wurden aber furchtbar müde, weil sie durch frischgefallenen Schnee

waten mußten. Trotzdem gingen sie in bester Ordnung über die Gletscher und Schneefelder dahin, zuerst der Träger, die andern alle durch ein Seil verbunden. Als sie aber beim Herabsteigen einen Felsengrat überklettern mußten, der zu beiden Seiten jähen Abgrund hatte, brach der eine Engländer von Müdigkeit erschöpft zusammen, rutschte im Fallen über die Schneefläche und riß den Führer, der vor ihm ging, und die zwei anderen Touristen nieder. Nur noch zwei Führer standen aufrecht, die waren aber selbst auf abschüssigem Boden, und dabei hatten sie die vier anderen Männer zu halten. Das sei aber ganz unmöglich gewesen. Ehe der Träger frei war von seiner Last und zurück, glitten sie auch schon über die Fläche hin, ihre Kraft verließ sie. In dem verzweifelten Moment ließen sie das Seil los, um ihr Leben zu retten, und da rollten die anderen Unglücklichen rettungslos in die Tiefe — viele tausend Fuß; der Jakob Karst war der mittlere gewesen."

Rose hielt einen Augenblick in ihrer hastigen überstürzten Erzählung inne, in atemloser Spannung hatten die anderen gelauscht, stumm blieben sie auch jetzt, nur ein leises „Schrecklich!" brach sich Bahn aus dem Munde der Pächtersfrau. Nach einer Weile fuhr das Mädchen fort:

„Der Fall verursachte eine Lawine von dem frischen Schnee und Steingeröll, das sie erschlug! — — Helmbrecht erzählte noch, wie man nach den Resten gesucht und dieselben nur teilweise gefunden — ich kann's nicht wieder sagen, es ist zu fürchterlich, aber von Jakob Karst

haben sie nichts entdeckt, und die Frau will's nicht glauben, daß er dabei war, doch ist's so. Acht Kinder sind da, und eins hat sie noch an der Brust."

Sie schwieg wieder einen kurzen Augenblick, dann sah sie plötzlich zu Kermatten empor und fuhr tief aufatmend fort:

„Sie sind arm die Leute, es ist auch schon gesammelt worden, aber neulich ist erst so viel gethan worden für die Überschwemmten im Rhonethal, da hat die Sammlung jetzt fast nichts ergeben. Nun haben sich ein paar Bürger zusammengethan, Meister Helmbrecht ist auch dabei, um ein Konzert zu veranstalten, oben in der Kirche; seit die neue Orgel dort ist, geschieht's ja öfters. Es sind jetzt sehr viel Fremde in Thun; es ging sehr gut; auf morgen war's bestimmt und die Billets waren alle gleich verkauft, sie haben eine ganz hübsche Summe von ein paar hundert Frank zusammen; da sagt heute der fremde Sänger ab, der von Bern kommen sollte, und sie wissen keinen andern; nur Orgelspiel allein und der Chorgesang, das geht nicht. Meister Helmbrecht meinte, sie müßten eben absagen und das Geld wieder zurückgeben."

Sie hatte immer langsamer geredet und ihre großen sprechenden Augen bittend zu Kermatten erhoben; im Mondenschein spielte es zwischen dem weißen Glanz und dem schwarzen Ansatz der langen Wimpern wie feuchter Thränenschimmer, und eine Thräne zitterte auch in ihrer Stimme.

Da legte er die Hand auf ihr weiches, leicht gewelltes Haar, beugte langsam seinen Kopf gegen sie herunter und sah sie freundlich lächelnd an: „Ja, Viola — ja Kind — ich werde spielen!“

20. Konzert.

Es war einer jener warmen, wolkenlosen Sommertage gewesen, nach welchen die Sonne, wenn sie liebkosend die langen Stunden auf den blumigen Matten geruht, nicht scheiden kann, ohne der Blüten und Gräser duftigen Hauch sich nachzuziehen, und die Atmosphäre geschwängert ist von all dem würzigen Duft. Auch die hohen weißen Schneeberge und starren Gletscherwände hatten einen ganzen Tag den heißen Liebeskuß der Sonne empfunden, noch glühten sie in der Erinnerung daran, als diese selbst schon geschwunden war, und standen da in purpurner Pracht: die Jungfrau, der Mönch und Eiger, die Blümlisalp, die Schreckhörner und all die lange Kette der mächtigen Berner Alpen; auch der See war gefärbt vom Wiederschein ihres Glanzes. Nur allmählich verlosch der glastende Schein und verglomm der letzte Brand, der die Gipfel umflammte, verdrängt von dem fahlen Dämmerblau, das aus der Tiefe langsam aufsteigend, aber stetig und siegesgewiß immer weiter wachsend zur Höhe zog. Auch dieses violette Blau wurde nach und nach wieder verdrängt von fahlerem Grau, und dämmernd stieg der Abend auf die Berge.

An das epheuumrankte kleine Spitzbogenfenster des offenen Gartenerkers droben an der Mauerwand des hohen alten Thuner Kirchhofes, wo die Aussicht sich breitet über das altertümliche Städtlein, über den doppelarmigen raschen Fluß, über die fruchtbare Ebene und über die Schneefelder der Berge, lehnte Graf Walderfeld und genoß das zaubervolle Farbenspiel der sich bildenden und erlöschenden Gluten mit all dem Entzücken eines Malers. Gar gut paßten zu seiner Stimmung die feierlichen Orgelklänge und der anschwellende Chorgesang, welche aus der nahen Kirche bald lauter, bald leiser herübertönten.

„Wenn die da drin wüßten, welch selten schönes Alpenglühen heute gewesen ist, sie hätten ihre Andacht auch lieber hier außen verrichtet," dachte der junge Mann, indem er sich wandte, um den Abstieg zu gewinnen.

Er war erst vor kurzer Stunde angekommen und noch nicht einmal im Hotel gewesen, hatte nur durch den Gepäckträger ein Zimmer bestellen lassen auf einige Tage, bis er übersiedeln könne nach dem Inselhäusli, denn er wußte nicht, ob er jetzt noch dort zu Gast sein konnte, nachdem sich sein Kommen so sehr verzögert hatte. Von Weißenburg war er kurz nach Rosens Abreise rasch heimgerufen worden nach München, durch den plötzlichen Tod seiner schon seit langer Zeit leidenden Mutter; dann konnte er die ersten Monate den trauernden, sehr gebeugten Vater nicht allein lassen; so war es fast Spätsommer geworden, ehe er seinen Entschluß, nach Thun zu kommen, ausführen konnte. Es zog ihn gar mächtig

dahin, und jetzt mochte er um so ruhiger diesem Wunsche nachgeben, als Professor von Michaelis mit seiner Familie wieder von seinen Sommerausflügen zurückgekehrt war und ihm als guter Nachbar versprochen hatte, fleißig, ja täglich, wie Friederike voll Eifer versicherte, den alten Grafen zu besuchen.

So war er denn am späten Nachmittage von Bern aus, wo er nur eine Stunde Aufenthalt gehabt, weiter gefahren, mit dem schönen Blick auf die immer näher rückenden Alpen, auf die immer höher ansteigende Bergkette. Da, ganz nahe dem Ziel, begann ein Schimmern und Glasten, ein Scheinen und Leuchten auf den ewigen Schneewänden, daß er, angekommen in Thun, den ihm noch von früher wohlbekannten Weg einschlug nach dem schönsten Aussichtspunkte, nach dem hochgelegenen weltberühmten Kirchhoffenster.

Als er nun beim Herabgehen durch die Bogen der Kirchenvorhalle schritt und gelegentlich noch einmal vor dem verblichenen kindlichen Freskogemälde aus uralter Zeit stehen blieb, das ihn in seiner köstlichen Naivetät immer wieder von neuem interessierte: da — der Orgelklang war schon seit einigen Minuten verstummt — wurde sein Ohr gefesselt von anderen Tönen, die sonst nicht gerade einer Kirche eigen sind; er horchte auf — das war eine Geige — und welch schöner, klangvoller Ton — auch nicht Kirchenmusik, ein Beethovensches Adagio war's — und gespielt! — die paar Striche, die er bisher gehört, etwas gedämpft zwar durch die geschlossene Thür, verrieten eine Meisterschaft,

eine Gewandtheit, den Bogen zu führen, wie sie nur einem Künstler ersten Ranges zukommt. Gefesselt und auflauschend stand er am Portal, dann versuchte er leise zu öffnen: die Kirche war gedrängt voll, mehr als die lautlose Stille es hätte voraussetzen lassen; innerhalb der Pforte am kleinen Tischchen saß der Kassierer: es war also ein Konzert, kein Gottesdienst. Lautlos verständigte sich Graf Walderfeld mit ihm und blieb horchend stehen. Auf den Gesichtern all der Zuhörer malte sich dasselbe Erstaunen, erwachte nach und nach dieselbe Bewunderung, die der junge Maler empfand. Es war eine bunt zusammengewürfelte Zuhörerschaft von Einheimischen und Fremden aller Nationen, aber wie verschieden, wie schroff entgegengesetzt auch ihr Aussehen und ihre Haltung war, wie auffallend mannigfach die Reisetoiletten der Damen oder die Trachten der Bürger, ein geistiges Etwas lag wie ein gemeinsames Band über all den so verschiedenartigen Menschen: die sittliche Bildung, welche zugänglich macht für solch reine Freuden hohen künstlerischen Genusses.

Der Geiger stand oben auf der Orgelempore, man konnte ihn nicht sehen, aber in den Klängen, die weich anschwellend und leise ersterbend, die zitternd in Weh und aufjubelnd in seliger Lust die Wölbung durchzogen, lag eine Welt von Gefühlen: edel mußte er sein, der so seine Seele offen zeigte — edel in Gestalt und edel in Gesinnung; und manch eine, die mit dem Herzen lauschte, vermeinte, sie würde ihn sicher aus Hunderten herauskennen.

Den Maler überkam eine alte Erinnerung: ja — ja — ein einzigmal hatte er so spielen hören, damals war er fast noch ein Knabe gewesen, aber das Gedächtnis daran war ihm immer verblieben, und der unvergessene Klang hatte jeden anderen Spieler widerlegt, den er seitdem bewundern wollte. Der Geiger von damals, das war sein Onkel gewesen: Eberhard Kermatten.

Sollte er es sein? Unmöglich! Er, der seit Jahren keinem Menschen mehr die Freude gegönnt hatte, ihn zu hören, er sollte vor dieser wildfremden Zuhörerschaft spielen? Und doch und doch — er nur war's, er mußte es sein!

Da verklang der letzte Accord — kein jubelnder Applaus folgte, die Heiligkeit, der Ernst des Ortes verbot die laute Anerkennung — aber ein allgemeines Aufatmen ging durch den Raum, wie eine tiefe Freude, daß der Ton erklungen war, wie ein Seufzen, daß er verhallt. Darauf folgte ein Flüstern und Zischeln, ein Fragen nach dem Namen des Geigers, den keiner wußte. Das verstummte erst, als nun die Orgel den volltönenden Schlußsatz spielte.

Das Konzert war zu Ende, dennoch wollte die Menge sich nicht verlaufen; obgleich eine große Anzahl Leute schon den gedeckten Treppengang hinuntergeeilt war, blieben die meisten zurück: man wartete vor dem Portal unter der Halle und in den Kirchhofwegen auf das Erscheinen des Künstlers, der so allgemeine Neugier und Bewunderung erregt hatte. Aber niemand kam, der

dafür zu halten gewesen wäre, und auch Graf Walderfeld fand nicht den, nach dem er suchte.

Doch Aufklärung mußte er haben; er eilte daher in die leere Kirche zurück, den Organisten oder den Kirchendiener auszuforschen. Da, wie er unverrichteter Dinge eben wieder herausgehen wollte, vernahm er eine Frauenstimme, deren Klang ihm gar wohlbekannt ans Ohr schlug; er trat einige Schritte zurück und schaute voller Erstaunen erwartungsvoll zur Tribüne hinauf. An die Brüstung gelehnt, die Umrisse nur matt erleuchtet von der über ihr hängenden Ampel, lehnte ein Mädchen, er erkannte die schlanke Form auf den ersten Blick, wenn sie ihm auch den Rücken kehrte: das war ja seine Alpenrose! Im nächsten Augenblick hatte er die Treppe zur Empore gefunden und eilte hinauf. Da stand sie wirklich! Wieder hatte sie einen Kranz in der Hand, und wenn er an gutes Omen glauben wollte, so hätte er diesmal noch zufriedener sein können, denn es war ein Lorbeerkranz; das Konzertkomitee hatte ihn dem Geiger überreicht.

Rose sah den Grafen nicht kommen, selbst seine lauten eiligen Tritte ließen sie nicht wegschauen von der kleinen Gruppe neben der Orgel, wo Pfarrer Klein, Meister Helmbrecht und noch einige andere Männer um Kermatten herumstanden, um ihm dankend die Hand zu drücken.

„Rose von Allmen!“ wurde sie da plötzlich angeredet.

„Ach! Herr von Walderfeld!“ rief sie freudig und streckte ihm die Hand entgegen. „Sie waren auch da

und haben es auch gehört. O nicht wahr, wie wunderbar schön!“

Dann plötzlich abbrechend in ihrer Begeisterung, fuhr sie in mitleidig teilnehmendem Tone fort: „Sie haben Ihre Mutter verloren, seit wir uns in Weißenburg gesehen, wie leid mir das gethan hat! Sie hätten Glück verdient vom Himmel, nicht Kummer!“

Wieder nahm er in bewegtem Danke ihre Hand und ließ dieselbe lange nicht los. Er vergaß, da er das Mädchen so unverhofft traf, warum er gekommen, und schaute sich nicht um nach den Männern.

Kermatten aber hatte den Blick gewandt, er sah die jungen Leute bei einander stehen, Hand in Hand; wie leiser Schatten flog es über sein eben noch von matter Freude und der Erregung des Spiels leicht gerötetes Gesicht; es war nur einen Augenblick, dann hatten seine Züge die frühere Ruhe, und die alte Blässe kehrte zurück. Er trat an die beiden heran: „Willkommen in Thun, Walderfeld!“

„Onkel, also du bist's wirklich gewesen, der gespielt — weißt du, daß ich deine Geige, daß ich dein Spiel erkannt seit den langen Jahren, daß ich deinen Strich nicht mehr gehört; ohne eine Ahnung zu haben, wer in dem Konzert spielte. Es war überhaupt ein reiner Zufall, daß ich da heraufging, erst vor einer Stunde bin ich angekommen und wollte morgen bei dir um die Inselgastfreundschaft bitten.“

„Die ist dir ja lange schon gewährt,“ antwortete

der Geiger und erkundigte sich dann teilnehmend nach des alten Grafen Befinden.

Der Menschenstrom vor der Kirche hatte sich einstweilen verlaufen; es hieß, der geheimnisvolle Geiger sei schon vor dem Schlusse fortgegangen, so hatten sich auch die Neugierigsten endlich verzogen, und einsam schien der schmale Bergpfad, auf dem die kleine Gesellschaft, die Haupttreppe vermeidend, heruntergehen wollte.

Doch wie lange es auch gedauert, eine ärmliche Frau im schwarzen Rock und schwarzem um das blaue Mieder eingeknüpften Brusttuch, mit verweintem Gesicht und gar traurigen Ansehens, hatte sich das Warten nicht verdrießen lassen, sie stand, von einer Schar kleiner und größerer Kinder umgeben, etwas zur Seite der Kirchenthür und drängte sich bescheiden in die Ecke. Als die Männer heraustraten, gewahrten sie dieselbe erst nicht; es war schon düster geworden, und die Frau wagte nicht, vorzutreten: sie hatte danken wollen, jetzt fehlte ihr der Mut. Aber Rose, die mit Walderfeld hinter den anderen einherging, wurde aufmerksam, sie sah zufällig in das bittende, feuchte Auge des unglücklichen Weibes. „O, Meister Helmbrecht,“ rief sie und hielt den vor ihr hergehenden Schmied am Arme fest, „ist das nicht die arme Witwe, die Frau des Jakob Karst?“

Alle wandten sich um, und in helle Thränen ausbrechend, kam die Frau auf Kermatten zu, während Rose zu den Kindern niederkniete, um die kleinen liebkosend und schmeichelnd in ihre Arme zu ziehen. Es war ein rührender Anblick und die arme Frau kaum zu

beruhigen. Der Geiger, der vermeinte, es sei eine abgeredete Sache, wollte fast unwillig werden, und da er nicht loskommen konnte, zogen sich seine Brauen finster zusammen. Rose hatte ihn nie so gesehen, alle Freude an dem Erfolg ihres Konzertes ging ihr verloren in der heißen Angst, daß ihm etwas unliebsam sei. Rasch nahm sie einem größeren Mädchen das in Tücher gehüllte jüngste Kind vom Arm, hing ihm den Kranz über das winzige Händlein und trat zu Kermatten heran: „O seht, Herr, das dankt auch und hat's ihm doch keiner gesagt." Er schaute wohl nicht das Kind und den Kranz, aber der gewaltige Zauber aus ihren Augen, der alles über ihn vermochte, verscheuchte den Unmut, der wohl auch nur der Nachklang einer anderen bitteren Empfindung gewesen, und als er nun mit der Frau redete, kam auch über ihn die milde glückliche Stimmung des Bewußtseins, wohlzuthun. Er reichte ihr die Hand und sprach:

„Seid nur ruhig, liebe Frau Karst, der Jungfer da müßt ihr danken, nicht mir, und der macht's Freude, auch ferner für Eure Kinderschar Sorge zu tragen; aber jetzt laßt uns gehen!"

Während der ganzen Scene hatte Graf Walderfeld unverwandt nur auf Rose geblickt, die mit dem Kinde auf dem Arme und einem anderen braunlockigen Knaben an der Seite ihn wieder an seinen ersten Madonnenentwurf gemahnte. Er trat jetzt an sie heran: „Jungfer Rose, wißt Ihr noch das Versprechen, das mir einst gegeben wurde, Euch malen zu dürfen? Nun müßt Ihr's erfüllen!"

„Wie denkt Ihr jetzt nur daran?“ fragte sie erstaunt, setzte aber gleich hinzu: „Gern, wenn es Euch Freude macht;“ dabei gab sie das Kind der Frau Karst zurück, die ihr noch stumm die Hand schüttelte, und eilte dann an der Seite des Grafen den anderen nach, welche schon raschen Schrittes vorangegangen waren.

Der Schmiedemeister ging neben Kermatten her; bei ihm lag die alte Abneigung noch immer im Kampf mit der aufkeimenden Verehrung, die er dem ganzen Benehmen des Geigers nicht versagen konnte. Zwar, daß die Laube des Turmhäusleins ihm nun so kahl vorkam, obgleich die jetzigen Mieter auch Blumen genug hegten, daran war der Geiger schuld, und herzlich gram hätte er ihm darum sein können, wenn nicht eben wieder die Verehrung einen großen Fortschritt gemacht hätte. Da sollte er nun aber vollends gewonnen werden durch die Worte, welche Kermatten nach langem Schweigen endlich sagte:

„Wißt Ihr was, Meister Helmbrecht, sucht einen bleibenden Verein zu gründen zur Unterstützung der Hinterbliebenen von solch armen Verunglückten, ich gebe Euch vorerst einmal 2000 Frank zum Beginn. Doch nun lebt wohl — hier scheiden sich unsere Wege!“

21. Entsagen.

Graf Walderfeld hatte zwar Wohnung im Inselhäuslein genommen, aber seine meiste Zeit verbrachte er droben auf dem Grüsisberg. Es wäre für Rose zu umständlich gewesen, stets hinunter zu wandeln, um ihm zu sitzen, denn er wollte sie malen und hielt an dem ihm dereinst gegebenen Versprechen selbstverständlich fest. So wurde denn eines Tages Staffelei, Leinwand und Farbenkasten in das Pächterhaus der Unteren Wart hinaufgebracht, und die große Bauernstube zum Entsetzen Frau Burgels als Atelier eingerichtet.

Durch den täglichen Verkehr in Weißenburg hatte Rosens Umgang mit dem jungen Künstler einen vertrauten freundschaftlichen Charakter angenommen, sie hatte mit Interesse seine Landschaftsskizzen verfolgt, und nun freute sie sich darauf, das neue Bild entstehen zu sehen, und zugleich dem Lebensretter ihres Bruders einen Gefallen erweisen zu können. Sie wußte mit Leichtigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden und wirkungsvoll den Einwendungen der guten Pächterin gegen das Verstellen der Möbel und das Verhängen der hellen Fenster entgegenzutreten.

Auch Eberhard Kermatten kam dem jüngeren Ver-

wandten freundschaftlich entgegen, er war zwar wieder schweigsamer und ernster denn in letzter Zeit, da er im täglichen Unterrichten Rosens sich selbst vergessen hatte, doch der Maler kannte ihn ja kaum anders als menschenschen, und Rose, mehr zerstreut und weniger um ihn als vorher, gewahrte es auch nicht.

Der Geiger dagegen, gleich damals, als er nach dem Konzert oben auf der Orgeltribüne die freudige Begrüßung der jungen Leute gesehen hatte, konnte sich eines Gedankens nicht erwehren, der ihn nun unaufhörlich verfolgte, und ohne daß er es sich selbst zugeben wollte, beobachtete er stillschweigend, aber mit immer erregterem Gefühle den Gang der Dinge. Das war ihm bald klar genug, daß Walderfeld, ganz begeistert arbeitend an seinem Bilde, die Bewunderung für sein schönes Modell bis zur Huldigung steigerte; oft fuhr ihm die Frage heiß durch den Sinn, wie das Mädchen gestimmt sei, woher wohl diese Geduld komme, mit der sie stundenlang sitzen könne? Das heißt, er wußte es ja nicht, ob sie geduldig saß, er dachte es nur, denn er selbst hatte das neueingerichtete Atelier noch nie betreten. Er hatte auch noch nichts von Walderfelds Arbeiten gesehen, aber wieviel Talent sein junger Vetter auch besitzen mochte, jedenfalls schien es Kermatten eine Entweihung der so traumhaften Schönheit Rosens, die für ihn mehr vom Himmel als von der Erde hatte, wenn sie so vom ersten besten Maler doch nur durch ihre äußerlichen Züge festgehalten werden sollte; nur der Pinsel eines Raphael hätte es vollbringen können, dieses Madonnenantlitz in all seiner rührenden

Anmut zu malen, mit dem Abglanz der Seele in den Augen, mit dem oft rätselhaft verschleierten Ausdruck, als weile ihr Geist fern im Lande der Träume.

Aber Kermatten hätte ja keinen genügenden Grund gehabt, Walderfelds Bitte zu verweigern, nur jetzt, da das Malen doch schon viel länger gedauert, als er meinte, es wäre nötig gewesen, fiel ihm ein, daß er über Rose als väterlicher Freund wachen müsse; wer konnte wissen, was ihr der junge Maler in den Kopf setzte, wie sie ihr Herz an ihn verlor und dann unglücklich werden könnte. In der Erinnerung, daß Walderfeld ihm in Florenz von einem Stelldichein beim Mondenschein im Kolosseum zu Rom gesprochen, dann an dem Osterabend eine schöne Florentinerin verfolgte, hatte er den Eindruck, als sei der Maler überhaupt schwärmerischer Natur und wohl geneigt, hier und dort sein Herz leicht zu verlieren, ohne viel dabei zu denken. Nein, solchem Spiel durfte er den ihm anvertrauten Schatz nicht aussetzen: Walderfeld mußte sobald wie möglich fort, sagte er in raschem Entschlusse zu sich selbst.

Er saß am Fenster seines Zimmers, den Blick ziellos durch die Scheiben nach dem Walde gerichtet — er war gerade an diesem Teil seiner Betrachtungen angelangt und besann sich noch, wie das auszuführen sei, da ging die Thür seines Zimmers auf und der junge Maler trat selbst herein.

„Onkel, mein Bild naht der Vollendung; du mußt kommen und es sehen, einen schöneren, idealeren Kopf für eine Madonna hätte ich in der ganzen Welt nicht

finden können. Hast du je beobachtet, wie fein die Linien dieses Ovals, wie die Haare so weich ansetzen über der edlen Stirn, und die langen gebogenen Wimpern, die den Augen einen so merkwürdig tiefen Schatten geben."

Wie gut wußte Kermatten das alles; aber er gab keine Antwort, er dachte nur darüber nach, ob er dem jungen Maler vielleicht unrecht thue, ob dieser doch nicht so oberflächlich sei, als er gefürchtet hatte.

„Du lebst freilich so sehr in der fernen Welt deiner Gedanken und Träume," fuhr Walderfeld fort, „daß du so etwas gar nicht beobachtest. Aber komm, du mußt jetzt mitgehen, du sollst entscheiden, ob das Bild fertig ist oder nicht."

Kermatten senkte mit einem leichten unterdrückten Seufzer zustimmend den Kopf und stand auf, um den Weg zur Thür einzuschlagen. Dabei sagte er: „Ich kann mir nicht anders denken, als daß es fertig ist, wenn du selbst zufrieden damit bist. Der weite Weg hier herauf muß dir auch beschwerlich genug fallen, um dich ein wenig zu beeilen."

„O, was das anbelangt!" lachte Walderfeld, und ernster werdend, fügte er hinzu, indem er auf der Schwelle stehen blieb und die Hand zurückhaltend auf Kermattens Schulter legte: „Onkel, ich habe überhaupt schon lange einmal gewünscht, über manches mit dir zu sprechen, was ich durch Pfarrer Klein erfahren, den ich neulich in Hilterfingen besuchte!"

„Was meinst du?" fragte der Geiger aufhorchend.

„Du nimmst dich der beiden Waisen an, so erzählte

Klein, weil du die Großeltern gut gekannt hast, weil deine verstorbene Braut die Schwester von Rosens Mutter gewesen ist. Der Marchese dal Monte Nervi gehörte aber, wie ich weiß, zu einer der reichsten und vornehmsten Florentiner Familien. Rose von Allmen wäre also nicht nur durch ihren uralten Schweizer Adel berechtigt, in jede vornehme Familie einzutreten — . . ."

Der Maler bemerkte im Feuer seiner Unterredung nicht, wie Kermattens Züge immer starrer und kälter wurden, und jetzt, da er von Adel sprach, sich die Mundwinkel in leiser Verachtung nach abwärts zogen; unbekümmert fuhr er fort: „Nun gehört sie aber auch durch ihre Mutter einer sehr vornehmen Familie an; außerdem sage einmal, Onkel, das ist mir neulich eingefallen, als ich so über die Sache nachdachte, muß sie reich sein, sehr reich! Ich war damals in Florenz, als der alte Marchese starb, es war ein großartiges Begräbnis, ich weiß es noch genau, und es wurde erzählt, das ungeheure Vermögen verfiele dem Kloster, in welches die Witwe eintreten wollte; es seien nur zwei Töchter dagewesen, wovon die eine tot, die andere verschollen sei. Nun aber, da die Kinder dieser letzteren Tochter gefunden, mußt du Schritte einleiten, ihren Anteil am Vermögen zu retten."

Walderfeld hatte lange geendet, Kermatten sah noch eine Zeitlang stumm vor sich hin, als verfolge er die angeregten Gedanken.

„Das wird jetzt schwer sein," antwortete er endlich, „auch die Marchesa starb nicht lange nach ihrem Gemahl,

und das Kloster trat die ganze Erbschaft unbeanstandet an; was aber einmal der Kirche zugefallen ist, das hält sie fest, und auch ohnedem ist für die Waisen gesorgt, denn sie sollen für alle Zukunft wie meine nächsten Verwandten gehalten werden!"

„Das ist edel von dir, Onkel, aber nichtsdestoweniger muß versucht werden, ihnen das mütterliche Erbteil zu sichern. Denke doch nur, welch fürstliches Vermögen dem Mädchen zufiele, wenn der Prozeß, der wohl geführt werden muß, gewonnen wird. Ich halte es für deine Pflicht, wenigstens zu versuchen, und wenn es dir recht ist, so schreibe ich gleich morgen an einen Freund, den Professor Haidner, der seinerzeit auch mit mir den ersten Besuch im Inselhäusli machte; er ist in Florenz und soll sich einmal mit einem Notar besprechen."

„Du magst recht haben," erwiderte Kermatten nachdenklich, „thue, wie du gesagt hast, ich will dich nicht hindern; aber ich verspreche mir keinen Erfolg. Wäre der alte Marchese noch am Leben gewesen, ich selbst hätte ihm die Enkel gebracht, nun dacht' ich nicht daran, daß noch irgend eine Verbindung sein könne."

Tief und unangenehm war der Eindruck, den Kermatten von diesem Gespräch empfing: nun wußte er sicher, und es war keine bloße Vermutung mehr, daß sein junger Verwandter sich für Rose interessiere, und dieses Eingehen auf ihre Verhältnisse bewies außerdem ernste Absichten, wenn es ihm auch gar sonderbar vorkam, daß Walderfeld vor allem so genau über Stand und Vermögen nachdachte. Noch hatte er sich ja nicht weiter

ausgesprochen, aber zu zweifeln war nicht mehr, und eine unendliche Angst befiel den einsamen Mann, sein einzig Kleinod zu verlieren.

Und Rose? Wußte sie davon — liebte sie den Maler? Mit verzweifeltem Schmerz durchzuckte ihn der Gedanke, er mußte sich Gewalt anthun, um nicht laut aufzustöhnen, und alle Kraft nahm er zusammen, daß seine Stimme nicht den Kampf seines Innern verriet.

Und doch, es waren ja nur seine eigenen Hirngespinste, nichts hatte ihm bis jetzt bei ihr irgend eine Neigung verraten.

Kermatten war zögernd und langsamer gegangen, als es der Ungeduld des jungen Malers paßte, der in der Freude an der Vollendung nicht erwarten konnte, sein Werk zu zeigen; jetzt auf einmal beeilte der Geiger seine Schritte, er aber hatte das Bild vergessen, er dachte, das Mädchen zu sehen, und ein Blick in ihre Augen sollte ihm die Wahrheit sagen.

Doch Rose war nicht da in der Unteren Wart; sie war, als sie nicht mehr zu sitzen brauchte, gleich nach Tisch hinunter nach Thun gegangen, um einige Wollröckchen und Tücher, die sie an den vergangenen Abenden für die Kinder des verunglückten Führers genäht, der armen Witwe zu bringen. Nur Frau Burgel saß am Spinnrädchen, in der großen gemütlichen Bauernstube, sie hatte sich nach und nach mit dem Malen versöhnt und sich oft genug, wenn die Feldarbeit es erlaubte, spinnend dazugesetzt, um zuzuschauen. Jetzt stand sie auf und ging den Herren mit freundlichem Handgruß

entgegen. Die Staffelei war gegen das Fenster vorgerückt, daß das helle Sonnenlicht das Bild überflutete und es förmlich plastisch aus seinem Rahmen hervorhob.

Das, was er sah, hatte Kermatten nicht erwartet, nicht geahnt, er stand regungslos davor, der Anblick überwältigte ihn: es war eine Madonna, überirdisch schön, himmelanschwebend; nicht nach der alten Tradition mit dem roten Kleid und blauen Schleier, dem Christuskind und dem kleinen Johannes; sie war allein, aufrechtstehend und schlank, die Augen zum Himmel gewendet, den Mund ganz leise geöffnet wie in Extase, die beiden herabhängenden Arme mit den offenen Händen nur ein klein wenig gehoben, als wolle sie die Gnade wieder über die Menschheit ausgießen, die von oben auf sie herabströmte; ein weißer Schleier wallte ihr vom Haupte, und in leichten Falten floß das weiße Gewand auf die Wolken hernieder, sich mit ihnen vermengend.

Noch immer wortlos stand Eberhard Kermatten vor dem Bilde; was in seiner Seele vorging, wer mochte es ahnen? Der Maler, der erwartungsvoll ihn anschaute, wagte keine Frage, kein störendes Wort; er erschrak über die plötzliche Veränderung in den Zügen des alten Freundes; dieser war totenblaß, die Augen weit geöffnet, mit weltentrücktem forschenden Blick, ein Schmerzensausdruck von unbeschreiblichem Weh zuckte um die bebenden Lippen, und mit aufgehobenen Händen vor das Bild hintretend, vergaß der Unglückliche alles um sich her, als aus seinem Munde die kaum gehauchten

Worte sich Bahn brachen: „O, so entschwebt das Glück der Erde!“

Es war einen Augenblick, als ob er zusammenbräche, Walderfeld und die Pächterin, welche erschrocken zur Seite gestanden hatten, wollten helfend herzueilen, aber schon hatte er sich aufgerafft, und die anderen abwehrend, die ihm ratlos nachblickten, eilte er der Thür zu und stürzte hinaus.

Welchen Weg er einschlug, er wußte es kaum, nur in den Wald, in die Einsamkeit — allein mit sich — allein mit den Gedanken, mit der Erinnerung, mit all den zerstörten Hoffnungen der Gegenwart.

So eilte er weiter, hinauf zur Höhe, über die verwachsenen Baumwurzeln, über das Geröll aufsteigend; die Zweige streiften ihm das Haar, er achtete es nicht, denn je nachdem der Zufall führte, bog er ab, bergunter oder bergauf, und endlich, in dem dunkelsten Tannengehege, ließ er sich auf einem Stück Felsgeröll nieder, müde, abgespannt, mit einem Gefühl, als sei die ganze Welt um ihn versunken. Ja, jetzt war der Schleier vor seinen Augen gefallen, jetzt wußte er es klar, was wie ein geheimnisvolles Rätsel tief verborgen in ihm geschlummert, was er nicht ahnen wollte, daß es sein könnte, weil er sich stets einzubilden suchte, es halte der Tod mit seiner Erinnerung ihn zu mächtig umsponnen, nun hatte das Leben doch seine Arme nach ihm ausgebreitet, er liebte das Mädchen glühend, leidenschaftlich, mit all der unendlichen Tiefe, der nur ein Herz fähig ist, das die höchste Entsagung, das tiefste Leid durchlebt

hat, das an der Größe des Schmerzes die Seligkeit mißt eines solchen Wiederauflebens all des Verlornen.

Und nun sollte auch dies ihm entrissen werden, denn da war kein Zweifel mehr: das Bild redete für sich: wer das gemalt, der liebte, und der war auch solcher Schöne wert! Im ersten Augenblick, da seine Augen darauf geruht, da war es Viola, die ihm entschwebte, wie er sie im Geiste oft sehnend geschaut — nun aber war es Rose zugleich und war die Braut, und alle beide verlor er in dem einen Bilde. Es kam über ihn wie ein wilder Haß gegen den Mann, der ihm sein einzig Kleinod rauben wollte; der Mann, dem die ganze Welt offen stand, warum mußte er die Hand ausstrecken, um das Wesen an sich zu reißen, welches das versöhnende Schicksal eigens für ihn geschaffen hatte — nur für ihn allein? War er nicht wie der Gärtner, der eine seltene Blüte in seinem Garten gezogen hatte, er nur kannte ihren ganzen Wert, nun pflückt sie ein Wanderer im Vorübergehen, dem noch so viele Blumen am Wege blühen und ihm, dem Gärtner, war sie die einzige, die seine Einsamkeit erfreut hatte.

So jagten sich die Gedanken in seinem Kopf, es fiel ihm nicht mehr ein, daß wohl noch kein Wort zwischen den beiden jungen Leuten gesprochen war, daß er Rose erst fragen müsse, ob es denn auch so sei: für ihn war alles verloren, alles vorüber! Das Haupt an einen Baumstamm gelehnt, die Augen geschlossen, so blieb er in dumpfem Brüten, er merkte es nicht, wie die Stunden verflogen, wie die Sonne sank, tiefer und tiefer, erst als

das Abendrot schon verglühend den Himmel färbte, da öffnete er die Augen und horchte plötzlich auf, um aber sogleich wieder wie gelähmt mit verhaltenem Atem ruhig und bewegungslos sitzen zu bleiben, denn man vernahm herannahende Tritte, er erkannte Walderfelds Sprache und verstand genau jedes seiner Worte:

„Wir finden ihn hier nicht mehr, beruhigt Euch, Jungfer Rose, Ihr kennt ihn ja und wißt, daß er an solchen Anfällen plötzlicher Schwermut leidet.“

„Und ich bin schuld,“ klagte Rose, „weil ich so gar viel mit Euch gewesen, da hab' ich ganz meine erste heiligste Pflicht vernachlässigt, die mich doch schon die Dankbarkeit lehren sollte: mich ihm zu widmen, ihn zu zerstreuen.“

„Ihr macht Euch unnötig Selbstvorwürfe! Kommt, eilt nicht so hastig vorwärts, Ihr seid müde vom Steigen, verweilt, wir wollen uns ein wenig ausruhen, es ist ein so wonniger Abend und hier ein so lauschiges Plätzchen auf den bemoosten Steinen!“

Sie mußten sich wohl gesetzt haben, und es blieb eine gute Weile still, dann begann Walderfeld wieder in weichem Ton, der immer mehr einen leidenschaftlichen Klang annahm.

„Nein, Rose, ich lasse Euch noch nicht weiter gehen — ich habe Euch etwas zu sagen — ich kann's nicht länger verschweigen, was meine ganze Seele bewegt, Rose — hast du's denn noch nicht erraten, daß ich dich liebe, daß ich kein schöner Wesen kenne auf der ganzen

Welt und keins, das ich lieber mein eigen nennen möchte, als dich. O sage, liebst du mich?“

Vergebens horchte der bange Lauscher hinter dem Tannengehege auf die Antwort; die ihn doch nicht unglücklicher machen konnte, als er schon war, denn er wußte und kannte sie im voraus, aber sie kam nicht, nur ein lautes Schluchzen ward vernehmbar.

„Ich habe dich erschreckt mit meinem Ungestüm, liebes Mädchen, komm, schau mich an in deinen Thränen, da bist du gar so lieblich. Sieh einmal hier diese Blume,“ man hörte das Umblättern eines Taschenbuches, „kennst du sie denn nicht mehr — vor Jahren schon am Beatusberg hast du sie mir gereicht in guter Vorbedeutung, und sie hat mir die Gewißheit gegeben, daß ich dich nicht umsonst fragen würde!“

„Herr von Walderfeld,“ kam es jetzt schüchtern aber entschlossen von Rosens Lippen, „sprechen Sie nicht so zu mir, mir thut's so weh, es zu hören; Sie, der so gut für mich sind, der mir den Bruder gerettet —“ und wieder brach sie in lautes Weinen aus.

Er schien sich ihr zu nähern, sie umfassen zu wollen, denn man hörte das Geräusch der Kleider, die Bewegung des Aufstehens.

„Nein, nein, Herr von Walderfeld, o lassen Sie mich; wenn ich Ihnen ja auch noch mehr gut wäre, als ich so schon bin — ich kann nicht; ich kann wirklich nicht: ich gehöre meinem Herrn, Ihrem Oheim an, ihm muß ich dienen mit Leib und Seele, das hab' ich ihm ja

versprochen, o machen Sie mir's nicht so schwer; denn auch Ihnen danke ich ja so viel, so viel."

Das Mädchen hatte sich erhoben und schritt voran, während Walderfeld, sie begleitend, sagte: „Liebe Rose, wir sind und bleiben gute Freunde, nicht wahr, und das andere wird sich schon finden; mein Onkel kann ja nicht dein ganzes junges Leben an sich ziehen wollen . . . und dann —"

Die Stimmen verstummten, die letzten Schritte verhallten in der Ferne.

Verglüht war das Abendrot, die Sonne versunken, durch die Wipfel der Tannen und Eichen strich der Abendwind und wehte manches frühwelke Blatt raschelnd zur Erde nieder; ab und zu pfiff noch ein Vogel im Gesträuch oder krächzte ein Rabe, der hoch am Himmel dahinflog, dann wurde es immer dunkler und stiller, bis die Sterne einzeln am nachtblauen Himmel aufflammten.

Endlich erhob sich der unglückliche Mann von seinem Steinsitz unter den Tannen, er hatte gedankenlos, traumlos vor sich hingebrütet, fast war's, als habe eine tiefe Ohnmacht ihn umfangen gehalten; seit dem Augenblick, da die Schritte verhallt waren, konnte er sich keine Rechenschaft mehr geben über seine Gedanken — was er vernommen, das lag schon hinter ihm wie ein weit und fern Erlebtes. Nur eines fühlte er, das glühte in seinem Bewußtsein, das, was ihm erst vor kurzen Stunden klar geworden, das ihm aber schon so eigen war, als hätte er das Gefühl sein ganzes Leben durch in sich getragen: das eine, daß er Rose liebte, daß er nicht von

ihr lassen konnte, daß er sie sein eigen nennen wolle — sein — sein eigen. Als er so zufällig Zeuge des Gesprächs der jungen Leute gewesen, da nur einen kurzen Augenblick hatte er in fieberhafter Spannung Hoffnung geschöpft aus Rosens verneinender abweisender Antwort; aber ihr Weinen, der Kampf, den sie um die Pflicht kämpfte, hatte ihn schrecklich aufgeklärt: nicht Liebe war's für ihn, sie liebte den Maler; sie war unglücklich, daß sie sich an den traurigen Herrn durch Pflicht der Dankbarkeit gebunden fühlte. Nein, nein — solches Opfer wollte er nicht von ihr, nicht um Mitleid warb er, er hatte Liebe gewollt, heiße, wahre, tiefe Liebe! Die konnte sie ihm nicht geben, und unter dieser Gewißheit war er wie gelähmt, wie vernichtet und betäubt diese langen Stunden gesessen.

Als er sich endlich aufraffte und ging, da kam mit den Schritten, mit der Bewegung wieder Leben in ihn; mächtig ergriff ihn die wildeste Verzweiflung, er stürmte hinaus in die dunkle Nacht, nicht heim, nicht nach dem Waldhaus, weiter und weiter voran die wohlbekannten Stege durch den nächtlichen Forst.

O wäre er nur schon früher geflohen von den Menschen und hätte er sie, sie mit sich fortgenommen, auf seinen Armen fortgetragen, sich mit ihr auf die höchsten Berge geflüchtet, sie verborgen vor aller Welt, daß kein ander Menschenauge als seines ihre Schönheit erspähen mochte, denn es war ja so natürlich, sie mußte alle Herzen entflammen. Nun war es zu spät, das Unglück war geschehen, er hatte sie verloren. O ihre

Augen! Wären nur diese Augen noch sein und sähen ihn noch einmal an mit dem sorgenden Blick.

Es war immer dunkler geworden im Walde, der Nachtwind erhob sich und strich durch die Föhren, dickes Gewölk verdeckte am Himmel nach und nach auch die letzten Sterne. Wären seine Blicke nicht so gewohnt gewesen an nächtliches Waldesdunkel, noch ein Schritt hätte ihn dem Abgrunde und der ewigen Ruhe nahe gebracht. Ach, und wie ersehnte er die! Aber er war kein Feigling, er mußte ausharren im Kampf.

Jetzt mischte sich in das Sturmesrauschen der Baumwipfel der tosende Wasserfall, und fahl leuchteten die herabschießenden Wellen. Er war wieder an der Stelle, wo er vor kaum einem Jahre den Entschluß gefaßt, Rosen zu fliehen, um das Bild der Geliebten nicht aus der Seele zu verlieren.

Was war seitdem geschehen? Wo war der Entschluß geblieben, und was hatte die auflebende Hoffnung ihm gebracht? Enttäuschung, Schmerz — ein Trennungsweh, so bitter als das erste, und schwerer, tausendmal schwerer zu tragen — denn nicht der Tod entriß ihm die Geliebte, ein anderer sollte sie besitzen, ein anderer genießen, wo er entbehren, wo er entsagen mußte!

„Viola," rief er in wilder Verzweiflung, „kehr mir zurück, erscheine mir wieder, nimm meine Seele zu dir; o wär' ich dir treu geblieben, nicht verspürte ich dies neue Leid, dies bittere Weh!" Und der starke Mann brach zusammen, er preßte die heiße Wange auf den

kalten Stein, sein lautes Stöhnen überdeckte der tosende Wasserschall.

Der Wind erhob sich immer mehr, die Äste beugten sich tief unter seiner Gewalt, die Wolken jagten am Himmel, das Gewitter war in vollem Anzuge, schon fielen die ersten Tropfen, es zuckten die Blitze, die Donner grollten näher und näher, und das Echo der Berge füllte die Pausen aus zwischen den einzelnen Schlägen.

Unempfindlich gegen den pfeifenden Wind, der ihn umtoste und das Haar peitschte, und den Regen, der nun in Strömen niederfiel, lag der Unglückliche da. Ihm war, als sei der Sturm, der Aufruhr in der Natur eben groß genug, um sein eigenes tiefes Seelenleid für ihn zu klagen. Aber doch nach und nach, je mehr das Gewitter sich entfesselte und mit immer gewaltigerer Kraft die Kronen der Bäume hob und senkte und die Sturzbäche des Wasserfalls zur Seite trieb, je rascher die Blitze sich folgten, je dumpfer tönend der Donner schwoll, desto mehr legte sich der Sturm in seinem Innern, desto ruhiger, desto stiller wurde es in seiner Seele, die Blutwellen kühlten sich ab, die Schmerzgefühle verrauschten, er begann wieder klar zu denken, das Herz mußte schweigen. Nein — das Herz mußte ihm vielmehr den Weg zum Verstande zeigen.

Langsam raffte er sich auf, strich die nassen, wirren Haare aus der Stirn und stieg weiter an den rauschenden Wassern hinauf.

Wo die Felsblöcke sich turmhoch übereinander häuften, daß die Sturzflut wie ein Schleier davor herunterfiel,

war eine Höhle, er kannte den Platz, und die leuchtenden Blitze zeigten ihm den Weg; da war er gesichert vor Sturm und Wetter. Der Wasserfall selbst hielt den Regen ab, der schräg darauf herniederpeitschte, und der in weitem Bogen vorschießende Strahl bildete an der leicht zurückgewölbten Felswand ein freies Eingangsthor.

Da saß er nun auf einem Vorsprung des Gesteins, die Hände über den Knieen gefaltet, die Augen auf den immer gleichmäßig niederrauschenden Wasservorhang gerichtet, der ab und zu fahlblau erglänzte oder rötlich im zuckenden Blitzstrahl glühte. Und auf der bewegten, wechselnden Fläche zogen die Gedanken seiner Seele wie Nebelbilder vorüber; alles, was er erhofft, erwünscht und verloren im Leben, es tauchte vor ihm auf im traumhaften Umriß, und dabei plätscherte das Wasser in ewig gleichen Rhythmen das in dieser Welt der Schmerzen sich immer wiederholende, eine, uralte Wort, das er in jeder Welle rauschendem Anschlagen zu hören vermeinte: „Entsagen sollst du, sollst entsagen!“

Ja, er wollte entsagen und er konnte es. Das wußte er wohl, er kannte Rosens edles Gemüt, er hatte ja gehört, was sie von ihrer Dankbarkeit, von ihrer Pflicht gegen ihn geredet — würde er ihr einmal bittend in die Augen sehen und ihr sagen: „Bleib bei mir, du bist mein einzig Gut!“ sie würde wohl nie von ihm gehen. Aber wäre es recht gewesen, dies Opfer von ihr zu verlangen? Sie liebte ja den anderen seit Jahren; das bewies die Blume, die sie ihm dereinst gegeben, ja! — und jene rätselhafte Krankheit, war sie nicht auch viel-

leicht ein Sehnen gewesen? In diesem Augenblick erst wurde ihm der Zusammenhang klar: in Weißenburg, da kurz nach dem Tage, an dem Walderfeld zufällig eingetroffen, hatte der Arzt geschrieben, daß sie gesund sei und frisch aufblühend.

Und er, er hätte sie an sich fesseln mögen, fesseln durch Pflicht; wenn er sie wahrhaft liebte, liebte mit solcher Glut, wie sie in ihm flammte, so mußte er auch fähig sein, alles für sie aufzuopfern und willig selbst das Leben zu geben für das Wohl der Geliebten. Sie glücklich zu sehen, das mußte ihm genügen, wenn er auch selbst zu Grunde ging.

Immer mehr arbeitete er sich hinein in diese hohe selbstverleugnende edle Stimmung des eigenen Entsagens. Was lag denn auch an ihm? Sein Weh? Er verbarg es vor der Welt, dann war es nicht vorhanden; und er war ja längst gewohnt, zu leiden, zu entbehren, ihm war es nichts Neues, es schien ihm ja fast eine Unmöglichkeit, daß es anders für ihn sein könne.

Und hätte ihm auch das Leben noch einmal ein Glück gegeben, das ihm die Erde zum Paradies umgewandelt hätte: einmal wieder wäre derselbe Schmerz über ihn gekommen, und die Geliebte wäre aus seinen Armen gerissen worden oder er von ihr, denn wo sind die Glücklichen auf Erden, die zusammen die Pforten des Todes durchschreiten?

So grübelte, so philosophierte er die ganze Nacht hindurch. Der Sturm draußen war vertobt, der Sturm in seinem Innern beschwichtigt, so gut der Verstand, der

edelste Wille ihn niederhalten konnte; das Morgenlicht schien durch den immer heller werdenden Wasserschleier, und er fühlte durchdringender die feuchte Kälte seines Zufluchtsortes. Nein, krank wollte er nicht werden, und niemand sollte ihm den Kampf dieser Nacht ansehen; entschlossen stand er auf, noch einmal rief er in die brausenden Wasser mit lauter Stimme: „Entsagen — ja, entsagen!“ als nähme er sie zu Zeugen seines Entschlusses, dann schlug er in ungestümem Schritt den Weg nach seinem Waldasyl ein. Doch je näher er kam, desto langsamer ging er, desto mehr zögerte er immer wieder, und wie er nun da unter den Tannen am hohen Teich herauskam und die Wasserlilien erschaute, die im Morgenschein ihn so fahl und traurig ansahen, da fiel ihm wieder ein, wie es noch vor kurzen Wochen gewesen, da er mit ihr dort auf dem kleinen Kahne gesessen und von ihr die Blumen entgegennahm, um sie einzupflanzen ins feuchte Beet.

Er schlug die Hände vors Gesicht: „Ich kann nicht — heute noch nicht!“ rief er verzweifelt aus und eilte zurück in die Berge, fort, nur fort aus der Nähe der Menschen — weiter hinauf, wo Schnee und Eis die einzigen Zeugen seines Ringens und Kämpfens waren.

22. In Angst und Sorge.

Drei Tage waren seitdem vergangen, drei Tage namenloser Angst für Rose, denn der geliebte Herr war fort, plötzlich verschwunden, und keine Kunde kam, und keiner konnte Auskunft von ihm geben. Die Pächtersleute suchten zwar das Mädchen zu beruhigen: der Herr sei ja doch ein Sonderling, ein Menschenfeind, sie wunderten sich, daß er so lange ruhig ausgehalten; in dem vergangenen Jahre sei er auch ab und zu ganze Tage weggewesen, ohne ein Wort vorher davon zu sagen, es sei gewiß wieder ein solcher Anfall, der ihn plötzlich gefaßt habe. Möglicherweise sei er auch nach Italien.

Walderfeld hatte ihr erzählt von dem Vorfall vor dem Bilde, da ward ihr plötzlich klar, woran sie vorher auch nicht im Traum gedacht, daß er wohl in dieser himmelanschwebenden Madonna die Gestalt der verlorenen Braut erkannt und daß er geflohen sei, um auch sie nicht wieder zu sehen.

Hilflos und ratlos eilte sie am zweiten Tage nach Hilterfingen ins Pfarrhaus hinunter. Pfarrer Klein kam ihr besorgt entgegen, als er das Mädchen so verstört und traurig bei sich eintreten sah.

„Was ist geschehen, Jungfer Rose? Doch keine

schlechte Nachricht von Hans? Ich erhielt noch gestern einen Brief meines Freundes, der alles Gute von ihm meldet."

„Ach nein," klagte Rose, „Hans ist wohl; aber der Herr, der Geiger ist seit vorgestern abend fort, und wir wissen nicht wohin und ob ihm nicht ein Leid widerfahren."

Thränen stürzten ihr aus den Augen, während sie sprach, und als sie sah, wie auch der gute Pfarrer betroffen von der unerwarteten Nachricht bei ihren Worten sie erschrocken ansah, erzählte sie ihm rückhaltlos, was geschehen war an jenem Abend und was sie ahnte, das ihn fortgetrieben. In ihrer Angst, in ihrer Aufregung sich immer mehr hineinsteigernd, klagte sie über die traurige Ähnlichkeit ihrer eigenen unglücklichen Züge mit denen seiner verstorbenen Braut und erzählte in fliegenden Worten, wie er sie in jener Mondnacht erstmals erblickt und für eine überirdische Erscheinung gehalten habe.

Immer nachdenklicher, immer ernster hörte ihr der Pfarrer zu; jetzt wurde ihm so manches klar, was ihm an der ganzen Sache, an der Adoptierung der Waisen durch den doch einzeln stehenden Mann nicht ganz hatte passen wollen, worüber er aber in seiner harmlosen Gutmütigkeit nicht weiter nachgedacht hatte. Wohl war ihm ab und zu auch schon der Gedanke gekommen, hauptsächlich in der letzten Zeit, wo Rosens Einfluß auf den sonst so trübsinnigen Mann entschieden belebend gewirkt hatte, ob Kermatten nicht durch sie der Welt ganz und gar wieder gewonnen werden würde. Jetzt aber

befürchtete er mit einem Male, daß dieses ganze Verhältnis des schwärmerischen Sonderlings zu dem verwaisten Mädchen eine krankhaft phantastische Spielerei sei. Und wie er in die gespannt auf ihn blickenden traurigen Augen Rosens schaute, da wußte er auch, daß Gefahr für seinen Liebling selbst dabei war, und daß der Sache ein Ende gemacht werden müsse, so bald als möglich.

Kein Wort, kein Blick verriet seine Gedanken; als sie geendet hatte, sagte er in ruhigem Tone:

„Ich glaube kaum, Jungfer, daß es nötig ist, Euch Sorge wegen des plötzlichen Verschwindens Eures Pflegevaters zu machen. Ich denke wie Frau Burgel: er kommt eben so unerwartet wieder, wie er gegangen, wenn der Schwermutanfall vorüber ist. Aber fast dünkt mich, es wäre besser für ihn, er würde durch Euch nicht immer an unwiderbringlich Verlorenes gemahnt; ich kann mir schon denken, daß das solch halbvernarbte Wunden immer von neuem aufzureißen vermag. Auch glaube ich jetzt, wo er neulich anfing mit seiner Kunst auch wieder vor die Öffentlichkeit zu treten, er hätte sich die Sorge um euch Kinder nicht auferlegen sollen — nun, Hans kümmert ihn ja weniger, aber —“

„Ihr meint, Herr Pfarrer,“ unterbrach ihn Rose, „es wäre gut, wenn auch ich nicht da wäre?“

Pfarrer Klein zuckte die Achseln: „Ich halte es dafür; doch weiß ich wirklich nicht, wie da augenblicklich zu raten wäre und was ich sagen soll. Herr Kermatten wird auch schwerlich darein willigen, sein Anrecht auf

Euch, Jungfer Rose, wieder aufzugeben, und doch wär's wohl besser für ihn — diese ewige Mahnung —"

Er sprach nicht aus — ihre in Thränen schwimmenden Augen hingen voll solch unsäglicher Angst an seinem Munde, daß er aufstand, ihr ermunternd auf die Schulter klopfte und in leichterem fröhlichen Ton fortfuhr:

„Na, na, Rösli, Ihr seid ja einstweilen gut aufgehoben bei Frau Burgel, und ich werde mir ein bißchen überlegen, wie wir es ändern, ohne den Herrn zu kränken. Wir müssen für sein Bestes sorgen, ohne daß er es selbst merkt, denn er ist immerhin ein armer, kranker Mann, da muß man vorsichtig sein. — Jetzt aber kommt, Jungfer, ich geleite Euch heim, es ist ein schöner Weg über den Berg; oder wollen wir das Dampfschiff nehmen bis Thun? Seht dort durch jenes Fenster, es kommt gerade von Oberhofen her, wir haben Zeit genug, den Berg hinunter zu gehen, bis es am Landungsplatze anlangt."

Kaum hatten beide das Pfarrhaus verlassen und gingen der Landstraße entlang, als ihnen ein Reiter entgegenkam, der schon von ferne freundlich winkte und seinem Tiere nun trotz der Steigung die Sporen gab, um rascher voran zu kommen. Es war Walderfeld.

„Ist der Herr zurück?" rief ihm Rose entgegen, da der Reiter nahe genug war.

Dieser schüttelte verneinend den Kopf; dann ritt er dem Pfarrer zur Seite und reichte ihm die Hand vom Rosse herunter.

„Ich hörte eben von Frau Burgel, Jungfer Rose sei zu Ihnen um Rat und Auskunft, da dachte ich, sie abzuholen, um auch selbst mit Ihnen zu sprechen.“

„Wir wollten eben das Dampfschiff benutzen nach Thun zurück,“ gab der Pfarrer zur Antwort.

„So geleite ich Sie. Ich stelle das Pferd unten im Wirtshaus ein, von wo es einer der Führer oder Träger aus des Vermieters Geschäft zurückführen kann, und schließe mich Ihnen an. Aber, Herr Pfarrer, was sagen Sie dazu? Jungfer Rose hat Ihnen erzählt, daß mein Onkel uns so plötzlich und in so aufgeregtem, auffallendem Zustand verlassen hat. Ich bin heute morgen schon in der ganzen Nachbarschaft herumgeritten, in Goldiwyl, Steffisberg, Heiligen Schwendi — habe nach Florenz telegraphiert an seine dortige Adresse, vielleicht mag Antwort da sein, wenn wir zurückkehren. Ich ängstige mich übrigens nicht; mit ihm darf man ja seit Jahren nicht mehr wie mit anderen Menschen rechnen; aber die arme Jungfer von Allmen ist in Sorge um ihren Herrn — oder Pflegevater, und dann — ich wünschte sehnlich, daß er wiederkäme, doch in beruhigtem Zustande, damit man ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen könnte.“

Sie gingen eben am Kirchhof von Hilterfingen vorbei.

„Ist es noch Zeit?“ fragte Rose, indem sie über den See hin nach dem Dampfschiff blickte.

„Jawohl,“ nickte Pfarrer Klein, der seine Uhr zu Rate gezogen hatte, „aber haltet Euch nicht zu lange auf; bis wir das Pferd untergebracht haben, könnt Ihr

schon noch ein wenig nach den Gräbern sehen; unten am Landungsplatz treffen wir uns!"

Rose war lange Monde nicht auf dem kleinen Gottesacker gewesen, wo sie als Kind spielend an der Mutter Grab so manche Stunde verbracht hatte. Jetzt stand sie mit gefalteten Händen vor dem epheuumwucherten Stein, aber ihre Gedanken weilten nicht bei der Mutter, deren Bild nur wie ein verblichener Traum ihr noch in der Erinnerung haftete. In ihren Ohren klangen und rauschten ferne, ferne Töne, die ihr einst allen Lebensmut zurückgegeben, jetzt vermeinte sie, dieselben wieder im Wehen der Brise zu vernehmen, die vom See heraufzog, sie sank auf das Grab nieder, und ihre heißen Thränen fielen wie Tautropfen zwischen die Epheublätter. Da drang ein anderer Ton vom See herauf, laut und schrill durch die Luft, und schreckte sie auf; es war das Ankunftssignal des herannahenden Dampfers.

Rasch sprang sie auf. „O, nun hab' ich die Lilien zerstückt und den Kranz verdorben, wie ungeschickt von mir!"

In Hast bog sie die Blätter zurecht und verbarg den Schaden unter dem Geranke der das Grab einfassenden blauen und weißen Immortellen.

Dann eilte sie raschen Schrittes den Bergweg hinab und kam noch rechtzeitig mit ihren Freunden auf dem Verdeck des Schiffes zusammen.

Der rasche Lauf hatte die Spur ihrer Thränen vertilgt und ihre sonst blassen Wangen frisch gerötet. Graf Walderfeld vergaß immer wieder, daß er eigentlich aus

verwandtschaftlichen Gefühlen tiefe Sorge um seinen verschwundenen Oheim hegen müsse. „Das ist ein herrlicher Einfall," sagte er fröhlich, „dünkt Euch nicht, Jungfer Rose, es gibt nichts Schöneres, als in gemütlicher Gesellschaft solche Schiffahrt auf einem der schönsten Seen der Erde?"

Sie nickte freundlich, aber zerstreut und schaute, ohne zu antworten, träumerisch über die Flut, während Walderfeld die ganze herrliche Scenerie des Ufers mit den dunklen blumengeschmückten Dorfhäusern und der Kirche, mit den baumumgrünten Villen und der hohen Bergumrahmung vergaß, um die herrliche Mädchengestalt, die sinnend über den Schiffsrand lehnte, mit bewundernden Blicken zu umfassen.

„Da sind die Billets," ertönte neben ihm Pfarrer Kleins Stimme. „Sie müssen schon mit uns zweiter Klasse fahren, kein guter Schweizer mischt sich gern dort unter die Engländer und Fremden." Damit faßte er den jungen Mann unter den Arm und zog ihn neben sich auf die Bank nieder, um zu fragen:

„Was meinten Sie vorhin? Welche Papiere soll ich Ihnen besorgen?"

„Ach ja, Herr Pfarrer, es ist gut, daß Sie mich wieder daran erinnern. Eine Abschrift möchte ich haben alles dessen, was über die Familie von Allmen in Ihren Kirchenbüchern zu finden ist, wie Tauf- und Sterbescheine, hauptsächlich den der Mutter Rosens. Mein Onkel hat mir die Vollmacht gegeben, mich mit den Vermögensangelegenheiten seiner Pfleglinge zu befassen, und so

etwas darf man nicht auf die lange Bank schieben, sondern es muß gleich in Angriff genommen werden. Ich bin sicher, daß es ein Leichtes ist, den mütterlichen Vermögensanteil für Rose und ihren Bruder durch Rechtsspruch zu erlangen. Und sehen Sie das Mädchen nur an, sie ist ja so hold und schön, wie gemacht, eine große Dame zu werden, wenn sie noch durch gesellschaftliches Leben den vornehmen Schliff bekäme."

Der gute Pfarrer hatte schon vorhin, da er den Reiter die Landstraße herunter begleitete, aus einigen Worten, welche dieser zufällig hinwarf, geahnt, daß er für Rose, für sein schönes Modell, wie er sie nannte, schwärmerisch eingenommen war. Sollte das wohl zu einer Verbindung führen? Das wäre ja die glücklichste Lösung!

Aber die eben gehörten Worte — ob sie auch in ihrer Konsequenz nur ein Beweis für die redliche Absicht des Malers waren und ihn dadurch erfreuen mußten, so verstand er sie doch nicht ganz und sah den jungen Maler so verwundert an, daß dieser laut auflachen mußte.

In der Ansicht des einfachen Landpfarrers war Rose ein so harmonisch in sich fertiges Wesen, dessen Geist und Gemüt so vollkommen mit der ungezwungenen Anmut ihrer ganzen äußeren Erscheinung übereinstimmte, daß er sie sich nicht anders denken konnte, als wie sie eben da vor ihm stand, das schwarze Sammetmieder über den schlanken Hüften, den Hals von der faltigen Spitze des schneeigen Faltenkragens umschlossen und auf

dem Kopfe über dem gewellten Haar und den breiten Zöpfen der kleine einfache Strohhut; es wäre ja nicht mehr Rose von Allmen gewesen, wenn sie daher gekommen wäre im buntfarbenen seidenen Modekleide mit Federnhut und Fächer.

„Ich habe eigentlich noch nie daran gedacht, daß des Mädchens Verhältnisse sich so gänzlich ändern könnten," sagte er nach einiger Zeit.

„Und doch liegt es nahe," versetzte der Maler, indem er wieder bewundernd nach ihr hin sah. Dann, um sich nicht ganz zu verraten, gab er dem Gespräch eine andere Wendung und fragte nach den Eignern der schönen Villen, welche beim Vorüberfahren aus den Bäumen des Strandes auftauchten.

Rose hatte die Begleiter vergessen, sie gedachte jener ersten Fahrt, da sie von Tante Bächi aus dem Vaterhause fortgeholt worden war und, ihre Habseligkeiten im kleinen Bündel, auch so dagestanden hatte wie jetzt und zugeschaut, wie Hilterfingen mit seinem Kirchlein immer mehr in die Fluten versank.

Wie mutvoll war sie damals in die Welt hinausgegangen! Der Geigenton, der Glaube an einen ihr vom Himmel mitgegebenen Schutzgeist hatte ihr geholfen — und wie so wunderbar hatte sich doch auch ihr Leben gefügt! Der ihr damals den ersten Trost gebracht — denn er war es gewesen, dem sie begegnet an der Schwelle des neuen Heims, und dessen Blick sie nie mehr vergessen — derselbe hatte sie jetzt wirklich an Kindesstatt angenommen. Ach! aber es war nicht zu seinem Heil;

wenn sie ihm dankbar sein und ihm Gutes erweisen wollte für alles, was er ihr und dem Bruder gethan, dann mußte sie ihn fliehen und mußte sich von ihm wenden für immerdar. Sie konnte sich's noch nicht ausdenken, wie das werden sollte, denn sie vermeinte, sie gehöre zu ihm, sie sei ein Teil von ihm, seit sie wie ein Kind hatte schalten und walten dürfen um den teuren Herrn.

Walderfeld störte sie auf aus ihren Träumereien. „Jungfer Rose, seht, da kommen wir am Inseli vorbei; gar nett wär's, könnten wir hier aussteigen und ich Euch zeigen, wie gemütlich ich mich da unten eingehaust habe."

Sie nickte wieder, ohne etwas zu sagen; und da in diesem Augenblick auch einer der Schiffsleute die Billets kontrollierte und bald darauf der Signalpfiff zur Landung ertönte, wobei alles zum Ausgang drängte, war sie jeden weiteren Gesprächs überhoben.

Die Sonne ging schon unter, und Rose eilte sobald als möglich heimzukommen, um zu erfahren, ob inzwischen Nachrichten eingetroffen seien. Sie verabschiedete sich eilig von Pfarrer Klein, der noch einige Gänge in der Stadt zu besorgen hatte, und wollte auch Walderfeld Adieu sagen.

„Ich geleite Euch hinauf, Jungfer," antwortete er.

„Nein, Herr von Walderfeld, Ihr habt den weiten Weg heute nun schon zweimal gemacht, und ich bin so gewohnt, allein zu gehen."

Aber er ließ sich nicht abwehren; so fügte sie sich

endlich seufzend nach wiederholtem, immer schwächer werdenden Widerstand. So gern sie sonst mit ihm verkehrt und seinen anregenden Gesprächen gelauscht hatte, heute wäre sie lieber mit ihren Gedanken allein gewesen; nichtsdestoweniger bemühte sie sich, auf seine Reden freundlich zu antworten, aber sie war zu zerstreut, und nur zu bald stockte die Unterhaltung wieder.

Nachdem beide nun schon geraume Zeit nebeneinander hergegangen waren, blieb Walderfeld plötzlich stehen, nahm des Mädchens Hände in die seinen und sagte:

„Rose, ich verstehe so wohl, daß Ihr Euch sorgt um meinen armen Oheim, oder vielmehr um meinen Vetter, denn das ist er doch eigentlich eher — aber macht es Euch denn so gar wenig Freude, mit mir zu sein? Ihr wißt doch, wie glücklich ich in Eurer Nähe bin. Rose, denkt Ihr nicht mehr daran, was ich Euch neulich gesagt habe?"

Rose sah ihn erwartungsvoll an; sie hatte es wahrlich vergessen in ihrer Angst und Sorge um den Herrn.

„So hast du mich denn nicht ein wenig gern, Rose," erwiderte er in vorwurfsvollem Ton, „daß dir das alles so gleichgültig ist, wenn ich dir sage, wie sehr —"

„O Herr von Walderfeld," unterbrach sie ihn, „seien Sie mir nicht böse — doch, doch, ich bin Ihnen ja von Herzen gut!"

Sie sah ihn jetzt voll an, und da stand er wieder vor ihr mit dem strahlenden Ausdruck, den er gehabt, da er dort, hoch oben über dem schwindelnden Abgrund der Leiterweid, ihr den geretteten Bruder in die Arme

gelegt, und sie fuhr mit warmem Tone fort: „Wie wäre es denn anders möglich, als daß ich Ihnen mein ganzes Leben durch dankbar bliebe!“

„O, Rose, nicht dankbar nur, nein; ich verlange mehr von dir, mein sollst du werden, meine kleine Frau!“ Er legte den Arm um ihren schlanken Leib, sie aber wich erschrocken zurück.

„Ich bin ja viel zu gering für Sie, so arm, so wenig vornehm — wo denken Sie hin?“

„Das laßt Euch keinen Kummer machen, Jungfer Rose,“ erwiderte der junge Mann jetzt wieder in ruhigerem Tone. „Ihr wißt noch gar nicht, wie reich Ihr möglicherweise seid. Seht, ich bin aufrichtig mit Euch; ich liebte Euch zwar vom ersten Augenblick, da ich Euch vor Jahren erstmals sah — aber werben um Euch hätte ich doch nicht dürfen, wärt Ihr nicht aus wirklich alter, guter Familie gewesen; mein Vater würde nie seine Zustimmung geben; außerdem trage ich einen hohen Namen und bin nicht reich; mein Vater hat durch seine Stellung bei Hofe ein gutes Einkommen; ich konnte mich nicht zu solcher Laufbahn entschließen, ich bin Maler, und da geht es mir gerade nicht schlecht, aber ich dürfte doch nicht daran denken, eine Familie zu gründen, wenn das Glück uns nicht begünstigte, und das, denke ich, soll ein Teil des Segens sein, den Ihr dazu gebt, liebe Rose.“

Er sprach noch manches, was er sich als eben so ehrlicher wie offener Mann klar überlegt hatte, aber

Rose folgte diesen Auseinandersetzungen schon lange nicht mehr.

Sie dachte daran, daß, wenn sie fortsolle von ihrem blassen traurigen Freunde, es wohl einerlei sei, wohin sie komme; sie war immer von einem gütigen Schicksal geleitet worden, hatte sich stets willenlos führen lassen, wohin der Zufall oder wohlwollende Menschen es für gut gefunden, so war es auch jetzt, als ob ein Wink von oben ihr den Weg zeigte, den sie gehen müsse. Sie mußte ja fort von ihm, das war Heilung für ihn und das einzig wahrhaft Gute, was sie ihm thun konnte, so hatte der Pfarrer Klein ja auch selbst gesagt, und der wußte es gewiß; und wenn sie dem Geiger nicht mehr dienen sollte, ob sie dann bei Walderfeld war oder sonst draußen in der Welt, das galt ihr gleich.

„Nun, Jungfer Rose, gebt Ihr mir keine Antwort?"

„Was soll ich denn sagen?"

„Ob es Euch recht ist, so wie ich meine. Wenn Kermatten da ist, kann ich mit ihm sprechen, nicht wahr?"

„O, wenn er nur da wäre! Ich kann nichts denken in dieser grenzenlosen Angst."

„Nun ja, jetzt wollen wir auch nicht weiter davon sprechen; ich verstehe Euch ja so gut. Aber wenn er heil und gesund zurück ist oder ein Brief aus Florenz eintrifft, und wir es ihm gesagt oder geschrieben haben, dann, liebe Rose, dann seid Ihr auch wieder fröhlich und glücklich und willigt ein, daß Ihr mein werdet."

„Wenn er es will, dann muß ich es ja schon thun," sagte sie mit mattem Lächeln.

„Also wenn er seinen Segen dazu gibt, Rose, dann bist du meine Braut?“

„Ja,“ sagte sie tonlos, daß er den jubelnden Ausruf unterdrückte, der ihm bei freudigem Entgegenkommen wohl entschlüpft wäre; auch besiegelte kein Kuß das matte Versprechen; doch Walderfeld kannte ja Rosens verträumtes Wesen, er wußte, ihr Herz war frei von jedem anderen Gedanken als der Sorge um den, der Vaterstelle an ihr vertrat; der aber war ein so trauriger und vergrämter Sonderling, daß es dem Grafen auch nicht im Traume eingefallen wäre, das Mädchen könne mit anderen Gefühlen an ihm hängen, als mit denjenigen, die er bei Rosens dankbarem, für Wohlthaten so empfänglichem Gemüt ganz natürlich fand.

Er legte ihre Hand unter seinen Arm und suchte sie durch gemeinschaftliche Erinnerungen von Weißenburg aufzuheitern; da nahm auch sie sich zusammen und verbarg die immer heftiger auf sie eindringende Angst, was wohl in den nächsten Tagen aus ihr werden würde, und zwang sich, acht zu geben auf seine Worte.

„Erzählt mir doch auch einmal wieder von Friederike,“ bat sie, „ist sie noch so lustig und frisch? Ihr habt mir noch keinen Gruß von ihr ausgerichtet!“

„That ich das nicht? So hat sie wohl vergessen, mir ihn aufzutragen. Sie ist ein liebes Ding und hat tief mit mir um meine liebe Mutter getrauert, die auch ihr eine gute Freundin war und die heitere kleine Friederike gern um sich hatte. Nun zerstreut die Kleine durch ihre Besuche und pflegt meinen alten Vater. Sie

auch würde sich freuen, Rose, wenn ich Euch als Nachbarin ihr brächte."

„Ich weiß nicht," meinte Rose, seltsam den Kopf schüttelnd, und leise setzte sie hinzu: „Arme Goldrike!"

„Goldrike, woher wißt Ihr das? Mich wunderte es schon damals auf der Leiterweid. So nannte ich sie stets beim Spielen, da ich noch als Knabe durch die Hecke ihres Gartenzaunes schlüpfte, um mit ihr zu plaudern."

„Wieviel hat sie mir von diesem Gespielen ihrer Kindheit erzählt, sie nannte ihn Bruder, ich kannte ihn schon, eh' ich wußte, daß Ihr es wart."

„Seht, Rose, da habt Ihr dann schon eine Schwester in der neuen Heimat," sagte Walderfeld, aber es zog wie eine träumende Ungewißheit durch seinen Ton, und als Rose nicht gleich antwortete, hatte auch er Muße, fernliegende Gedanken zu verfolgen; er merkte erst, wie lange sie beide schweigend nebeneinander hergegangen, als sie nun ganz nahe dem Ziele waren.

Rose sah die Pächterin am Fenster stehen und beflügelte den Schritt; diese hatte kaum das Mädchen erkannt, so eilte auch sie ihr ebenso hastig entgegen; sie wollten gegenseitig Nachricht voneinander haben, die keine von beiden geben konnte. Da sagte Frau Burgel mit sorgender Miene:

„Wir dachten sicher, der Herr sei abgereist, doch da entdeckten wir heute die Geige noch im Zimmer; die nimmt er sonst immer mit; und kein Anzug fehlt, kein Mantel und Hut, das Lungi kennt ja die Sachen —

so ist mein Mann eben noch hinunter nach Thun, um mit dem Burgemeister Rücksprache zu nehmen; er will morgen früh mit einigen Männern das obere Gebirge durchstreifen; es wird einem eben auf die Länge doch unheimlich."

Walderfeld schaute nun auch besorgter drein und rief sogleich: „Ich gehe mit, Frau Burgel, sagt's dem Pächter, morgen mit dem frühsten bin ich wieder hier."

Ein dankbarer Blick Rosens lohnte ihn.

„Gute Nacht, Jungfer; in ein paar Tagen, hoffe ich, freuen wir uns sorgenfreier solch schöner Spätsommerabende wie des heutigen. Addio!"

Er ging, und Rose trat mit Frau Burgel ins Haus. Die Mägde und Knechte saßen schon am Abendbrot; das Mädchen nahm still seinen Platz ein, um das wenige, was es aus der Schüssel sich ausschöpfte, doch unberührt liegen zu lassen.

Sie konnte nicht essen, es schnürte ihr die Kehle zu; die Gedanken flogen ihr wirr durch den Sinn; sie war froh, als sie endlich aufstehen konnte und sich in ihrem einsamen traulichen Zimmerlein allein befand.

Da saß sie denn auf einem Stuhl am Fenster, die Hände im Schoß gefaltet, und schaute in den sich immer mehr verfärbenden Abendhimmel hinein.

Wie heimisch, wie gemütlich hatte sie sich sonst in diesem kleinen Raum gefühlt und gar nicht anders vermeint, als daß das nun für alle Zeiten so bleiben würde, und nun, in einem fort tönten ihr des Pfarrers Worte wieder in den Ohren: „Mich dünkt, es wäre

besser für ihn, er würde durch Euch nicht immer wieder an unwiderbringlich Verlornes gemahnt, das reißt die alten vernarbten Wunden stets von neuem auf.“

War es nicht dasselbe, was sie sich früher selbst gesagt hatte? Ach! warum konnte sie ihre Züge nicht verändern — nicht unsichtbar um ihn sein? In der ganzen letzten Zeit war er doch so viel frischer und fröhlicher gewesen, sie hatte fast geglaubt, sie selbst hülfe ihm dazu — und nun doch wieder das alte Leid! — Aber warum hatte er sie nicht weggeschickt, warum war er selbst gegangen? — o, daß nur morgen irgend eine Kunde käme! — oder sie ihn in irgend einer der hohen Sennhütten fänden, oder in einem Blockhause hoch oben im Forst, wie sie ja wußte, daß er früher schon Monate in den unwirtlichsten Gegenden verweilt.

Wenn er nur erst wieder da wäre — ihr würde gewiß nicht schwer fallen, alles, alles für ihn und seinen Frieden zu thun. Sie wollte Walderfeld folgen, wenn sie in des geliebten Herrn Augen die Zustimmung läse — aber während sie das dachte, malte sie sich aus, wie gut es doch wäre, wenn er mit seiner weichen tiefen Stimme sagen wollte: „Nein, Viola, du gehörst mein, mir mußt du dienen, ich kann dich nicht entbehren!“

Dann schüttelte sie wieder traurig den Kopf und holte endlich ihre Laute, um in Liedern sich Ruhe und Hoffnung zu ersingen.

Aber es wollte nicht gehen, und als sie endlich müde und abgespannt sich aufs Lager niederlegte, der Gedanke,

daß er sich möglicherweise verfallen, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, fern von jeder menschlichen Hilfe, das war's, was sie nicht schlafen ließ, was sie die ganze Nacht wach erhielt.

Sie hatte die Fenster weit geöffnet gelassen, denn fiebernd brannten ihre Pulse, daß sie die Enge und Schwüle des kleinen Zimmers nicht zu ertragen vermochte, so hörte sie jeden Glockenschlag, der vom Städtchen herauf dumpf und langsam durch die Stille und das leise Rauschen der Waldnacht heraufklang.

Endlos dehnten sich die dunklen Stunden, und sie vermeinte, es werde nie wieder hell und nie wieder Tag — und doch wie ungeduldig erharrte sie den Morgen, denn sie wollte mit den Männern auf die Berge hinaufgehen — sie wollte laut singen, daß das Echo erklingen sollte und er ihr Antwort geben müsse — ach, nein, sie mußte sich ja vor ihm verbergen, ihm das Antlitz nicht wieder zeigen, das ihm lieb war und ihn doch so unglückselig machte!

Endlich, endlich drang ein fahlgrauer Schimmer durch das Laub der Bäume, der drang auch in das kleine Zimmer und legte sich beruhigend über die schlafschweren Augenlider, daß sie sich zu halbwachem Schlummer schlossen.

Plötzlich aber, es war schon etwas heller geworden, wie durch magischen Schlag berührt öffneten sich die Augen, groß, hell und leuchtend; das Mädchen richtete sich rasch in die Höhe, blieb horchend einen Augenblick

den Kopf gegen das Fenster gewandt, dann mit einem lauten Jubelruf sprang sie auf von ihrem Lager, fiel nieder auf die Kniee, und in einen Strom von heißen Freudenthränen ausbrechend, rief sie in überwallendem Gefühl: „O mein Gott, ich danke dir, er ist zurück!"

23. Verlobt.

Hoch droben im starren zerklüfteten Felsgestein, in dessen Spalten kaum noch Flechten und Moose ihr kümmerlich Dasein fristen, in pflanzen- und tierverlassenen trostlosen Öden — und noch höher, in firneisumfangenen Regionen, wo alles Leben ersterben muß im schweigenden Erstarren der ewigen Gletscher, wo die Sonne selbst mit ihren glühendsten Strahlen den Berg nur berührt, um ihm den Eispanzer immer fester und krystallharter um die Steinbrust zu legen, wo das Auge nichts sieht als blendende Schneegefilde, als himmelanstrebende Gipfel, schwindeltiefe Abhänge und blaugraue Gletschermeere; wo Frühling, Wärme und Liebesträume der Erde mit keinem Hauch mehr die frostkalten Eisgeister berühren, da, im Angesicht dieser erhabenen Welt, wo alles menschliche Fühlen und Denken nur ein Atom ist und das Glück der Erde nicht mehr wiegt als ein vom Wind vertragenes Sonnenstäubchen, da endlich in Tagen höchster Einsamkeit fand Eberhard Kermatten die Ruhe der Seele und mit ihr die eiserne Willensstärke, die schmerzbezwingende Urkraft seines Wesens zurück, da zwang er sich zum festen Entschluß, da gelobte er sich selbst opferfreudiges Entsagen für das Glück der Geliebten.

Schwer hatte er gekämpft, und geisterhaft bleich sah er aus, als ihm mit dem ersten Tagesgrauen unter den Tannen des Waldparkes Walderfeld und die Pächtersleute freudig entgegeneilten. Wie gebrochen war seine hohe Gestalt, mühsam nur hielt er sich aufrecht. Die Geige, zu der er sich endlich in dieser Nacht geflüchtet, um mit ihr, mit der immer helfenden Trösterin, den errungenen Sieg den Lüften zu verkünden, sie lag noch in seinen Armen und vibrierte leise nach im Rauschen des Frühlingswindes. Mit verlornem Lächeln reichte er den besorgten Freunden die Hand, dann aber ließ sein unheimlich rätselhafter Blick, sein Verstummen auf jede teilnehmende Äußerung keine weitere Frage zu; man mußte sich begnügen, ihn sich selbst und der Einsamkeit, die er suchte, zu überlassen.

Rose begegnete er noch am selben Tage; tief ins Herz sog er den freudigen Blick, mit dem sie sorgenvoll und doch innig beglückt, ihn wieder zu sehen, zu ihm aufschaute; einen Augenblick nur schloß er die Augen, dann nahm er sie bei der Hand, und ohne ein Wort zu sagen, durchschritt er mit ihr alle die Wege des Waldparks, wo die von ihr gepflanzten Blumen so üppig aufsproßten zwischen Baum und Gesträuch; bis zum Rosengebüsch unter den Eichen, wo er sie erstmals erblickt hatte, führte er sie; hier blieb er stehn und legte ihr wie segnend, mit einem tiefen Seufzer, aber doch lächelnd, die Hand auf das weiche Haar.

Er wartete wohl, daß sie ihm nun ihr Geheimnis vertrauen solle, aber da er die Worte nicht fand, welche

den Bann ihrer Seele lösten, so blieb auch sie stumm wie er — obgleich in diesem Augenblick derselbe Liebesgedanke beider Herzen streifte: sich jedes ganz zu opfern für des andern Glück!

Sie gingen auseinander, ohne daß der Schleier sich vor ihnen gelüftet hätte, und bald war Kermatten derselbe wie früher, nur bleicher und einsilbiger, und Rose, die ihn leiden sah, wenn sie ihm nahte, mied den Verkehr, so viel sie konnte.

Walderfeld hatte indes seinem Bilde die letzte Vollendung gegeben; nun hatte er keinen Grund mehr, die Untere Wart zu besuchen, als daß er in Rosens Nähe weilen wollte. Darum, nachdem er noch einige Tage gewartet, um seinen Verwandten in fröhlicherer Stimmung zu treffen, wollte er doch endlich einmal seine Angelegenheit ins Reine bringen, ihm seine Wünsche sagen in Bezug auf Rose. Auch hatte er Briefe aus Florenz bekommen, die einen günstigen Erfolg der vorbereitenden Schritte zur Wiedererlangung eines Erbschaftsanteils verkündeten. So begab er sich nun mit denselben in das Bauernhaus der Oberen Wart, wo Eberhard Kermatten vertieft in das Studium eines alten philosophischen Werkes am Schreibtische saß.

Als die Thür sich öffnete, blickte er auf; der Eintritt des Grafen und dessen ernstfeierliches Aussehen sagten ihm, daß der gefürchtete Augenblick gekommen, daß die Vollendung des Opfers von ihm verlangt würde. Noch einmal fuhr es wie ein blitzender Haß gegen den glücklichen Nebenbuhler durch seine Seele, ein stechender

Schmerz durchzuckte ihn. Aber es war nur ein Moment, der Kampf lag hinter ihm.

Auch erleichterte Walderfeld das Unvermeidliche, indem er geradezu auf sein Ziel lossteuerte.

„Onkel, ich komme, um dir freudiges Menschenglück hier unter dein altes Strohdach zu bringen! Du sollst deine Geige stimmen und mir den Brautwerber machen — das wird dich vollends in bessere Stimmung bringen. Ja, schau mich nur an, es ist heiliger Ernst! Du hast doch wohl lange schon erraten, daß es deine Allmenrose ist, die mich hierher gelockt hat in eure Schweizer Bergwelt. Jetzt möcht' ich sie pflücken und sie verpflanzen in deutschen Boden!"

Eberhard Kermatten hatte sich erhoben; er stand, die Arme ineinander verschränkt, mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, daß sein Gesicht im Schatten und der Ausdruck seiner Züge nicht klar zu erkennen war.

„Will sie denn?" fragte er in so harter gezwungener Stimme, daß der Graf einen Augenblick stutzte und aus dem leichten, fröhlichen Ton in einen ernsteren überging.

„Nur, wenn du sie freigibst, sagte sie, Onkel, sie meint, sie sei verpflichtet, aus Dankbarkeit für sich und den Bruder, dir nun ihr Leben zu weihen und ganz bei dir zu bleiben. Aber, Eberhard, sie ist noch jung, du kannst, du wirst dieses Opfer ihres Glückes nicht annehmen, das sie dir darbringt in kindlicher Schwärmerei."

„Genug, genug," unterbrach ihn hastig Kermatten, „sie ist mir zu nichts verpflichtet, sie ist nicht meine

Dienerin, sie ist mein Kind; frei ist ihre Wahl, und glücklich soll sie werden."

„Ich hole sie, Onkel. Glaube mir, wir haben lang genug gewartet, verlob uns noch heute."

Kermatten hatte sich gewandt, er ließ den Blick zum Fenster hinausschweifen und zögerte mit der Antwort.

„Dort geht sie unter den Bäumen," sagte er plötzlich, „ich will sie selbst sprechen, sie selbst darüber befragen; warte hier, und ist es, wie du sagst, dann bring' ich dir die Braut."

Kaum hörte Rose den wohlbekannten Schritt, so hielt sie erst zögernd still, aber dann sich besinnend, beeilte sie den ihren; sie wollte ihm die Begegnung ersparen, die auch er so sichtlich mied. Doch sie täuschte sich diesmal, gar bald hatte er sie eingeholt, und hochklopfenden Herzens, aber angstvoll schaute sie ihn an. Zum erstenmal bemerkte er den Zug tiefen Leidens, der in ihrem Antlitz lag; wie ganz verschwunden war das harmlos glückliche Lächeln des lieblichen Mundes!

„Komm mit, mein Kind," sagte er in mitleidigem Ton; „dort unter der Eiche laß uns einmal wieder plaudern; wir haben schon lang keine Stunde mehr gehalten, jetzt muß ich dich wieder in die Lehre nehmen."

Ihr wollte das Herz aufgehen bei der vertrauten Weise, aber sie ließ sich nicht täuschen, sie merkte den Zwang.

Es war ein mächtiger, uralter Eichbaum, um dessen moosbewachsenen Stamm der schmale Holzsitz sich wand, auf dem Kermatten sich niederließ, während Rose sich

auf den Holzklotz zu seinen Füßen setzte, den sie selbst einst hierher geschleppt hatte.

Aber nicht wie sonst ließ sie sich in die Augen schauen oder suchte selbst die Blicke, die so oft in friedlicher Trauer an ihren Zügen gehangen, sie hatte die Wimper gesenkt und suchte die Thränen zu verbergen, die dazwischen hervorquellen wollten.

„Kind," begann er wieder, „weißt du, welch ein Anliegen meinen Vetter, den Grafen Walderfeld, heute zu mir heraufgeführt hat?"

Sie nickte zustimmend.

Eine Pause trat ein, dann fuhr Kermatten mit übermenschlicher Anstrengung fort: „Er liebt dich — er bittet um deine Hand, willst du sie ihm geben?" Die letzten Worte waren nur noch ein Hauch.

Voll schaute sie zu ihm auf mit unsäglicher Angst.

„Herr, ich bin nicht vornehm, ich bin zu gering für ihn, zu arm —"

„Daran soll's nicht fehlen, Kind; ich steure dich aus, ich will ja dein Glück!"

„So ist's auch Euch recht, wenn ich gehe?" fragte sie, aber kein Zug veränderte sich noch in ihrem Gesicht.

„Ja, ich willige ein, — freudig; und ich wünsche dir Glück — alles Glück, was ich in Viola erhoffte, — möge es euch werden, möge es euch treu bleiben! Komm, Kind, ich führe dich dem Bräutigam zu, er harrt der Antwort in meinem Zimmer. Und nun laß mich auch ein Lächeln wieder sehen auf deinem Antlitz, damit mir

das in Erinnerung bleibe und ich mich daran freuen kann."

Sie hatte auch Willensstärke genug, ihr Los war gefallen — o, daß ihm endlich Ruhe und Frieden daraus erwüchsen!

So war nun Rose von Allmen die Braut des Grafen von Walderfeld, doch nur Pfarrer Klein durfte seinen Glückwunsch aussprechen; die Verlobung mußte noch eine Zeitlang verschwiegen bleiben, weil Walderfelds Vater, in tiefer Trauer um die verlorene Gemahlin, die Kunde aus des Sohnes eigenem Munde erfahren sollte. Dieser wollte ihm überhaupt die Verhältnisse erst mitteilen. Auch wünschte er, daß Rose noch einige Monate in einer vornehmen Erziehungsanstalt Straßburgs, wo einst Friederike von Michaelis gewesen war, zubringen möchte. Er zweifelte nicht bei ihrem reichen musikalischen Talent, ihrer Geschicklichkeit im Zeichnen und Handarbeit, ihrem klaren Verständnis für alles, was sie las und hörte, daß sie sich in kurzer Zeit einen gewissen höheren Bildungsgrad und gesellschaftliche Formen aneignen würde, die ihr in seinen Augen neben aller Schönheit und natürlichen Anmut eben doch noch fehlten. Auch wollte er sie so bald als möglich aus der Pächtersfamilie fort haben, wo sie in Gemeinschaft mit Knechten und Mägden am Tische saß und Bauerntracht trug. Sie sollte wenigstens einer fremden Sprache mächtig werden, denn so lieblich ihm hier auf den Bergen ihr Schweizer Idiom

klang, in Gedanken sah er das entsetzte Gesicht seines Vaters, wenn sie diesen in solcher Bauernsprache begrüßen würde. Italienisch hatte sie ja schon als Kind gekonnt, sie würde es gewiß leicht wieder lernen, und das gab der ganzen Sache schon einen andern Anstrich. Das alles konnte aber nur durch eine Pension errungen werden.

So gerade und offen wie Walderfeld war, so gerade und offen besprach er alle diese Wünsche und Bedenken, nicht mit Rosen, denn sie durfte nicht scheu gemacht werden, wohl aber mit dem älteren Verwandten und dem Pfarrer Klein, der öfter denn früher den Weg zum Grüsisberg hinaufging und dem Brautpaar seine besondere Zuneigung entgegenbrachte. Dieser war es denn auch wieder, der mit der Pensionsvorsteherin in Verhandlung trat, alles ordnete und sodann Rose von dem wohlbegründeten Wunsche ihres Verlobten unterrichtete. Sie war willenlos und fügte sich in alles.

Der Winterkurs der Pension begann Anfang Oktober; schon wehten die Septemberwinde über die Berge und schüttelten welkes Herbstlaub von den Bäumen. Wenn das letzte Blatt gefallen, dann würde auch sie fort sein, dachte Rose, und nahm ihre Kraft zusammen, um die Wehmut nicht zu verraten, welche ihr Herz immer mehr beschlich. Aber in den Augen der anderen war es ja ganz natürlich, daß sie immer stiller und trüber wurde, mußte ihr Verlobter sie doch schon bald verlassen. Dringende Geschäfte riefen ihn gleich nach Florenz, wo sein Atelier war und zwei seiner bedeutendsten, aber noch

nicht ganz vollendeten Bilder Kaufliebhaber gefunden hatten. Außerdem schrieb ihm sein Freund, die Erbschaftsangelegenheit, die er ja nun als seine eigne betrachtete, erfordere seine Gegenwart und könne gewiß energischer betrieben werden, wenn es nicht stets des zeitraubenden Briefwechsels bedürfe.

Es war am Vorabend seiner Abreise. Rose hatte das Nachtessen mit dem Verlobten zusammen in Kermattens traulichem Zimmer eingenommen, und nachdem es beendet, auf Walderfelds Bitte ihre Laute geholt, um die Lieder zu singen, mit denen sie dem Grafen Freude zu machen wußte. Nur das eine Lied, das ihr eigenstes Heiligtum war, ihres und des geliebten Herrn, das sang sie nicht, und er dankte es ihr. Unaufgefordert nahm auch er seine Geige, um ihren Gesang mit begleitendem Accord zu folgen, und spielte dann weiter und weiter, was sie nur wünschte, daß keiner an Aufbruch dachte und die Stunden ungezählt verflogen.

Endlich aber klopfte es ans Fenster, und Frau Burgels Stimme wurde hörbar.

„Jungfer Rösli, der Pächter will die Hausthür schließen, es ist wohl Zeit, daß Ihr heimkommt!"

Rose reichte ihrem Verlobten eilig die Hand, und mit einem Blick, der all ihren begeisterten Dank für den Abend ausdrückte, nickte sie auch dem Geiger einen Gutenachtgruß zu. Dann war sie zur Thür hinaus. Walderfeld wollte sich den kurzen Weg durch den nächtlichen Wald an diesem letzten Abende nicht entgehen

lassen; rasch sprang er auf, um ihr das Geleite zu geben, aber Kermatten, dem im immer erneuten Kampf die Pulse mächtig klopften, legte fast unwillkürlich mit festem Griff die Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Sie ist ja dein," sagte er, „und morgen magst du Abschied nehmen. Jetzt bleibe bei mir, es ist ohnedem schon zu spät, daß du heimgehst nach dem Inseli. Du kannst auch einmal hier schlafen im Waldhaus; mein Lager entbehrte lange glücklicher Träume, so magst du heute nacht mein Bett benutzen!"

„Und du?" —

„Um mich kümmere dich nicht; ich hätt' es doch nicht gebraucht."

Er hatte bei diesen Worten den großen Vorhang etwas zurückgeschlagen, der das Schlafkabinett vom Wohnzimmer trennte, und leuchtete mit der Lampe in das kleine Gemach.

So überfüllt mit Reiseerinnerungen, mit Bildern und Gewaffen das eine Zimmer, so schmucklos und kahl war das andre; nur die hohe Holzvertäfelung machte es traulich.

„Solche Wände könnte ich nicht sehen," meinte der Maler lachend, „da müßten mir Bilder hin; ein herrlicher Platz die Rückwand dort; wie magst du auf der kahlen grauen Tapete die Augen ruhen lassen?"

Ein Aufleuchten zuckte über Kermattens bleiches Gesicht.

„Willst du es ändern? Wohlan, so höre, um was ich dich bitten möchte: Dir war das Glück hold in deinem

Wünschen und Hoffen; mich aber hat vernichtender Frost schon früh getroffen. Du weißt es durch Pfarrer Klein, ich war verlobt mit einer Florentinerin, Rose ist ihre nächste Verwandte, ihre Züge waren mir ein lebendes Bild — nun nimmst du sie fort — laß mir zum Ersatz die Madonna, die du von ihr gemalt hast."

Einen Augenblick fuhr Walderfeld der Gedanke durch den Kopf, ob hinter all der Trauer und vergrämten Schwärmerei sich ein ander Gefühl bei seinem Vetter verberge, ob Kermatten Rose von Allmen liebe? — nein, nein — er kannte ihn ja, da wäre auch die Adoption unnötig, unmöglich gewesen!

Er hatte nicht gleich geantwortet, so unerwartet war ihm die Bitte gekommen und der Gedanke, der ihn dabei getroffen.

„Eberhard," sagte er zögernd, indem er aufstand und dem Geiger beide Hände auf die Schulter legte, „wie magst du das Bild verlangen, dessen Anblick dir so herben Schwermutsanfall hervorgerufen, daß wir alle um dein Leben besorgt waren. Jetzt erst begreife ich den Zusammenhang! Rose muß ihn wohl geahnt haben, sie drängte so sehr, daß ich das Bild fortschaffe, ich wollte es mitnehmen nach Florenz!"

„Den doppelten Preis, den du verlangen magst, biete ich dir — laß mir das Bild!"

„Was fällt dir ein! Ich verkaufe es nicht, und wenn" — er brach ab, indem er dem Freund besorgt in die Augen sah.

„Fürchte nichts! Ich gewöhne mich daran, je öfter ich das Bild sehe, desto mehr soll es mir die Vergangenheit heraufbeschwören, und das wird mir vor allem Frieden bringen!"

„So ist es dein, Eberhard!"

24. Vergiftet.

Graf Walderfeld war abgereist. Rose hatte ihm, da er den Vormittagsdampfer benutzte, mit Pfarrer Klein das Geleite bis Hilterfingen gegeben. Sie war beim Abschied heiter und freundlich geblieben bis zum letzten Augenblick.

Als sie nun aber im traulichen Wohnzimmer der Pfarre saß, da auf einmal brachen ihre Thränen immer unaufhaltsamer und immer heftiger hervor. Doch das war kein Weinen wie vom Trennungsschmerz glücklich Liebender, wo der innere Besitz seligsten Glückes und des Wiedersehens Hoffen sich mit hellleuchtendem Schein im Thränentau wiederspiegelt; dies krankhafte Schluchzen, das ihren ganzen Körper durchzog, das war der Ausdruck eines lang unterdrückten, tiefen Seelenschmerzes, daß es dem Pfarrer, dessen Blicke erschrocken auf der Weinenden ruhten, vorkam, als sei sie um Jahre gealtert, als sei sie kein Kind mehr, wohl aber ein leidenschaftliches, tieffühlendes Weib.

„Um Gott, Rose, was ist Euch? Seht dort das Schiff, noch blinkt etwas Weißes im Sonnenschein, als würde ein Tuch geschwenkt; Euer Verlobter winkt Euch liebend zu. Tröstet Euch! Wohl ist die Trennung vor-

aussichtlich lang, aber er ist gesund und frisch, und im Frühjahr kommt er sicher zurück!"

Sie hob die Hände flehend und wie abwehrend zu ihm empor und schüttelte heftig den Kopf, während die dicken Thränen auf den Brustlatz fielen.

„Ach nein, Herr Pfarrer, das ist es nicht! Ich denke nur daran, wie es mir sein wird, wenn auch ich erst scheiden muß von Berg und Thal, vom leuchtenden See, von meinem schattenkühlen Blumenwald da oben auf dem Grüsisberg, von dem traulichen Zimmerlein in der Untern Wart, von — von meinem Herrn —" kam es endlich schluchzend heraus.

Pfarrer Klein war einen Augenblick ratlos — also so stand's!

„Aber Rose, Ihr habt Euch doch mit dem jungen Grafen verlobt, wie konntet Ihr das, wenn —"

Er verstummte, und auch sie, die jetzt gesenkten Blickes da saß, schwieg eine Weile; dann sprach sie träumerisch, indem sie hinaussah über den See:

„Früher hab' ich immer gemeint, mein Vaterland das läge viel weiter im Süden, das sei noch schöner und sonniger als dieses; jetzt aber fühl' ich, daß hier meine wahre Heimat ist, und das ist's wohl, was mir den Gedanken, davon zu scheiden, so schwer macht. Die Schneeberge hier die kennen mich so gut, wie ich sie."

Wieder richtete sie ihren Blick angstvoll zum alten Freunde empor: „Sagt, wie soll ich's tragen, so allein draußen in der Welt?"

„Rose," sprach der Pfarrer jetzt und schaute sie mit tiefem Ernst an, „wenn Ihr dem Maler nicht gut seid, so sagt's beizeiten! — Aber was soll denn aus Euch werden? Auf der Untern Wart könnt Ihr nicht bleiben; ich glaube nicht, daß Euer Anblick von gutem Einfluß ist auf den Herrn. Sieht man ihm doch deutlich an, wie wenig er den letzten Anfall überwunden hat. Ich freute mich so sehr Eurer Verlobung; die Vorsehung, dachte ich, hat alles zum besten gefügt, und nun —"

Er hielt inne; Rose ließ ihn nicht weiter sprechen: „Nein, es ist auch so gut und recht," rief sie mit fester Stimme und wieder heller leuchtenden Augen, „es war nur der Gedanke des Abschieds, der mich erschreckte, jetzt ist's vorbei!"

Sie ließ sich nicht halten zu einem Imbiß, sondern stand bald auf, um heimzugehen. Pfarrer Klein hatte Taufe im Dorf, er konnte ihr nur ein kurzes Geleit bis zum Kirchhof geben.

Ehe sie sich von ihm trennte, deutete sie noch über den Zaun nach den Gräbern hinüber:

„Wenn sie an Allerseelen geschmückt werden, bin ich schon lang nicht mehr da. Darf ich Euch die Kränze vorher schicken? Ich will sie in den nächsten Tagen arbeiten."

„Gewiß, ich lege sie selbst darauf nieder," antwortete er. „Und vertraut, Jungfer Rose, der Segen Eurer Eltern wird auf Euch ruhen, wenn Ihr dem Grafen ein gutes Weib werdet; er ist ein braver Mann, ich hab' ihn in der Zeit seines Hierseins recht lieb gewonnen."

Sie nickte stillschweigend, reichte ihm freundlich die Hand und ging von dannen.

Das harmlose Zusammenleben oben auf dem Grüsisberge hatte einen Stoß erhalten, selbst jetzt, wo der Maler nicht mehr dazwischen stand, wollte es nicht wieder ins alte Geleise kommen. Auch waren es die meist rauhen Herbsttage, die Rose mehr denn sonst an ihr kleines Zimmer fesselten. Dies hatte in der letzten Zeit gar schönen Schmuck bekommen und sah der Laube im Turmhäuschen ähnlich genug. Zwischen all den grünen Pflanzen, die nach und nach von den Fenstern hereingenommen waren, hing manch fertiger Kranz der wundervollen Wachsblumen, und immermehr Blüten und Sträuße fanden sich dazu.

Rose hatte mit dem Gedanken, in der altgewohnten, vertrauten Arbeit Schutz zu suchen, gegen das, was sie schon jetzt Heimweh nannte, das Blumenmachen wieder aufgenommen. Wollte sie doch jedem ihrer lieben Freunde noch einen blühenden Abschiedsstrauß binden; für Helmbrecht, für Pfarrer Klein standen geflochtene Weidenkörbchen dazu bereit. Auch den Pächtersleuten hatte sie einen Korb voll der schönsten Wiesen- und Feldblumen bestimmt, denn Frau Burgel war in einem Entzücken über die Blumen, die so natürlich seien, als habe sie der liebe Frühling geschaffen.

Sie kam immer wieder in Rosens Zimmer, holte die neu entstandenen Kränze und zeigte sie ihrem Mann, damit auch er ihre Bewunderung teile. Der sagte dann eines Tages lachend zu dem Mädchen, da er wieder

eine dunkelrote Rose und einige gefüllte Nelken in Frau Burgels Hand bewundern mußte:

„Das ist nun kein Wunder, wenn ein so schön Jüngferli mit so feinen Fingern so etwas Schönes zu stande bringt. Aber macht einmal etwas Häßliches schön, dann will ich's glauben, daß Ihr's versteht!"

Andern Mittags lag vor seinem Teller, auf dem rot und weiß gewürfelten Tischtuch, als habe sie der Sturm herein durchs Fenster geweht, eine halb schon entblätterte, halb noch nicht erschlossene Rose, die innern noch hart und fest zur Spitze zusammenhaltenden Blätter vom Regen gelbrostig und angefressen vom Wurm, die äußern teils verfault, teils welk, bereit jeden Augenblick abzufallen.

Der Pächter dachte nicht mehr an seinen Spaß vom vorigen Morgen, nahm die welke Blume und wollte sie eben zum Fenster hinausschleudern, da hielt ihm Frau Burgel den Arm, sah ihn lachend und so triumphierenden Blickes an, daß er mit einemmal erriet, was für ein Kunstwerk er in Händen hielt und sich nun vor Erstaunen gar nicht erholen konnte.

Die Rose gab er nicht wieder her, in dem Silberbecher, den er einst beim Landesschießen gewonnen, bekam sie den Ehrenplatz im Glaskasten, wo sie neben dem Brautkranz Frau Burgels und inmitten der Schätze des Hauses aufbewahrt wurde.

So hatte sie für jeden eine Freude. Nur für ihren geliebten Herrn wußte sie nichts, für ihn war alles nicht

schön, nicht gut genug — und doch, für wen hätte sie lieber gearbeitet?

Da auf einmal, während sie wieder eine jener zarten Theerosen formte, die ihr immer am duftigsten gelangen, da blitzte es auf in ihren Augen; ja, jetzt hatte sie einen Einfall, so schön, so entzückend, daß, als sie daran ging, sich ihn weiter auszumalen, ihre Pulse flogen, ihr Herz in unendlicher Freude heftig schlug.

Mit fieberhafter Hast ging sie ans Werk, denn viele Rosen und viele Blüten brauchte sie, wenn es so werden sollte, wie es ihr im lichten Glanze vor Augen stand.

Nun war sie schon tagelang nicht mehr aus dem Zimmer gekommen. Kermatten suchte sie umsonst in dem durch herbstlich bunten Blätterschmuck schönen Wald zu treffen. Zuerst, da er zu spät, als schon ein andrer um sie geworben, sich klar geworden, wie sehr er das Mädchen liebte, hatte auch er sie mit ängstlicher Scheu gemieden; aber jetzt kam die Trennung näher, die Stunde, da er sie ganz verlieren sollte, rückte immer rascher heran, er widerstand nicht länger dem sehnenden Verlangen sie zu sehen, sie aufzusuchen. Diese letzten Tage wollte er noch einmal wie früher mit ihr verkehren. Es war ja auch besser so und das einzig Richtige. Durfte doch niemand ahnen, was in ihm vorging — selbst den Pächtersleuten gegenüber mußte es geschehen. Und sollte Rose so ganz irr an ihm werden? Er hatte ja versprochen, Vaterstelle an ihr zu vertreten, war das denn jetzt auf einmal geändert? Nein! alle Kraft mußte er

daran setzen, wieder harmlos und unbefangen mit ihr zu verkehren.

Als er nach diesen Erwägungen dem Hause der Untern Wart zuschritt, fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn: Wie, wenn ich sie mit meiner Geige herauslockte, ob sie wohl kommen würde? — Ja, sie käme! antwortete er im stolzen Bewußtsein seiner Künstlerschaft halblaut vor sich hin — das aber wäre unrecht von mir, das darf ich nicht thun! — Doch der Abend ist schön, sie wird einen Gang über die Wiesen nicht verweigern.

Ehe er an die Hausthür kam, mußte er an dem kleinen niedern Fenster von Rosens Gemach vorüber; er schaute hinein.

Da saß sie, wie die Fee im Blütenbereich, vor ihrem Tischchen, das überschüttet war mit Blumen und Kränzen. Aber sie arbeitete nicht; sie hatte die Hände im Schooß gefaltet, und obgleich Eberhard Kermatten nur einen Teil ihres Gesichtes sehen konnte, erschrak er doch über die fahle Blässe und die eingesunkenen Augen. War es nun der Schatten der Abendbeleuchtung, sie sah aus wie damals, da sie dem Tode nahe gewesen; auch glaubte er einen Thränenschimmer auf ihren Wangen zu sehen.

Ein wildes, eifersüchtiges Weh befiel ihn — ja, das war Sehnsucht nach dem Geliebten in der Ferne, bei dem all ihre Gedanken weilten, ihm galt der Schmerz, ihm galt das Trennungsweh. Und er, der sie liebte wie seinen Abgott, er hatte auch nicht den leisesten Anteil an ihren Gedanken. „Viola," stieß er hervor mit tiefem Seufzer, „Viola, o daß auch deine Seele gewohnt

hätte in diesem Leib — deine Seele, die mich liebte, nur mich allein."

Er konnte sich nicht entschließen, sie durch Klopfen am Fenster aus ihren Träumereien aufzuschrecken, es wäre ihm unmöglich gewesen, sehnende Klagen nach dem Entfernten aus ihrem Munde zu hören, ihre Thränen zu sehen; eben wollte er gehen, da kam Frau Burgel mit Hut und Jacke zum Ausgehen gerüstet aus dem Hause.

Indem sie seinen Gruß erwiderte, trat sie rasch an ihn heran.

„Ach Herr! schaut Ihr auch wieder einmal nach dem Jüngferli? Ich hab's Euch ja nicht sagen sollen, aber mir drückt's fast das Herz ab, sie so zu sehen; ich meine schier, es wird ihr gar zu sauer, von hier fortzugehn!"

Durch Eberhards Seele leuchtete ein Freudenstrahl; wäre es möglich, sollte ihr die Trennung schwer werden von dem Ort, wo sie gemeinschaftlich geweilt! Doch so rasch wie dieser Gedanke gekommen war, mußte er ihn auch verwerfen: Frau Burgel wußte ja nichts von der Verlobung, so urteilte sie wohl falsch über die Gefühle des Mädchens.

„Hat Euch Rose das gesagt, Frau Burgel?"

„Nein — aber schaut sie nur an, sie wird jeden Tag elender und matter; es ist nur gut, daß sie nicht allein reisen muß!"

„Ich wollte Euch drum bitten, sie zu begleiten, Frau Burgel," erwiderte nachdenklich der Geiger, indem er neben der Frau die Wiese entlang herging, „Ihr müßt

Euch dann für ein paar Tage im nächsten Monat frei machen."

„Ist nicht nötig, Herr; eben gehe ich deswegen nach Thun hinunter; vor einer Stunde bekam das Jüngferli einen Brief vom Pfarrer Klein, die Apothekerin reist übermorgen ab nach Basel, um ihren Bruder zu pflegen; sie hat Nachricht, daß der am hitzigen Fieber krank danieder liegt; seine Frau ist ja schon vorletztes Jahr gestorben, und ein Haus voll Kinder ist da, da will sie zum rechten sehn. Der Herr Pfarrer hat schon mit ihr gesprochen, sie nimmt das Jüngferli gern mit, es soll ihr die paar Tag, eh's in das Schulhaus geht, noch helfen in Basel. So ist's gut; ich könnt' doch nicht recht loskommen, und Jungfer Rose ist ja fertig; es ist ihr auch recht so; sie hat mich eben hingeschickt, weil ich doch ins Städtli muß, alles auszumachen, und will Euch dann fragen, Herr, um Eure Zustimmung, wenn ich zurück bin."

Während sie die letzten Worte sprach, hielt die Pächtersfrau im raschen Gehen zurück und sah forschend zu ihrem Begleiter auf, der sie noch mit keinem Worte unterbrochen hatte und auch jetzt keine Antwort gab. Er war noch bleicher geworden und preßte die Lippen fest aufeinander. Wie ein Donnerschlag hatte ihn die Nachricht getroffen — schon so bald sollte er auch ihren Anblick für immer verlieren! Aber es mußte ja sein — und dann, je eher je besser!

Er nickte nur zustimmend mit dem Kopf und sagte leise vor sich hin: „Ja, auch das ist günstiger Zufall, der

alles lenkt, wie es sein soll," und dann, ohne seine Begleiterin weiter zu beachten, bog er in den nächsten Seitenweg.

Frau Burgel blieb stehen und sah ihm sinnend nach, dann stemmte sie den einen Arm in die Hüfte und schüttelte energisch den Kopf, daß die Blumen, die oben auf der Haube saßen, sich erschrocken anstießen und vermeinten, ein Erdbeben habe sie aus dem Traume gerüttelt.

Es war aber nur ein überraschender Gedankenausbruch, der sich auf einmal da unten in Frau Burgels Kopf Bahn brach: „Herr, du meine Güte!" brummte sie vor sich hin, „na, das schaut ja grad aus, als ob — — ja, aber warum schickt er sie denn fort in die Fremde, oder will sie der Maler und hat er sie ihm versprochen? Armes Ding — die hängt ja doch nur an ihm, da müßt' ja einer blind sein, der das nicht sieht — da werd' ein andrer klug draus."

Langsam ging sie ihren Weg weiter, erst allmählich beschleunigte sie ihre Schritte wieder, als sie in ihrem Sinnen zu dem Resultat gekommen war, daß, weil Pfarrer Klein das mit der Schule ins Werk gesetzt hatte, es wohl das Richtige sein müsse.

Auf Rose hatte des Pfarrers Brieflein zuerst wie lähmend gewirkt; immer noch hatte sie geglaubt, es müsse etwas Unverhofftes geschehen, das sie zurückhielte, und nun kam gerade das Gegenteil, sie sollte noch viel früher fort als sie gedacht. Aber auch in ihr brach sich die Überzeugung Bahn: wenn es doch sein muß, dann je früher je besser, und nun ging sie mit neuem Eifer an die Arbeit, denn

sie wollte vollenden, was sie begonnen: der Gedanke an die Freude, die sie ihrem geliebten Herrn noch bereiten konnte, hielt sie einzig aufrecht. Dazwischen fühlte sie oft wieder jene unbeschreibliche Mattigkeit, die im vorigen Winter ihrer Krankheit vorausgegangen war; sie hoffte fast darauf, daß sie kommen würde, und hütete sich vorsorglich, durch ein Wort auf ihren Zustand aufmerksam zu machen; mit aller Anstrengung hielt sie sich aufrecht; sie wollte diesmal nicht wieder gerettet werden; ihr einziger Wunsch war zu sterben — zu sterben, ehe sie ging, zu sterben, ehe sie das Band eingehen mußte, dessen Erinnerung nun wie ein fürchterlicher Zwang auf ihr lag. Krampfhaft scheuchte sie jeden Gedanken daran, den kleinen Ring, den ihr Walderfeld einst angesteckt, trug sie nicht, damit er sie nicht verrate, sondern hatte ihn nur an die Silberkette ihres Sonntagmieders festgenestelt; am liebsten hätte sie ihn wieder gelöst, das war aber gegen ihr Gewissen, und so nähte sie ihn ein zwischen Stoff und Sammetband, damit sie ihn nicht zu schauen brauchte.

Alle Stunden des Tages hatte Rose rastlos gearbeitet, nur gerade in dem Augenblicke, als sie der Geiger durchs Fenster beobachtet hatte, war sie unthätig in all ihre traurigen Abschiedsgedanken versunken gewesen, um nach kurzem Ausruhen mit nun wahrhaft fieberhafter Hast immer mehr Theerosen und Knospen herzustellen. Endlich war mit einbrechender Nacht das letzte Blatt vollendet aus ihren schlanken weißen Fingern hervorgegangen. Sie wollte die Abwesenheit der Pächterin benutzen, um ungesehen all die Blütenpracht in den Wald zu tragen.

Rasch füllte sie einen Korb mit den vielen Blumen, Ranken und Gewinden, nahm noch in die Schürze, was der Korb nicht mehr halten konnte, und stellte diesen vor das Fenster. Sie wollte ihn erst von draußen aufnehmen, um ihn nicht durch das Vorderzimmer tragen zu müssen, wo sie von einem der neugierigen Knechte oder Mägde aufgehalten zu werden fürchtete. Doch diese Vorsicht war unnötig; es begegnete ihr niemand; sie saßen alle drüben vor der großen Scheune, wo der Senn, der heute von der Alm heruntergekommen war, seine Sommerfahrt erzählte.

Nur der große Hund umsprang sie wedelnd und gab ihr, wie so oft, das Geleite. Liebkosend streichelte sie ihm den Kopf, ehe sie ihre Rosen vom Fensterbrett herunterholte. „Ach, Bruno, wie gut du's doch hast, daß du hier bleiben kannst dein ganzes Leben!"

Sie stülpte den Korb mit den fast überhängenden Blumen auf den Kopf und hielt ihn sorglich mit erhobenem Arm fest, während sie mit der andern Hand die Schürze gefaßt hatte, aus deren Fülle auch noch Ranken und Zweige hervorquollen. Wer ihr so begegnet wäre, hätte sie wohl für das Mädchen aus der Fremde oder für eine Frühlingsfee halten müssen, die mit ihren reichen Gaben zu Thal schritt. Aber niemand kam ihr entgegen, und sie ging auch nicht bergab, sondern verlor sich in den schon düsteren Gartenwegen des Waldes.

Nicht wie sonst hatte Eberhard Kermatten seine Zuflucht zur Geige genommen, als er nach langer ruheloser Abendwanderung endlich heimgekehrt war in sein

trauliches Stübchen. Seit einiger Zeit hatte er alte philosophische Bücher hervorgeholt und studierte wieder, um aus ihnen Kraft und stoische Ruhe zu finden, ein unabänderliches Geschick mutvoll zu tragen. Er las und las, aber seine Gedanken fügten sich nicht dem Zwang, den die Augen dem Geist anthun wollten — lang schon hatte er die Seite nun nicht mehr umgewendet. Da thut es plötzlich der Zugwind für ihn; die nur angelehnte Thür war mit raschem Druck von außen aufgestoßen worden. Erstaunt sah Kermatten auf; Bruno, der Hund, sprang herein, knurrend und keuchend kam er auf ihn zu, legte wedelnd die Pfote auf seinen Fuß und scharrte daran, als wolle er ihn bewegen — dann sprang er zur Thür, um abermals wieder zurück zu kommen. Kermatten war in die Höhe gesprungen, er verstand das kluge Tier, das ihn so angstvoll ansah, nur zu gut — es mußte etwas geschehen sein, und eilig folgte er dem Hund, der ihn wieder umkreiste und dann bellend einige Schritte vorsprang.

Kein Mond stand am Himmel, aber der klare Sternenschein erhellte die Nacht genugsam, daß sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge sich leicht zurechtfinden und alles genau unterscheiden konnte.

So kam er durch den Tannengang hinauf nach dem freien Platze und unter der Eiche zur Rosenanlage.

Träumte er? Was war das —? Alle die Gesträuche erblüht, als sei es Frühling und nicht blätterraubender Herbst; Knospen und Rosen in üppiger Fülle an jedem einzelnen der Stöcke; geisterhaft sahen sie zwar aus im

fahlen Sternenschein, und Kermatten wußte immer noch kaum, träumte er oder war es Wirklichkeit, so zauberhaft schien ihm das plötzliche Wiedererblühen.

Aber auch nur einen Augenblick dauerte dies erste Erstaunen; jetzt wußte er den Zusammenhang, und hellauf jubelte sein Herz: „Für mich, für mich hat sie das gethan; mich zu erfreuen, o Viola — Viola!"

Wieder umkreiste ihn der Hund und riß ihn auf aus seinen freudigen Betrachtungen; schon war er mit lauterem Bellen durch die Rosenbüsche durchgeschlüpft, Kermatten bog die Zweige auseinander und folgte rasch nach, gespannt und angstvoll ausschauend.

Da, an der Stelle wo er sie einst zuerst erblickt hatte, lag Rose von Allmen leblos am Boden, um sie herum die noch übrigen aus dem Korb gefallenen Blüten. Der Hund hatte die Pfote auf ihre Brust gestemmt und schaute klagend auf zu seinem Herrn.

„Um Gott, Viola!" rief dieser bestürzt und beugte sich hernieder, die Leblose in seine Arme aufzunehmen. „Kind, mein Kind, erwach, erwach!" rief er ein um das andere Mal, indem er die leichte Last atemlos den Waldweg hinuntertrug.

Einen Augenblick machte er an seiner eigenen Hausthür Halt, aber Frauenhilfe that vor allem not, und den Schritt beschleunigend eilte er der Untern Wart zu. Es war schon sehr spät, der Pächter, die Knechte und Mägde schon lange zu Bett, nur das Lungi saß schlaftrunken auf dem großen Sessel, um auf Frau Burgel zu warten, die noch nicht zurückgekommen war. Es fuhr

rasch in die Höhe, als Kermatten die Thür aufstieß und mit Rose auf den Armen eilig hereintrat.

„Herrgott, was ist geschehen?“ stieß es entsetzt aus.

„Wo ist Frau Burgel? — rasch!“ — rief Kermatten.

„Sie ist noch nicht heim,“ antwortete die Magd, „aber sagt, was ich thun soll, ich kann helfen! Legt die Jungfer hier aufs Bett, da ist ihr Zimmer.“

Sie riß die Thür auf und leuchtete hinein. Ein starker Wachsgeruch von all der Arbeit der letzten Tage drang dem Eintretenden daraus entgegen, ringsum lagen Kränze und Blumen, selbst auf dem Bett noch einige fertige Zweige. Schnell entfernte sie das Lungi und machte das Lager zurecht; dann holte es Wasser, um der Bewußtlosen Schläfe und Hände zu netzen.

Totenbleich war Rose, noch gab sie kein Zeichen des Lebens.

„Wecke den Pächter, er soll hinunter zum Arzt eilen!“

„Herr,“ rief das Lungi, „ich spring lieber gleich selber, bis die andern wach und fertig sind, bin ich schon halbwegs — und die Frau muß jeden Augenblick da sein, dann habt Ihr Hilfe!“

Damit war sie auch schon zur Thür hinaus; Kermatten hörte, wie sich ihr eiliger Schritt auf dem Kieswege verlor. Wieder netzte er dem Mädchen Schläfe und Wangen und hob ihren Kopf an seine Brust empor, um sie durch Bewegung und Anrufung zu erwecken. Jetzt fühlte er ihren leisen Hauch, sie atmete wieder, und erschöpft in Angst und Hoffen sank er neben ihrem Lager

auf die Kniee und rief sie mit allen Namen der Liebe an. Aber sie hörte ihn nicht; doch wurde ihr Atem tiefer und regelmäßiger; das war wohl keine Ohnmacht mehr, sondern nur ein festbetäubender Schlaf, der sie noch gefangen hielt. So unerklärlich ihm der Zufall war, jetzt, da ihr Herz wieder schlug, da sie wieder atmete, vergaß Kermatten nach und nach im Anschauen der geliebten Züge die augenblickliche Gefahr; es zog ihn mit fast unwiderstehlicher Gewalt, seine Lippen hinabzusenken auf den stillen Mund, um sie mit heißem Kusse zum Leben aufzuerwecken. Da streifte sein Blick das Bild, das noch angelehnt an der Wand stand und vom Schein der Lampe matt erleuchtet war: er gedachte des Malers, des Bräutigams, er gedachte des Kusses, den er dereinst wie zur Besiegelung ewiger Treue auf tote Lippen gedrückt: „Rette mich vor Verzweiflung, Viola — schütze mich und schütze sie", rief er fast wahnsinnig aus und legte die Hand krampfhaft fest über die Augen, um sich nicht von dem Bewußtsein berauschen zu lassen, daß er in seinen Armen hielt, was ihm alles Glück der Erde und des Himmels vereint hätte sein, was ihm das Leben zum seligsten Paradiese hätte machen können.

Eilige Schritte nahten sich, von draußen ertönte Frau Burgels Stimme und die der Magd. Kermatten erhob sich, er suchte Herr seiner Sinne zu werden, schon betraten die Heimkehrenden das Zimmer, ein Fremder folgte.

„Der Apotheker hatte mich halbwegs begleitet, nun ist er gleich mitgegangen, wie das Lungi uns entgegen-

kam," erklärte Frau Burgel, indem sie besorgt zum Lager herantrat und die Lampe über dem bleichen Gesicht erhob, damit der Apotheker die Züge genauer betrachten könne. Der schaute die Ohnmächtige forschend an, fühlte nach Puls und Herzschlag, hob die Augenlider in die Höhe und suchte zwischen die geschlossenen Lippen ein wenig Wasser zu träufeln.

Er schüttelte bedenklich den Kopf. „Eine gewöhnliche Ohnmacht ist das nicht, sie schläft und doch ist's wie totenähnliche Betäubung; das ist derselbe Anfall, von dem sie einst Professor Wälty aus Bern mit Gegengift gerettet hat. Er sprach mit mir darüber, aber auch, daß es ihm unerklärlich geblieben. Sie muß auch jetzt Gift genommen oder bekommen haben, es ist gar nicht anders möglich! Wollt ich's doch damals auch nicht glauben, obgleich es das Gegengift bewiesen hat, denn es that seine Wirkung und hat sie erhalten."

„Um Gotteswillen, eilen Sie dasselbe zu holen," drängte Kermatten.

„Ohne den Arzt, ohne der Ursache gewiß zu sein, kann ich es nicht geben," erwiderte der Apotheker, „und der Weg ist zu weit hinunter zur Stadt. Wir wollen vorher noch andres versuchen. Doch vor allem die Fenster auf, es ist eine schwüle, erdrückende Luft hier im Zimmer, und dieser widrige Geruch!"

Er war neben die Fenster an das Tischchen herangetreten, darauf Rosens Arbeitssachen noch ausgebreitet lagen, wie sie sie vorhin verlassen hatte; betroffen blieb er stehen, dann rief er plötzlich aus, indem er ein kleines

Schälchen in die Höhe hob: „Gift — Gift! Ich hab's ja gesagt, Arsenik oder ein andres! Hier in dem grünen geriebenen Pulver — o, ich kenne das Ansehen dieser Farbe genau, das hat sie wohl in Menge eingeatmet bei ihrer Arbeit; ja, nun kann ich dreist das gefährliche Mittel anwenden, und es wird seinen Erfolg wieder bewähren. Aber vor allem muß sie aus dieser Luft, die von all dem Farbenstaub ja ganz durchsetzt ist, heraus. Ihr kann das kleinste Atom gefährlich werden, denn sie steht jetzt schon unter der tötenden Wirkung."

Frau Burgel hatte mit Lungi das Mädchen schon aufgenommen, sie trugen sie ins andere Zimmer hinaus. Der Pächter war mittlerweile durch den Lärm der fremden Stimmen auch geweckt worden, erschrocken kam er an, um zu erfahren, was geschehen sei.

Der Apotheker war ein energischer Mann; er wandte sich an Kermatten: „Das Mädchen soll ja doch, wie uns Frau Burgel eben gesagt, von meiner Frau mit nach Basel genommen werden. Am besten ist, wir bringen sie heute nacht noch nach Thun in mein Haus hinunter, in den Logierzimmern, die jetzt leer stehen, ist Platz für sie, und ich habe die Medizin zur Hand; es ist ein Zeitverlust, der viel schaden könnte, wenn ich dieselbe erst hier herauf holen müßte, und der Doktor ist dort auch leichter zu haben. Ist kein Wagen da in der Nähe?"

„Freilich! den kleinen Milchkarren spanne ich ein," rief der Pächter eifrig, „mit etwas Stroh und ein paar Kissen ist er leicht hergerichtet!"

Er eilte hinaus; und während Frau Burgel warme Mäntel herbeischaffte, um Rose gegen die rauhe Herbstluft zu schützen, schüttelte der Apotheker vorsichtig verschiedene von den ihm verdächtigen Farbenpulvern aus dem Schüsselchen in kleine Papierdüten, damit er sie zu Hause chemisch untersuchen könne.

Bald fuhr das Wägelchen vor. Kermatten drängte das Lungi zur Seite, das mit dem einen Knecht Rose emporheben wollte, da Frau-Burgel schon oben saß. Er nahm sie vorsichtig, wie ein leichtes Kind auf seine starken Arme, und legte sie, die noch immer von tiefem lethargischen Schlafe befangen war, sorgsam in die Kissen, und die gute Pächterin schlang schützend ihre Arme um das Mädchen und zog deren Kopf an ihre Brust.

Der Pächter selbst hatte sich nicht nehmen lassen, das Gefährt zu führen, und der Apotheker saß neben ihm auf dem als Bock quer übergelegten Brett.

So, unverhofft und bewußtlos, ward Rose aus dem Hause, das ihr eine so liebe Heimat gewesen, fortgeführt, ohne Abschied von dem Freunde, von dem sie die Trennung über alles gefürchtet hatte.

Er aber sah sie scheiden, wie entführt von einer höheren Gewalt; schon lange war der Wagen entschwunden und der immer matter werdende Hufschlag längst verstummt, noch stand er wie angewurzelt da und blickte in die Dunkelheit hinein — endlich wandte er sich gewaltsam mit plötzlichem Entschlusse ab und eilte durch die Nacht nach der Eiche, nach dem Rosengebüsch hinauf. Frühlingsschön war es unter ihrer geliebten Hand auf-

geblüht. Ach! an der Freude, die sie ihm bereiten wollte, hätte sie fast den sichern Tod gefunden — aber er trug ein Leid im Herzen, das war schwerer als der Tod — ihm wäre Sterben Erlösung gewesen; unter den Blumen sank er zusammen, und das arme gemarterte Herz erbebte vor allzugroßem Weh.

25. In der Pension.

Rose war nun seit Monden in der Straßburger Pension. — Es hatte lange gedauert, bis sie die Folgen der langsamen Vergiftung wieder überstanden hatte. Dazu war im ersten Augenblick die furchtbare Entmutigung gekommen, als sie, aufgewacht, sich in ganz anderer Umgebung fand und unter fremden Menschen. Frau Burgel und Pfarrer Klein hatten wohl noch ihre letzten Abschiedsworte erwidert, sie aber war wie im Traum geschieden, und in den ersten Wochen in der Pension ging sie gleich einer Nachtwandelnden dahin, erst nach und nach kam sie wieder zu Besinnung und Leben. Endlich auch nahm sie teil an den Stunden, hörte zu, was die Lehrer sprachen — doch die Aufgaben brachte sie nicht zu stande; in der Zeit, da die anderen schrieben, saß sie meist mit gefalteten Händen vor ihrem Pult und schaute in den verschneiten Garten hinaus.

Die Vorsteherin, eine verständige Dame, ließ sie eine Zeitlang ruhig gewähren, wußte sie doch, daß das Mädchen schwer krank gewesen, und auch jetzt schien sie ihr noch nicht ganz gesund. Dagegen aber suchte sie Einfluß auf ihr Gemüt zu gewinnen, und als sie ihr einst einen Brief Kermattens zeigen konnte, in welchem dieser sich

nach seiner Pflegetochter erkundigte und Nachricht über sie und ihre Fortschritte verlangte, da war das Eis gebrochen, und neue Willenskraft kam über das früher so mutige, jetzt wie gebrochene Mädchen.

Sie zwang sich zur Arbeit, und bald erstaunten die Lehrer über ihre hohe natürliche Begabung; nun lernte sie aber auch unaufhaltsam, als müsse sie alle anderen Gedanken damit bewältigen und verdrängen.

In den Freistunden nur blieb sie einsam und verschlossen wie früher, was ihr von den älteren Genossinnen manche spitze Bemerkung eintrug, während einige der jüngeren für das schöne blasse Mädchen mit den großen traurigen Augen sich gegenseitig in eine Schwärmerei steigerten, ihr Blumen ins Zimmer legten und mit allerlei kleinen Aufmerksamkeiten um ihre Gunst warben. Zuletzt konnte sich Rose der Kleinen gar nicht mehr erwehren, und schließlich sang sie ihnen zur Laute ihre alten lieben Lieder, wodurch die Verehrung erst recht vermehrt wurde.

So war der Winter nicht allzuschlecht herumgegangen; ab und zu auch kam ein Brief Walderfelds aus Florenz; an solchen Tagen aber war das Mädchen nur noch blasser und einsilbiger als sonst, und lange dauerte es, bis sie sich zur Qual der Antwort entschließen konnte. Einst hatte sie dem fertigen Briefe gerade noch die Adresse beigefügt, als eine im Hause alt gewordene Gouvernante ins Zimmer trat und zufällig den Namen las.

„Graf Walderfeld!“ rief sie erstaunt. „Ist das der Maler?“

Rose nickte.

„Graf Walderfeld aus München?" wiederholte Mademoiselle Longbalaine. „Woher kennen Sie den, mein Kind?"

„Er hat meinen Bruder gerettet und ist der Neffe meines Herrn!"

„Neffe von wem?"

„Meines Pflegevaters," verbesserte sich Rose, „des Herrn Kermatten."

„Nicht wahr," fuhr Mademoiselle Longbalaine lächelnd fort, „er ist ein großer, schöner Mann mit blauen Augen und blondem Haar, ganz gemacht, daß junge Mädchen sich in ihn verlieben?"

Rose wußte nicht, was erwidern, aber es war auch nicht nötig. Mademoiselle Longbaleine hieß bei den Pensionärinnen Longue-Halaine, weil ihr ungehemmter Redefluß von guter Lungenthätigkeit zeugte. So fuhr sie denn ohne Antwort abzuwarten fort: „Ich selbst hab' ihn zwar nie gesehen, aber wir hatten einst eine kleine Pensionärin aus München, die schenkte mir vom ersten Augenblick an ihr ganzes Vertrauen und zwar nur, um von ihm schwärmen zu können. Hat er das kleine Goldhaar nun doch vergessen? Schade, er schien so verwachsen mit ihrem ganzen Leben, ich meinte immer, das müsse einmal ein Pärchen geben. Sie nannte ihn Bruder; ich mußte oft über ihre kindliche Unschuld lachen, sie wußte offenbar selbst nicht, daß sie ihn liebte. — Aber um Gott," unterbrach sie sich plötzlich, „was ist Ihnen, Fräulein von Allmen? Sie sind wieder ganz blaß,

Ihre Lippen fast weiß. Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen?"

„O nein, es ist nichts, es geht gleich vorüber."

„Ich habe Sie gewiß erschreckt, ich hätte ahnen können, daß, wenn Sie mit ihm bekannt sind — — aber sicher, das war nur eine Kinderei von der kleinen Friederike, der Graf hat gewiß nie im Ernst an sie gedacht."

Mademoiselle Longbalaine war längst wieder aus dem Zimmer, aber ihre Worte klangen noch immer in Rosens Ohr. Sie selbst hatte ja früher einmal dasselbe vermutet, doch jetzt, wo es von anderem Munde gesprochen ihr als Gewißheit entgegengebracht wurde, erschrak sie zuerst über den Gedanken, daß ein ander Wesen, daß ihre kleine zarte Goldrike unglücklich werden sollte durch sie. Zugleich aber war ihr die Entdeckung eine Erlösung, denn nun sah sie ein Mittel, frei zu werden, frei von den Banden, die sie eingegangen, und die sie drückten wie schwere Ketten.

Sinnend noch immer nahm sie ihren Brief in die Hände und zerriß ihn nach und nach in tausend kleine Stücke, die sie hinausflattern ließ über den Garten. Doch was sollte sie nun statt dessen schreiben?

Wäre nur Thun nicht gar so weit von Straßburg gewesen, daß sie hätte hineilen und einmal sich wieder Rat und Mut bei dem geliebten Herrn holen können; für ihn brauchte sie ja doch das Opfer nicht mehr zu bringen, hatte nicht Pfarrer Klein ihr die besten Nachrichten gegeben?

Sie holte aus der Schieblade einen alten Brief hervor; er lag zuoberst, ob er zwar schon vor Wochen angekommen; oft hatte sie ihn wieder gelesen, denn wenn ihre Augen darauf ruhten, war ihr, als flüchte sie in die Heimat zurück, als atme sie die Luft ihrer Berge, als sei sie den vertrauten Gestalten nahe, von denen der Brief erzählte. Jetzt überflog sie wieder die wohlbekannten Schriftzüge:

Hilterfingen, 28. Februar.

Liebe Jungfer Rose!

Eure werte Vorsteherin gibt so gute Nachrichten über Eure Fortschritte und immer größeres Wohlbefinden, daß wir uns nur herzlich darüber freuen können. Ich sage w i r, denn ich habe natürlich den Brief auch an Herrn Kermatten gegeben. Und nun die merkwürdige Ursache Eures Krankseins durch Gottes Hilfe glücklich entdeckt ist, brauchen wir nicht mehr in Sorge um Euch zu sein. Ich habe nach Eurem Wunsch den Apotheker darüber gefragt, und braucht Ihr das schöne Blumenmachen, womit Ihr allen Euren Freunden und Euch selbst so viel Freude gemacht habt, nicht aufzugeben, nur sollt Ihr stets die Farbenpulver untersuchen lassen, da in dem verstäubten Zustande das Gift sehr leicht eingeatmet wird. Auch möchtet Ihr jetzt lieber eine Zeitlang vollständig aussetzen, bis Ihr ganz erholt seid. Da müßt Ihr denn schon vernünftig sein, und ist mein bester, väterlicher Wunsch der, daß Ihr, liebe Jungfer, hinfüro

Euer Lebenlang gesund bleiben möget, gesund an Körper, Geist und Seele. Denn ist man das, so steht man über allem Ungemach, was Welt und Leben uns bringen können. Gesundheit des Körpers ist ein unschätzbares Gut; wir sind freilich nicht ganz Meister über sie, aber wir können doch unendlich viel thun, sie zu erhalten, zu bessern und zu befestigen. Ordnung und Mäßigkeit sind ihre Freunde, Vernunft ihr bester Ratgeber. Gesundheit des Geistes hängt schon mehr von uns selbst ab, denn nur seltenere Fälle ausgenommen, bleibt der Geist frisch, wenn der Körper leidet. Wie die Gesundheit des Geistes zu pflegen und zu erhalten ist, dies ist eine Aufgabe, die der Mensch erst in reiferen Jahren an sich selbst erprobt — jetzt ist es Sache der Lehrer und Erzieher, Euch richtig zu leiten, und dazu stärke und erleuchte sie der Allmächtige. Doch die Gesundheit der Seele ist von uns selbst allein abhängig, denn mit dem Bewußtsein des Guten und Bösen sind wir Herren der Wahl zwischen beiden, und diese Wahl entscheidet ein unbestechlicher Richter in uns: das Gewissen.

So auch habt Ihr, liebe Jungfer, das Richtigste gethan, indem Ihr Euch dem Wunsche Eures Verlobten gefügt, wenn es Euch auch schwer geworden, Eure Heimat zu verlassen, um Euren Geist und Eure Seele weiter auszubilden. Da wird der Segen Gottes nicht ausbleiben.

Auch von hier habe ich Gutes zu melden: Euer gütiger Herr und Pfleger, dem ich meine kleine Predigt

über Gesundheit auch einmal wieder eindringlich gehalten, hat schon bald nach Eurem Fortsein, wie ich Euch im Herbst vermeldete, wieder Schritte gethan, sich dem Leben mehr zuzuwenden. Euer gutes Werk von früher hat seine Früchte doppelt getragen. Herr Kermatten hat hier noch einmal für die Armen gespielt und abermals damit solche stürmische Begeisterung hervorgerufen, daß er doch endlich auch wieder mehr Lust haben muß an der Freude, die er anderen durch seine Meisterschaft bereitet. Nächstens wird er in Bern spielen, und dann geht es hoffentlich so weiter wieder hinaus in die große Welt. Ihr seht wohl auch ein, mein liebes Jüngferli, wie gütig die Vorsehung gewesen ist, Euch vorher einen Führer und Schutz in Eurem vortrefflichen Bräutigam zu geben, denn auf solchen Kunstreisen hättet Ihr den berühmten Geiger doch nicht begleiten können, und wer weiß, ob er als pflichtgetreuer Vater, der er Euch doch sein wollte, den Grüsisberg so leicht verlassen hätte. So ist nun alles zum besten.

Von Eurem Verlobten habt Ihr hoffentlich mehr Nachrichten als wir; nur neulich verlangte er wieder einige Papiere; die Angelegenheit scheint nicht glatt zu gehen, und große Hoffnung auf Erfolg dürft Ihr Euch nicht machen.

Im vorigen Brief vergaß ich zu erzählen, daß Doktor Wälti nach seiner Heimkehr aus Italien extra nach Thun kam, um nach Euch, Jüngferli, zu schauen. Da war er denn nicht wenig erstaunt und sehr befriedigt, endlich die Erklärung Eurer Krankheit gefunden zu haben. Denn

für ihn sei die Vergiftung von Anfang an sicher gestellt gewesen, nur die Dunkelheit, welche über der Ursache geschwebt, habe ihn immer wieder in der Erinnerung gequält. Doktor Wälti war's auch, der Herrn Kermatten zu dem Konzert in Bern überredet hat; er war gerade hier, als Herr Kermatten in der Kirche spielte, und da gab er keine Ruhe mehr. Er verlangte das als Dank für die Angst und Sorge, die er selbst um Euch gehabt habe, und gottlob, der Geiger war einmal auf gutem Wege, so willfahrte er endlich. So hab' ich großes Vertrauen, daß er weiter reist nach Lausanne und Genf; unter uns gesagt, habe ich mit Doktor Wälti eine kleine Verschwörung dessentwegen gemacht. Dann wird er aber sicher auch das Hänsli besuchen.

Nun lebet wohl, liebe Jungfer! Gottes Segen ruhe auch ferner auf Euch! Lasset bald wieder Gutes von Euch hören. Ihr wisset ja, welch innigen Anteil nimmt an Eurem Geschick

Euer alter väterlicher Freund im Herrn
Paul Klein, Pfarrer.

Langsam und mechanisch faltete sie das Schreiben wieder zusammen. Seit diesen Zeilen waren nun auch schon Wochen vergangen; auf ihre Antwort an Pfarrer Klein war keine andere eingetroffen — und jetzt, wenn sie auch schrieb, in einem Briefe konnte sie nicht erzählen, was sie ängstigte.

Da traf sie ein ganz neuer Gedanke und trieb ihr das Blut in die Wangen. Wenn der Herr doch die

großen Städte der Schweiz besuchte, ob er nicht auch nach Basel käme, und da lag Straßburg so nahe! So gut wie er Hänsli besuchte, käme er vielleicht auch zu ihr herüber, und dann wollte sie ihm von Friederike erzählen, daß diese seinen Neffen liebte, er würde ihm dann wohl schreiben, und sie wäre erlöst. Mit Wonne malte sie sich diese Möglichkeit aus, vielleicht hörte sie dann auch wieder einmal sein Spiel. Ach! Wiedersehn! Sie sehnte sich so unaussprechlich nach der schönen Zeit zurück, da sie an seiner Seite der Geige gelauscht; ja, wenn sie die Augen schloß, hörte sie den Ton, und ihr ganzes Wesen erbebte in Erinnerung.

Alle Ruhe, die sie sich durch Wochen stiller Resignation erkämpft hatte, war dahin, die Sehnsucht erwachte in ihr mit erneuter Macht, sie durchweinte die ganze Nacht, ohne daß sie eigentlich sich selbst genau und bestimmt hätte sagen können, warum. Als aber die helle Morgensonne sie ans Fenster lockte und sie in den Garten hinausschaute, wo über Nacht die Knospen an den Bäumen gebrochen waren und in hellem Grün einen Schleier um die Äste woben, wo auf den Beeten Hyacinthen, Krokus und Veilchen zwischen den Blättern hervorsahen, da fühlte sie, daß es der neuerwachende Frühling war, der ihr mit unwiderstehlicher Macht das Herz umschlich.

Hier konnte sie nicht bleiben, sie mußte in ihre Berge zurück, und wenn der Herr ja fort war von der Oberen Wart, dann brauchte sie sich auch nicht länger fern zu halten. Er sollte gar nicht erfahren, daß sie wieder oben bei den Pächtersleuten war, heimlich wollte sie

dort wohnen, bis Hänsli so weit war, daß sie wieder mit ihm zusammen sein konnte. Wenn sie nur wüßte, wie fortkommen hier aus der Anstalt!

In dieser Stimmung hatte sie wieder einmal die Essensglocke überhört; erst als eine der Kleinen besorgt nach ihr schaute, eilte auch sie in das gemeinschaftliche Zimmer hinunter. Schon von weitem sah sie Briefe neben ihrem Teller liegen, dadurch entging ihr das Geflüster, das ihr jeweiliges Erscheinen bei den älteren Zöglingen veranlaßte. Und heute ganz besonders bekümmerte man sich um sie, denn ihr Gesicht zeugte von der durchwachten Nacht; jede ihrer Bewegungen wurde scharf beobachtet, und als sie nun mit flüchtigem Erröten die Briefe in die Hand nahm, waren aller Augen gespannt auf sie gerichtet. Aber sie that den Neugierigen nicht den Gefallen, die Briefe vor ihnen zu öffnen; der eine war von ihrem Bräutigam aus Florenz, den legte sie ohnedem in ängstlicher Scheu zur Seite. Der andere war von fremder Hand, aber die Schweizer Briefmarke kannte sie wohl, und ihr stand das Herz still vor Erwartung, ob sie endlich einmal Nachricht von ihm erhalten sollte, an dem all ihre Gedanken hingen.

Nie war ihr das Mittagessen so lang vorgekommen; es ist wahr, sie selbst hatte keinen Hunger, und nur um nicht für alles zu danken, nahm sie von dem einen oder anderen Gerichte einige wenige Bissen. Endlich war auch diese Qual überstanden, sie eilte zur Lehrerin, um sich vom Spaziergang dispensieren zu lassen. Sie brauchte nicht einmal Kopfweh vorzuschützen, die Gouvernante,

ein junges Ding, sah sie mitleidig an und nickte ihr freundlich bejahend zu.

Kaum war sie wieder in ihrem einsamen Zimmer, so öffnete sie mit zitternder Hand das Schreiben und schaute erwartungsvoll nach der Unterschrift. Die gute Frau Burgel war's, die mit mühsamer Handschrift vier große Seiten vollgemalt hatte.

„Werte Jungfer von Allmen!

Hab' mich lang' hin und her bedacht — weil ich dem liebe Jungferli auch einmal selbst einen Gruß schicken möcht. Nun wollen Apothekers die Milch von unsern Kühen nehmen — er war gestern wieder heroben bei uns — so kann ich schreiben, wie es hier geht und steht, der Apotheker hat versprochen, mir die Adresse dazu zu machen. Der Apotheker hat das Jüngferli gar lieb, seitdem er Euch mit seiner Apotheke gesund gemacht hat; er ist aber auch sehr geschickt, und dem Herrn Pfarrer Klein sein Arm ist wieder ganz gut angewachsen. Ich find' nur nicht recht, daß der Herr Pfarrer mit dem verbundenen Arm doch immer wieder nach Interlaken reist; wenn der Pfarrer dort krank ist, so ist er jetzt auch nicht gesund, und hält doch alle zwei Sonntag Predigt für ihn. Die Leute meinen schon, er bliebe ganz dort, und schelten und sagen, sie wollen ihn nicht fortlassen.

Aber wer soll's ihm sagen? Der Herr Geiger könnt' es schon, auf den würd' er hören; seitdem der aber von der Reise zurückgekehrt ist, ist er auch wieder so, daß

man nicht weiß, was man davon halten soll. So froh und vergnügt, wie als Ihr noch da wart, Jüngferli, wie Ihr gesungen habt und er die Geige dazu gespielt, so ist er nicht mehr. Ich glaub's auch nicht, daß er da draußen in der Welt den Leuten was vorgespielt hat, jetzt spielt er wieder nur die Nächte auf. Und das Lungi darf in seinem Zimmer gar nichts mehr abstäuben, und all die alten Sträuße noch vom Sommer soll sie nur darin lassen, und da hab' ich selbst die Spinnweb wegmachen wollen, aber er hat auch nicht gewollt. Er ist eben doch ein Sonderling, denn so gut wie Ihr, könnt' ich's ja auch — und von Euch war's ihm doch recht! Ich mein' halt immer, er hat sich an Euer Gesicht gewöhnt gehabt, und nun mag er kein andres mehr sehn; denn warum hätt' er sonst das Bild, dem kann er stundenlang vorspielen, als wenn's ein lebendig Wesen wär'?

Aber auch all die vielen schönen Rosen hat er vor Winter vom Garten hereingenommen, damit sie der Schnee nicht verderben sollt'. Und ich mein', weil er davon einen Kranz um das Bild hat hängen lassen, darum wird er immer kränker; denn von dem Essen, was ich hinüberschicken muß, kann kein ordentlicher Mensch leben; es kommt ja alles wieder zurück. Und das Bild mit den Blumen hängt über seinem Bett — ich hab' es neulich erst recht bedacht, wie er so krank war, und habe ihm gesagt: ‚Herr Kermatten,' hab' ich gesagt, ‚das Jüngferli ist beinah gestorben an den Blumen, und da werden sie Euch auch gewiß noch vergiften.' Aber er

hat nur geantwortet: ‚Laß Sie die Rosen nur, Frau Burgel, es ist schon gut so,‘ hat er gesagt. Ich hab’ den Apotheker holen wollen, er hat’s aber nicht gelitten, und jetzt ist er auch wieder auf.

Aber dieses ist ein großes Geheimnis, und der Apotheker hat mir auch versprochen, nicht zu erzählen, wie er mir die Adresse geschrieben hat, denn der Herr darf nie erfahren, daß ich Euch gesagt habe, Ihr sollt die Rosen wieder verlangen. Er kündigt ja wohl sonst dem Mathes die Pacht, und wir wüßten nicht wohin. Ich mein’ halt immer, Jungfer Rösli, es wär’ am besten, wenn Ihr selbst wiederkämt, und ich mein’, genug müßt Ihr in der Schul’ nun doch schon gelernt haben, und hier singen die Vögel schon in den Tannen, und im Thal sieht’s schon grün aus, und es dauert gar nicht mehr so lang, dann ziehen die Kühe wieder hinauf auf die Alm. Das Lungi schwätzt schon drum herum, daß es am liebsten diesen Sommer die Käserei besorgen möcht’; das ist nur, weil der Jochentoni immer an unsrer Sennhütte vorbei muß. Aber die Sach’ versteht’s, das ist wahr, und hier kann ich es schon ersetzen.

Und Euer Zimmerchen hier ist auch in Ordnung. Der Pächter grüßt Euch, aber er weiß auch nichts von diesem Schreibebrief, und Ihr müßt versprechen, das Geheimnis nicht zu verraten. Und ich hab’ immer Heimweh nach Euch gehabt, auch wenn Pfarrer Klein dem Herrn erzählt hat, wie zufrieden und glücklich Ihr in dem fremden Lande seid. Aber für den Herrn wär’ es gut, wenn wieder jemand da wäre, der ihn so bedient,

wie er's will, und die Rosen müssen fort, sonst stirbt er noch daran, das sag' ich, so wahr ich Burgel heiße.

Das ist alles, was ich weiß, und jetzt schreib' ich nichts mehr, das Papier ist zu End', und ich grüß' Euch

Ursula Beata Burgel.

Noch schaute das Mädchen in tiefer Erregung auf den Brief, aber die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, und das weiße Papier kam ihr vor wie verklärt von Licht und Sonne, und vor dem Blick ihrer Seele tauchte der Grüsisberg auf: sie war nicht mehr fern, sie sah die Alpen, sie sah den See, und sie hörte Frau Burgels Stimme, die klang wie tausend Engelsgesänge zusammen, und sie verstand immer nur das eine Wort: „Heim! heim!"

Nein, sie konnte nicht mehr länger hier in der Verbannung bleiben, in dem Gefängnis, wo der kleine Garten, umgeben von hohen Mauern, kaum ein Stückchen blauen Himmels frei ließ, wo weit und breit keine Berge zu sehen waren, nur Häuser und Dächer und enge Straßen. Nun wußte sie ja auch, daß er sie brauchte, daß sie ihm etwas sein konnte, was lag an ihrem Gesicht, war sie ihm auch die unglückliche Erinnerung an die Verstorbene, wenn er das Bild nun doch immer vor Augen hatte, so war er's ja wohl gewöhnt.

Nein, nein, es war Unsinn, daß sie noch länger fortblieb; sie sprang auf vom Stuhl, gleich wollte sie hinunter zur Vorsteherin. Da fiel ihr der noch uneröffnete Brief Walderfelds in die Augen; die Wirkung

war wie ein lähmender Schlag: sie war ja gebunden, war Braut, und ging sie jetzt auch nach Thun, in wie kurzer Zeit mußte sie es für immer verlassen, dann war die Trennung nur wieder um so schwerer.

Mechanisch öffnete sie den Brief und las die ersten Zeilen; Walderfeld war ihr lieb gewesen wie ein Bruder, jetzt nur, nach und nach, empfand sie gegen ihn, gegen seine Liebesworte eine immer tiefere Abneigung.

Plötzlich aber auf der zweiten Seite leuchteten ihre Augen hell auf, die Blicke überschauten in eifriger Hast die Worte; das war Aufschub wenigstens für die nächste Zeit, das konnte, das mußte Erlösung sein!

Der Prozeß war verloren, das bedeutende Vermögen des Marchese dal Monte Nervi, ihres Großvaters, war durch testamentarische Verfügung von dessen Witwe dem Kloster, in welchem dieselbe ihre letzten Jahre zugebracht hatte und gestorben war, vermacht. Alles, was der Advokat Walderfelds gethan, um den Kindesanteil Lucias von Allmen, ihrer Mutter, wieder heraus zu erlangen, war vergeblich gewesen. Was einmal dem Klosterschatz verfallen, ist unrettbar verloren, lautete der Brief. Ein Weg blieb noch offen: der einer unmittelbaren Bittschrift an den Papst; doch versprächen sich seine Ratgeber auch keinen Erfolg davon; im günstigsten Falle würde der Anteil dann auch nur wie ein Almosen ausfallen.

Walderfeld versicherte Rose nichtsdestoweniger seiner Liebe und Treue, nur müsse er unter diesen Umständen wahrscheinlich viel länger mit der Verwirklichung seiner

Pläne warten, auch seinen Vater erst genügend vorbereiten; noch habe er einige größere Bilder fertig zu malen, dann wolle er nach München eilen, Rose aber vorher in Straßburg besuchen, um zu sehen, welche Fortschritte sie in all den schönen Dingen gemacht, die nur dazu beitragen sollten, alle ihre Tugenden und Vorzüge noch besser ins Licht zu stellen, damit sein Vater die Wahl billigen würde. So ging der Brief noch weiter bis zu einem freundlichen Schluß.

Der Vater wird und kann die Wahl nicht billigen, er erlaubt es nicht, dann bin ich frei! Der Gedanke schoß wie ein Freudenstrahl durch Rosens Brust; nun ist Friederike von Michaelis viel begehrenswerter als ich — o, sie ist wirklich eine Goldrike — ich will die zwei noch glücklich machen!

Sie eilte hinunter zur Vorsteherin; sie bat, sie verlangte, entlassen zu werden; sie wolle zurück in ihre Berge, in ihre Heimat. Madame Quirin möge ihr Geld zur Reise geben, da sie selbst keines habe. Ganz erstaunt sah sie die alte Dame an, so fieberhaft erregt und zugleich so energisch ihren Willen aussprechend, hatte sie das Mädchen noch nie gesehen, sie wußte von den Briefen, die Rose bekommen, denn die Post ging durch ihre Hand; sie wußte durch Pfarrer Klein von einer noch geheim zu haltenden Verlobung; daß das Mädchen nicht glücklich war, ahnte sie auch. Sie suchte daher vor allem zu erfahren, was wohl die Ursache zu einem so plötzlichen Verlassen der Anstalt wäre; aber sie er-

hielt keine Auskunft, nur die immer dringender wiederholte Bitte der Entlassung. Dazu aber hielt sich die Vorsteherin nicht für berechtigt, nur auf ihres Vormundes Verlangen könne sie abreisen, und auch nur, wenn sie abgeholt würde. Die Lehrerin, anfangs mild, wurde streng und kurz, als ihr von dem Mädchen, dem sie stets freundlich gesinnt gewesen, jedes Vertrauen vorenthalten wurde; auch daß sich dasselbe fortsehnte und Heimweh hatte, schien ihr eine förmliche Beleidigung für die Pension; sie entließ Rose mit harten Worten.

Enttäuscht kam das Mädchen wieder auf ihrem Zimmer an, sie warf sich auf das Bett, ein heißer Thränenstrom machte ihrem gepreßten Herzen Luft. Alles schien ihr verloren, jede Hoffnungsmöglichkeit genommen, als sei sie für die Ewigkeit eingefangen, so kamen ihr die Monate vor, die ihre Einsperrung hier noch dauern sollten. Nach und nach kam sie aus dem krampfhaften Schluchzen in stummes Hinbrüten. Das währte stundenlang, nur unterbrochen, wenn eine oder die andere der Gespielinnen vor Beginn einer Lernstunde nach ihr sehen wollte. „Ich habe Kopfweh, ich kann nicht, o bitte, laßt mich allein," sagte sie nur; dann schloß sich die Thür wieder, und sie konnte ungehemmt ihren Gedanken nachhängen. Die weilten bei ihrem Herrn auf der Oberen Wart — er war krank gewesen und sie nicht da, um ihn zu pflegen! Jetzt, da sie fort war, fehlte sie ihm doch ein ganz klein wenig. Ach! wenn sie nur eine Stunde dort sein könnte, sie wollte ihn auf ihren Knien bitten, sie wieder anzunehmen als

sein Kind, als seine Magd; nur in seiner Nähe weilen, nur ihm dienen dürfen!

Schon fielen die letzten Strahlen der Abendsonne schräg durchs Fenster, noch rannen ihre Thränen, noch kämpfte sie in stummer Verzweiflung mit ihrem Weh.

Jetzt sprang sie empor; das bißchen Himmel, das sie von ihrem Fenster aus sehen konnte, war vom Abendschein gerötet. „O grüß ihn, grüß ihn!“ rief sie mit so lauter Stimme, daß sie selbst davor erschrak. Dann hob sie Frau Burgels Brief wieder vom Tische auf — vergoldend fiel der Wiederstrahl darauf; sie las und las, als sei alles wieder neu, was darin stand; doch da sie an die Stelle kam: sonst stirbt er noch daran, da steigerte ihre so erregte Phantasie die Gefahr ins Augenblickliche, sie sah ihn schon tot, schon verloren — sie kam zu spät — sie sollte ihn niemals mehr erblicken!

Wäre der Garten ins Freie gegangen, sie wäre zum Fenster hinausgesprungen, fort, immer weiter, zu Fuß zurück; entfliehen, ja, sie wollte entfliehen; aber — wie aus dem Hause entkommen, wie die Reise machen ohne Geld?

Den andern Morgen mußte der Arzt geholt werden, die Schwäche, die seit ihrer Vergiftung noch oft wiederkehrte, hätte sich fast zu völligem Erlöschen gesteigert — aber ob sie auch regungslos lag: entfliehen, entfliehen war ihr einziger Gedanke.

26. Flucht.

Der Anfall währte nur wenige Tage, mit ganzer Willenskraft arbeitete sich Rose wieder heraus; sie wollte nicht hier bleiben, auch der von ihrem Bräutigam angekündigte Besuch, den er ihr nächstens in der Pension machen wollte, trieb sie fort — sie wollte ihn nicht sehen — erst mußte sie wieder frei sein von jedem Versprechen; und immer wieder schien ihr Flucht die einzige Rettung.

Sie hatte bis jetzt nie daran gedacht, ihr Taschengeld zurückzulegen — und wollte sie nun erst damit anfangen, es hätte Monate gedauert, um die kleine zur Reise nötige Summe zusammen zu bringen. Eine ihrer Mitschülerinnen aber um ein Darlehen anzusprechen, wagte sie auch nicht: die kleinen, ihre Freundinnen, hatten selbst gar wenig, und den größeren durfte sie sich nicht anvertrauen.

Der Frühling war einstweilen mit siegender Gewalt ins Land gekommen; alles blühte und grünte in heller Pracht, doch was die anderen zu hellem Jubel stimmte, machte Rosens Herz nur noch trauriger.

Da wurde für einen von Lehrstunden freien Nachmittag die den Pensionärinnen schon lange versprochene

Besteigung des Münsterturmes bestimmt. Das Wetter war klar und rein, Rose hoffte, nach Süden ausblickend, wenigstens den Himmel ihrer Heimat erschauen zu können. Aber schon auf der Hälfte der Treppe mußte sie sich auf die Stufen niedersetzen; ihre Kräfte reichten nicht aus. Mitleidig sah sie die Lehrerin an, die hinter ihr herkam: „Fräulein von Allmen, warten Sie unten in der Kirche auf uns — oder, es dauert doch wohl eine halbe Stunde, gehen Sie lieber nach Hause, es ist ja nicht weit, und ich will es verantworten."

Rose nickte nur und dankte mit mattem Lächeln. Oh! jetzt wäre die Gelegenheit da — fliehen — zur Eisenbahn eilen — wenn sie nur Geld hätte!

Sie ging hinunter ins Münster. Wieder verschwand hier, wie schon das erste Mal, da sie es betreten, alle andere Empfindung vor dem überwältigenden Eindruck, den das hohe spitzgewölbte Säulenschiff in seiner großartigen stillen Majestät auf sie ausübte. Durch die bunten Fenster fielen hellleuchtend die Sonnenstrahlen und zogen sich wie Nebelschleier, in denen Stäubchen auf und nieder flogen, zum Boden herab. Die übrige Halle war durch diesen streifenweisen Glanz um so dunkler und farbloser. Still und einsam war's wie sonst selten, und wie des Mädchens Augen sich nach oben wandten und an den wundervollen Steinornamenten haften blieben, da kam die Erinnerung aus lang entschwundener Kinderzeit über sie: sie gedachte des Vaters, der einst in München auch für solch hohe Kirche die schöne Kanzel gearbeitet hatte. Thränen füllten ihre Augen, sie eilte

vor zum Altar, warf sich auf die Kniee, und in tiefer Klage rief sie aus: „Vater, mein Vater, schaue hernieder auf dein Kind — o sende wieder deinen Segen, hilf mir, zeige den Weg zur Freiheit und Heimat — laß mich sie wieder finden!“

Langsam erhob sie sich wieder und trat, ohne auf die anderen zu warten, den Heimweg an. An der Straße, wo sie vom Münsterplatz einbog, war ein Goldwarenladen; im Vorübergehen streiften ihre Augen die ausgesetzten Gegenstände; plötzlich blieb sie stehen, von einem Gedanken getroffen, und rasch entschlossen trat sie in den Laden.

„Was kosten die Halsketten, die dort am Fenster hängen?“

„Sie meinen die breiten mit Granaten? Es ist Imitation von Bauernschmuck,“ antwortete der Kaufmann, indem er rasch gegen das Fenster trat und einige zur Auswahl herabholen wollte.

„Ich will nicht kaufen, ich möchte nur wissen, was sie wert sind!“

Der Kaufmann trat zurück und sagte in etwas nachlässigem Ton: „Nun, je nachdem, zwanzig bis dreißig Frank immerhin!“

Rosens Augen leuchteten auf. „Ich hab' eine solche Kette noch von meiner Tante her — würden Sie mir die abkaufen?“

„Hm, zeigen Sie einmal her!“

„Ich hab' sie nicht da, aber wenn ich wieder vorbei komme — wollen Sie?“ fragte sie in atemloser Spannung.

„Ich muß sie doch erst sehen! Bringen Sie sie her, mein Fräulein, wir werden sicher Handels einig.“

Rose verließ den Laden.

In der Pension war nur das Dienstmädchen zu Hause, das die Hausthür öffnete und verwundert das Fräulein ansah, welches gegen alle Gewohnheit so allein heimkehrte.

„Die andern sind noch auf dem Turm, es war mir zu hoch! Ist Madame Quirin oben in ihrem Zimmer?“

„Nein, Fräulein, alles ist fort. Sie wissen, am Mittwoch ist ja Theekranz, und auch die Mamsell macht einen Besuch bei ihrer Tante.“

„Sabine,“ sagte Rose und legte bittend ihre Hand auf des Mädchens Schulter, „lassen Sie das Hofthor einen Augenblick noch offen, ich möchte nur noch kurz eine kleine Besorgung machen, aber ich muß mir erst noch etwas aus meinem Zimmer holen.“

In Hast sprang sie hinauf und suchte die Kette aus der Schieblade hervor, in welcher ihr Mieder lag, sowie ihr ganzer Anzug, den sie aus der Heimat mitgebracht und erst hier in der Stadt gegen die elegante Pensionskleidung vertauscht hatte. Dabei fiel ihr ein, wie fremd sie sich selbst war, wie wenig sie sich so in ihren Bergen heimisch fühlen, und daß er, er sie gewiß nicht erkennen würde.

Rasch entschlossen kleidete sie sich um und deckte mit dem großen Regenmantel die bäuerische Tracht. Ihren Pensionshut nur behielt sie auf, raffte die Briefe von Pfarrer Klein und den Frau Burgels zusammen, um

sie sicher im Mieder zu bergen. Schon war sie an der Thür, da fiel ihr Blick auf die Laute — die wollte sie nicht zurücklassen. Aber wie sie mitnehmen? Offen durch die Stadt? Jedermann würde ihr nachblicken! Einen Augenblick besann sie sich. Ja, so ging's. Rasch band sie dieselbe um die Taille fest und hielt sie dann mit der Hand unter dem Regenmantel versteckt.

Das alles war das Werk kurzer Augenblicke gewesen, und es währte nicht lange, so stand Rose abermals in dem kleinen Laden und hielt in den Händen die hübsche silberne Halskette, die ihr Frau Bächi dereinst zur Konfirmation angelegt und dabei gesagt hatte: „Halt's in Ehre, Kind, hat schon deinem Großmüetterli g'hört." Damals hatte sie gedacht, sie nie verlieren zu wollen, jetzt hätte sie achtlos den größten Schatz verschenkt, ihr Ziel zu erreichen.

Der Kaufmann betrachtete lange prüfend die Steine und Arbeit, wog die Kette in der Hand, legte sie zum Überfluß noch auf die Silberwage und sagte endlich, nachdem des Mädchens Blicke erwartungsvoll, aber lange vergeblich an seinem Munde gehangen hatten:

„Gewöhnliche Arbeit, ziemlich vertragen, hier fehlen ein paar Steine; mein Fräulein, mehr als acht Frank ist die nicht wert!"

Er sah die Enttäuschung auf Rosens Gesicht.

„Höchstens zehn, aber auch keinen Sou mehr."

„Sie sagten zwanzig bis dreißig, die dort am Fenster — und meine ist doch schöner, legen Sie sie daneben!"

„Nein, Fräulein, verlassen Sie sich auf mich, das

Ding da hat wenig Wert; ein anderer gibt Ihnen das nicht dafür; sehen Sie, man hat ja noch einen halben Tag Arbeit, um es nur ein bißchen anständig zu machen, und unsereins will doch auch etwas verdienen."

Rose nickte, sie schaute verloren vor sich hin.

„Komme ich mit dem Gelde bis nach Thun?" fragte sie plötzlich.

„Nach Thun in der Schweiz?"

„Ja, mein Vater ist krank — ich habe kein Geld zur Heimfahrt."

Der Kaufmann sah das gut gekleidete Fräulein erstaunt an — dann schien ihn die Übervorteilung des armen Kindes doch zu reuen.

„Wissen Sie was, Fräulein, ich gebe Ihnen fünfzehn Frank, damit ist die Kette gut bezahlt, und Sie kommen sicher hin."

„O Dank! Wissen Sie, wann die Züge gehen?"

„Nein, nicht genau."

„Aber den Weg zur Eisenbahn?"

„Den kann ich Ihnen zeigen — und ich glaube auch, um diese Zeit ungefähr muß ein Zug nach Basel abgehen."

Er legte die Kette auf den Ladentisch, händigte dem Mädchen das Geld ein und wollte eben mit ihm unter die Ladenthür treten, da sah Rose auf der anderen Seite den langen Zug der Pensionärinnen vorüberziehen. Erschrocken wich sie zurück, ungeduldig wartend, bis auch die letzte um die Ecke gebogen war. Dann schlug sie eilenden Schrittes die angegebene Richtung ein. Mehr-

mals ging sie irre, öfters mußte sie wieder fragen — aber Ermattung und Schwäche fühlte sie jetzt nicht — wenn nur ein Zug ging, ehe sie in der Pension vermißt wurde!

Sie hatte Glück! Als sie ihr Billet verlangte — es kostete freilich fast ihre ganze Barschaft, nur bis Bern — rief ihr der Billeteur zu: „Aber eilen Sie, der Zug hat schon abgepfiffen.“

„Dritter Klasse, nach der Schweiz, nach Basel,“ hauchte sie fast tonlos dem Kondukteur entgegen.

„Rasch einsteigen — hier —“ entgegnete der und half der Atemlosen die Stufen hinauf. Sie sank auf die Holzbank, sie atmete hoch auf — die Thür wurde zugeschlagen, die Lokomotive pfiff, und fort dampfte der Zug, fort in die Freiheit, in die Heimat, zurück in ihre Berge, in ihre liebe, teure Schweiz.

---

27. Schluß.

Mitten in der Nacht war der Zug nach Basel gekommen, und erst den andern Morgen ging er weiter nach Bern. Auf der Bank in einen Winkel des Wartesaals gedrückt, hatte Rose die langen Stunden halb schlafend, halb träumend hingebracht, ihr dünner Mantel schützte sie kaum vor der immerhin noch kalten Nacht. Oft waren Züge gegangen und gekommen, der Wartesaal leer und wieder voll geworden, jetzt schien der Morgen durch die Scheiben. Da endlich wurde der Zug abgerufen, der auch sie weiter führen sollte; in ihrer Hast und Aufregung beeilte sie sich, unverweilt ihren Platz einzunehmen, ohne sich vorher durch ein Frühstück zu stärken, um nicht ihre so kleine Barschaft noch unnötig zu schmälern. So konnte es ihr gerade noch bis Thun reichen.

Sie hatte hellen Mut; die Freude, ihre Berge zu sehen, über wilde Schluchten und schäumende Gießbäche zu fahren, die lieblichen Thäler mit den ihr so wohlbekannten Holzhäusern zu bewundern, und das Gefühl, in der Heimat zu sein, ließ sie den Hunger vergessen, der sich nach und nach einstellte. Fröhlich sah sie hinaus auf die schroffen Abhänge und engen Felsenpässe des

Münsterthales, wo tief unten die wilden, weißschäumenden Wellen der Birs hoch aufspritzten, dann ging es wieder durch ein sonnig grünes Thal mit Dörfern und Mühlen, Schmieden und Eisenhämmern.

Aber die Fahrt dauerte lange Stunden, allmählich übermannte Rose die Mattigkeit, sie schlief ein in ihrer Wagenecke und erwachte erst wieder, als der Kondukteur ziemlich unsanft ihr Billet forderte. Sie fuhr empor und suchte danach; sie hatte es in der Tasche des Regenmantels gehabt, dieser aber, den sie ausgezogen und neben sich gelegt hatte, war nicht mehr da; ebenso fehlte auch ihr Hut. Bestürzt suchte sie nach allen Seiten; umsonst. Mit dem Mantel war auch das kleine Portemonnaie fort, darin zwar nicht mehr sehr viel gewesen, aber es hätte ihr doch recht not gethan in diesem Augenblick. Sie vermißte auch die Kleidungsstücke nicht schwer und war nur froh, als sie ihre Laute noch neben sich in der Ecke stehend fand; nur das Billet konnte sie dem Kondukteur nicht ersetzen, und das war das schlimmste. Bittend und angstvoll sah sie zu ihm auf.

„Beruhigt Euch," sagte er, „ich hab's Euch ja selbst coupiert; weiß, daß es da war. Ich erinnere mich jetzt auch — vor zwei Stationen sah ich eine Frau hier aussteigen mit Mantel und Hut, den sie vorher nicht aufgehabt hatte — ich gab nicht weiter acht darauf — ich bin kein Polizeidiener — Ihr müßt selbst besser aufpassen, wo so viel Volks mitfährt — 's ist Euer Schaden."

Rose war froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein; sie stieg aus, ihre Laute im Arm. Die vielen

Fremden auf dem Perron sahen sich bewundernd nach dem blassen schönen Mädchen um, das an ihnen vorüberschritt. Sie selbst wußte nicht recht, was thun. Mittagszeit war längst vorüber, sie, die sonst so wenig bedurfte, fühlte, daß sie umsinken würde, wenn sie nicht wenigstens ein Stück Brot bekommen könne. Aber sie scheute sich, ohne einen Sou ans Büffett zu gehen.

Und wie nach Thun kommen? Fünf bis sechs Stunden war es zu gehen — sie hatte gefragt — mit der Bahn wäre sie in einer Stunde dort gewesen, aber sie hatte ja kein Geld, die Fahrt zu bezahlen. Vergebens besann sie sich, ob sie noch etwas verkaufen könnte — ja, wäre der Hut, der Mantel noch da gewesen, aber sie hätte ja doch keinen Trödler hier in der fremden Stadt gekannt.

Da klang eine Stimme an ihr Ohr: „Heda, schöne Lautenschlägerin, wo laßt Ihr Euch denn hören?“ Sie schaute um und sah in das dicke, rote Gesicht eines behäbigen Mannes in grauem Schützenrock, der ihr nun wohlgefällig auf die Schulter klopfte.

„Kommt nur in mein Wirtsstub! 's ist abends gut besetzt, kommt und singet Eure Schnadahüpfli. Wenn Euer Gsang so fein ist wie Euer Gsicht, so wird's schon was eintrag'n. Also fragt nur nach der Wirtschaft zum goldene Ochs. Das zeigt Euch ein jeder!“

Da fiel Rosen ein, wie sie einst als Kind daran gedacht, mit Hänsli in die weite Welt zu ziehen und ihre Lieder zu singen für seinen Unterhalt.

„Kann ich gleich mitkommen?“ fragte sie angstvoll.

„Erst heut abend,“ war die Antwort; dann nickte

er ihr freundlich zu und ging seines Weges. „Aber vergesset's nicht: im goldne Ochs!“ rief er wieder zurück, indem er sich nochmals umwandte.

Heute abend erst! Doch sie bedürfte des Geldes jetzt; in zwei Stunden ging der Zug nach Thun — dazu — dazu mußte sie etwas verdienen. Der dicke Wirt hatte ihr den Weg gezeigt, ihre Laute sollte ihr helfen, sie wollte ihr Lied vor den Leuten tönen lassen, damit sie ihr die Mittel zur Reise gäben.

Mechanisch war sie dem Schwarm der Reisenden gefolgt, die sich auf den Straßen verteilten; nun ließ sie ihre Blicke umherschweifen, wo sie wohl am geeignetsten ihr Vorhaben ausführen könnte; nirgends aber war hier ein grüner Platz, eine Bank oder ein Spaziergang, wo die Vorübergehenden horchend stehen bleiben würden.

So war sie nun schon durch mehrere Straßen gewandert, schleppenden Ganges, denn ihre Kräfte drohten zu schwinden. Sie lehnte sich einen Augenblick, um auszuruhen, an eine der Säulen der Laubgänge, welche die Hauptstraße Berns zu beiden Seiten einfassen; da hörte sie, wie einige Fremde vor ihr sich begrüßten.

„Kommt doch mit hinauf auf die Münsterterrasse, die Aussicht ist dort die prächtigste von ganz Bern.“

Rose raffte sich wieder auf und folgte von weitem den führenden Fremden, denn sie kannte ja weder Weg noch Steg. Durch kleine Gassen und hohe Treppen ging's hinauf bis zum Münster, dessen erhabene gotische Steinpracht aus dem schattigen Lindengrün emporragt, das sich über die weite Terrasse ausbreitet. Und da in

der Ferne lag wieder der ganze Glanz ihrer Alpenwelt vor Rosens Augen. Die flammten auf in heller Freude, aber nur einen Augenblick, dann dachte das Mädchen ihrer Lage und warum sie gekommen. Es waren viel Kinder da auf dem Platze, große und kleine mit ihren Bonnen, auch einige Fremde, aber nicht viel.

Doch sie mußte jetzt einmal anfangen und versuchen, sonst wurde es zu spät; so nahm sie die Laute in die Hand, lehnte müde wie sie war an das Eisengitter der Umfassung und fing an, eines ihrer alten Lieder zu singen. Schwach erst und traurig klang die Stimme, aber sie ward immer heller und klarer. Einige der Vorübergehenden blieben stehen, die schöne Gestalt, die gut kleidende Berner Tracht, das blasse, kummervolle Gesicht erregten Mitleid und Wohlgefallen; immer größer ward der Kreis, der lauschend sie umstand, und als sie nun geendet und mit gesenkten Augen verschämt dasaß, aber die Hand ein klein wenig erhob, da sprang ein schön angezogener Knabe herzu, und indem er seinen eigenen Hut vor sich hinhielt, rief er auf englisch:

„O Mama, du mußt ihr etwas geben!“ und alsobald regnete es Silber- und Kupfermünzen in des Knaben Hut.

Thränen liefen über Rosens Wangen, als sie das Geld in der Hand hielt, sie streichelte dem Knaben dankend den blonden Lockenkopf, der sie an ihr Hänsli erinnerte, dann schaute sie freudig nach den Bergen hinüber: heute abend konnte sie ja nun dort sein, und jubelnd sang sie mit heller Stimme einen so jauchzenden

Willkommjodler ihnen entgegen, daß die Zuhörerschaft in stürmischen Beifall ausbrach.

„Noch eins!" rief der kleine Knabe, der zuerst für sie gesammelt hatte; und sie sang und sang, bis sie auf einmal immer blasser wurde und die Laute ihren Händen entfiel. Erschreckt sprangen einige der Damen herzu und fingen die Ohnmächtige in ihren Armen auf.

Es währte lange, bis das übermüdete Mädchen wieder zur Besinnung kam; gierig trank sie Wasser, das ihr aus dem nahen Brunnen gebracht wurde. Dann aber nahm sie alle Kraft zusammen, sie wollte, sie mußte mit dem nächsten Zuge fort.

Die Damen, die sich ihrer angenommen, hatten schon während ihrer Ohnmacht an dem ganzen feinen Gesicht, an den zart gepflegten, der Arbeit ungewohnten Händen gesehen, daß dies kein einfaches Bauernmädchen war. Neugierig wollten sie es ausfragen, aber Rose gab keinen Bescheid mehr.

„Nach der Bahn," rief sie, „nur nach der Bahn, ich muß fort!"

Eines der jungen Mädchen erbot sich, sie zu begleiten, und dieser erzählte sie dann in kurzen Worten, wie ihr ihre kleine Barschaft während der Fahrt gestohlen war, wie sie seit gestern nichts zu sich genommen, und wie durch den alten Wirt sie auf den Einfall gekommen sei, mit der Laute sich Hilfe zu ersingen.

Dabei fuhr sie mit der Hand in die Tasche und holte lächelnd die kleinen Münzen heraus. „In Thun werd'

ich's den Armen wiedergeben," sagte sie, „doch jetzt — wie froh bin ich drum!"

„Aber," meinte die junge Begleiterin besorgt, „das wird wohl nur reichen zum Billet, und Sie müssen erst etwas essen. Dafür, bitte, lassen Sie mich sorgen."

Rose nickte, nahm ihre Hand und drückte sie an die Lippen. Sie waren nun am Bahnhof und hatten noch eine gute halbe Stunde bis zum Abgang des Zuges, so daß Rose völlig Zeit hatte zu dem stärkenden Imbiß, den die Fremde bestellte, ehe sie sich von dem Mädchen verabschiedete, das ihr nochmals mit thränengefüllten Augen den innigsten Dank sagte.

Endlich war Rose im Zug, der sie in kurzer Stunde zu ihrem Endziel bringen sollte. Hochauf schlug ihr Herz, als er sich in Bewegung setzte; ihr Geld hatte zwar doch nicht gereicht, das Billet bis nach Thun selbst zu lösen, nur bis nach Station Münsingen, aber das that nichts — dann brauchte sie nicht durch das Städtchen, und es war nur eine halbe Stunde weiter zu gehen. Jetzt war sie ja auch gestärkt und scheute keine Ermüdung mehr.

Und der Zug rollte vorwärts — der Aufenthalt an den Stationen schien ihr endlos, aber immer näher rückten die blauen Berge, der hochragende Stockhorn, der Niessen im Abendschein; sie kannte sie alle — jeder einzelne war ihr befreundet, sie fühlte, wie sie zu ihnen gehörte, sie hätte laut aufjubeln mögen, daß sie ihre Berge wieder so nahe sah.

Und nun war die letzte Viertelstunde der ihr endlos

scheinenden Fahrt überwunden. Münsingen war erreicht; sie stieg aus und allsogleich schlug sie den Pfad ein, der sich nach der Bergwand hinzog, an dessen Abhang entlang sie weiter schritt.

Etwas höher hinauf führte jetzt der Weg, da sah sie in der Ferne den schimmernden See vor sich liegen und dahinter scharf gezackt mit ihren breiten Schneematten die Blümlisalp, Mönch, Eiger und Jungfrau; eben lagen die letzten Sonnenstrahlen vergoldend darauf, und dort grüßte das Städtlein, und hoch über den alten Gebäuden und Dächern das hohe stattliche Schloß mit den runden Türmen an den vier Ecken. Lauter Freunde, die sie willkommen hießen. Ihr Herz flog in stürmischer Wallung dem Wiedersehn entgegen — und doch, von all den Menschen, die dort wohnten, nicht einer erwartete sie; und der Eine, den sie sich zu sehen sehnte, der ihr war wie die Sonne des Lebens, ohne deren Schein sie nicht atmen und nicht gedeihen konnte — wie würde der Eine sie empfangen? Er ahnte nicht, wie nahe sie ihm war, wie jeder beflügelte Schritt sie ihm näher trug — unwiderstehlich näher, wie die Motte dem Licht, trieb es sie vorwärts; einige Holzhauer und Bauernfrauen, die ihr begegneten, sahen ihr kopfschüttelnd nach — war das eine Irre, die so dahinjagte — ihr Gewand fliegend, ihr Haar flatternd im Winde? Aber sie achtete des nicht — sie dachte nur an ihn und wie er sie wohl aufnehmen würde, nun sie von so weither wieder zu ihm kam. Und sollte er zürnen, weil sie sein Gebot verletzt, und sollte er sie wegstoßen in verachtendem Hohn, besser

einen kalten Blick von ihm als den Kuß eines anderen, besser sein scheltendes Wort, — wenn sie nur seine Stimme hörte, seine Stimme, die sie erbeben machte ins innerste Herz, — als das Liebesgeflüster Walderfelds, das ihr jetzt zuwider war, wenn sie nur daran dachte.

So stürmte sie vorwärts durch Wald und Halden, hin und wieder nur langsamer, wenn der Weg gar so steil bergan ging, oder wenn die wechselnden Gedanken der Furcht und des Bangens sie den Schritt hemmen ließen. Nun aber tauchte zwischen den Bäumen das Strohdach der Unteren Wart empor; sie mußte stehen bleiben und drückte die Hand aufs Herz, denn sein ungestümes Pochen drohte ihr den Atem zu nehmen; eine Centnerlast legte sich auf ihre Brust, und langsamer, immer langsamer ging sie voran, nun war die Entscheidung so nahe, und Todesangst durchzog sie fröstelnd; wenn er ihr gebot, das Versprechen zu halten, das sie gegeben, um ihm zu gefallen, wenn er sie von sich verstieß, hinaus in die Welt — o nein, das konnte er nicht — sie wollte ja nichts weiter, als ihm dienen mit all ihren Kräften, nur die Erlaubnis, ihm nahe zu sein, kein Wort brauchte er mit ihr zu sprechen, keinen Blick auf ihre Gestalt vergeuden — nur in seiner Nähe atmen — . . . . . .

Jetzt war sie am Steg, der über das Bächlein führte und über die grüne Halde zum Tannicht und ins Wohnhaus. Sie stand zögernd, unentschlossen; nein, lieber anders herum, erst durch den Wald, von der anderen

Seite durch die Hinterthür wollte sie eintreten, damit er sie vom Fenster aus nicht sehen konnte.

Hier kannte sie jeden Baum, jeden Strauch — unter den hohen Tannen dahin, auf den moosigen Wegen; noch war der Himmel vom Abendrot erleuchtet, nun sah sie der alten Eiche zackig Geäst — dort bei den Rosen wollte sie rasten, dort auf der Bank Mut sammeln, ins Haus zu treten und die Worte zu wohlgesetzter Rede überlegen, denn sie fühlte, wie ihr die Zunge im Munde trocken war, wie sie kein Wort hervorbringen könne, wenn sie jetzt vor ihn treten müsse.

Wieder blieb sie stehen um Atem zu schöpfen, und da sie langsam die Abendluft einsog, durchströmte sie zarter Rosenduft wie holder Frühlingsgruß. Noch war es erst Mai, aber schon früh erschlossen waren die Knospen, denn der Winter war mild gewesen, und früher denn sonst hatten die Sonnenstrahlen keimtreibende Wärme. Mit leichtem Schritt und frischem Mut eilte das Mädchen über den Moosteppich auf den Rosenstock hin, die ersten Blüten zu begrüßen. Da sah sie Kermatten auf der Bank unter der Eiche sitzen; er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und die Geige lag neben ihm.

Ihr nahender Schritt hatte ihn nicht aus seinen Träumereien aufgescheucht; wie oft ging eines der zahmen Rehlein ganz dicht an ihm vorüber! Jetzt aber wurden seine Kniee umfaßt, und ein herzzerreißendes Schluchzen drang an sein Ohr. Rose war vor ihm niedergesunken.

„O Herr, verstoßt mich nicht — ich kann nicht mehr leben fern von Euch; ich habe mich bezwungen die lange

Zeit; laßt mich Euch dienen wie in früheren Tagen, wo ich so glücklich, so wunschlos war. Ich bin nicht zur Dame gemacht, ich kann's nicht lernen, o, schickt mich nicht wieder fort, oder ich muß sterben vor Sehnsucht und Heimweh."

Feuchten Auges blickte er auf sie nieder, seine Hände lagen auf ihrer Schulter, wie sie den thränenden Blick flehend zu ihm emporhob. Er hätte das Köpflein zwischen seine zwei Hände nehmen mögen, aber er bezwang sich und fragte tonlos:

„Dir dauert die Prüfung zu lang, und die Trennung vom Bräutigam?"

„Nein, nein!" rief sie leidenschaftlich und sprang empor. „O sagt nicht den Namen — ich kann ihm nicht folgen, ich kann keine Braut sein; — ich kann keinem folgen, der mich fortnehmen will von Euch, von meinem Licht, meinem Leben!"

Ein Jubelton drang aus der Brust des starken Mannes.

„Viola — Rose von Allmen!" — es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem eigenen Namen nannte. „Rose von Allmen, so liebst du mich?"

Bestürzt sah sie auf. „Euch, Herr? O nein — nie hab' ich daran gedacht — ich weiß es nicht — aber Eure Magd laßt mich sein, Euch dienen ist mein Wunsch, mein einzig Glück hier auf Erden!"

„O du mein Liebling!" rief er und zog sie umschlingend an sich heran. „Du weißt es nicht, ob du

mich liebst? Aber ich — ich weiß es nun, jedes Wort, jeder Hauch verrät — du bist mein — mein — mein!"

Sie wußte nicht mehr, wo sie war, sie fühlte nur eine Wonne ihren Körper durchrieseln, sie mußte seinen Hals umschlingen und sich fest an ihm halten, um nicht im Taumel des Glücks zu vergehen; es war, als wüchsen ihr Flügel, die sie emportrugen, ihn und sie, hinauf zum Paradies, sie hing an seinem Munde, und aus ihrem heißen Kuß sog er jungfrische Kraft zu neuem Leben.

Da erklang ein heller Accord wie jubelndes Frohlocken von der Geige Saiten. Mit streifendem Flügel hatte sie die Nachtigall berührt, die aufflog zum Gipfel der Eiche, ihr schmelzendes Nachtlied in den sinkenden Abend zu singen. Und die Nachtigall sang von Liebe und Glück und von siegender Kraft des wonnigen Frühlings.

28. Ausklingen!

Ob Walderfeld und die kleine Goldrike sich noch gefunden? Wer kann es sagen? Wir hoffen es, aber wir wissen es nicht. Wer könnte die Fäden auch alle verfolgen, die das Schicksal ewig weiter spinnend ineinander verwebt und wieder zerreißt; genug, daß ein Paar sich glücklich gefunden!

In Thun aber erinnern sich noch viele, wenn sie am mondhellen Abend spät heimkamen über den Grüsisberg, wie Feengesang im Rauschen des Windes, die süßen Geigentöne gehört zu haben. Doch es war kein traurend Klagen mehr um verloren Erdenglück, es war ein dankend Frohlocken, ein Erzählen vom Ineinanderfließen zweier Seelen, ein glaubenfreudig Hoffen auch auf ein Ewigvereintbleiben dort in den reinen Himmelssphären, zu denen die Töne emporstrebten.

Und wenn wohl einer lauschend den Klängen folgte und vom Pfade abgelenkt aus dem dunklen Nachtschatten der Bäume die Lichtung erspähte, wo der Mondschein durch die Blätter der Eiche auf die Rosenbeete fiel, dann mußte er sehen, daß es nicht Geisterhände waren, welche das süße Getön den Saiten entlockten, aber erfreuender als lichthelle Feenerscheinung war der Blick in die glück-

verklärten Züge des Geigers, über dessen dunklem Haar das Mondlicht flutete, und zu dessen Füßen eine liebliche Frauengestalt lauschend saß, die dunklen traumhaften Augen mit seligem Lächeln in den seinen verloren.

Jetzt ist die Geige im Grüsiswald verstummt, lange schon haben dort die seligen Fräulein aufgehört ihr Spiel zu treiben, es ist keinem Sterblichen mehr vergönnt, den Feenreigen zu belauschen, wohl aber finden die Mädchen und Burschen, wenn sie in Sommer- und Frühlingstagen den Wald durchstreifen, noch wilderblühende feine Gartenblumen: zwischen dem Farnkraut am Wasserfall die weiße Lilie, versteckt im Gestrüpp der Tannen die blaue Glicine, und an der Eiche mitten in der Wildnis schlingen sich gelbe Theerosen empor, dieselben, zwischen deren Geblätter einst der Mondstrahl verklärend herabschien auf das schöne Antlitz der Rose von Allmen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Von derselben Verfasserin sind ferner erschienen:

Rhodopis. Ein Märchen.

G. Braun'sche Hofbuchhandlung. Karlsruhe 1884.

Ring, Kranz und Schleier.

Ein Märchen als Brautwillkomm.

G. Braun'sche Hofbuchhandlung. Karlsruhe 1885.

Die Liebesquelle von Spangenberg.

Erzählung.

Alexander Duncker. Berlin 1885.

Waldprinzeßchen. Ein Märchen.

Illustriert von Prof. F. Keller.

Alexander Duncker. Berlin 1885.

Die Rosen der hl. Elisabeth.

Dramatische Legende.

G. Braun'sche Hofbuchhandlung. Karlsruhe 1886.

In der Geißblattlaube.

Märchensammlung von J. Scheffel und A. v. Freydorf.

C. C. Meinhold & Söhne. Dresden 1886.

Allerlei Kinder-, Blumen- und Vogel-Geschichten.

Bilderbuch, illustriert von Anton von Werner.

Süddeutsches Verlags-Institut (Emil Hänselmann's Verlag).

Stuttgart.

Freydorf, A. v.

Der Geiger von Thun Roman

Bielefeld, Leipzig 1888